Bergische Jonges



Ernste und heitere Erlebnisse aus dem Feldzuge 1870—71 im X. Armeekorps

Von

Karl Sander, Elberfeld

Veteran der Feldzüge 1866 u. 1870—71

Preis M. 2.80

Elberfeld 1914

Druck und Verlag von A. Martini & Grüttefien

R Bellingrath.

$2 3

Bergische Jonges

Ernste und heitere Erlebnisse aus dem Feldzuge 1870—71 im X. Armeekorps

Von

Karl Sander, Elberfeld

Veteran der Feldzüge 1866 u. 1870—71

Elberfeld 1914

Druck und Verlag von A. Martini & Grüttefien

Inhalt.

Vorwort.

Seit längerer Zeit war die Herausgabe des vorliegenden Buches geplant, weil kleine, von mir verfaßte Kriegsschilderungen, die im hiesigen „General-Anzeiger" veröffentlicht worden sind, eine sehr freundlich Aufnahme fanden und ich vielfach aufgefordert wurde, mehr zu schreiben.

Eine gewisse Berechtigung dieser Wünsche war nicht abzustreiten, da meine Schilderungen vielfach Verhältnisse und Personen aus dem Bergischen berühren und meines Wissens derartige persönliche Erlebnisse noch von keinem „Bergischen" in Buchform herausgegeben worden sind.

Inzwischen ist das deutsche Volk wiederum in eine blutig-ernste und große Zeit eingetreten und ich hegte Bedenken, ob die Erinnerungen aus weit zurückliegender Zeit nicht durch die neuesten Ereignisse überholt würden.

Wenn das Werkchen nun doch erscheint, so geschieht es in der Annahme, daß Selbsterlebtes nicht veralten kann. Auch wird manches, was wir in den letzten Wochen durchgemacht haben, dem freundlichen Leser meines Buches wie ein Spiegelbild erscheinen und andere werden zu Vergleichen zwischen damals und heute angeregt werden. Geblieben ist der Mut des deutschen Volkes, das felsenfeste Vertrauen auf die gerechte Sache und das Heer, sowie die Liebe zu Kaiser und Reich.

Das Buch soll für die breite Öffentlichkeit, nicht für besondere Leserkreise bestimmt sein. Es soll insbesondere den noch lebenden der „Bergischen Jonges", die 1870/71 beim X. Armeekorps standen, nochmals die große Zeit vor Augen führen, nicht als Kriegsgeschichte, sondern in Form selbsterlebter, wahrheitsgetreuer Schilderungen eines einfachen Mannes.

Da diese bergischen Kameraden und die vielen Freunde der Elberfelder Turngemeinde, der ich fast ein Menschenalter angehöre, in dem Buche öfters Erwähnung und Wertschätzung erfahren, widme ich diesen das kleine Werk.

Elberfeld, im September 1914.

Der Verfasser.

NB. Zur Richtigstellung einzelner Namen und Daten stand Verfasser die Regimentsgeschichte zur Verfügung.

Das Vorspiel.

Den Bewohnern des Wuppertals, besonders der Städte Elberfeld und Barmen, bot sich im Jahre 1869 ein seltenes militärisches Schauspiel. In und bei genannten Städten wurde nämlich eine Landwehrübung abgehalten.

Da das Wuppertal nur ab und zu, wenn zur Manöverzeit dort Truppen einquartiert wurden, Soldaten in kriegsmäßiger Ausrüstung und Bewegung zu sehen bekam, so war diese Landwehrübung ein interessantes Kriegsbild.

Sozusagen in der Stadt, wenigstens direkt zu Elberfeld gehörend, auf dem sogenannten „Engelnberg" befindet sich der Paradeplatz. Zu welchem Zwecke dieser ungefähr zwei Hektare große Exerzierplatz, welcher an der oberen Seite einen Kugelfang hatte, hier angelegt worden ist, kann ich nicht sagen, denn ständige Garnison ist hier meines Wissens nie gewesen und Kasernen hat Elberfeld nicht gehabt. Soweit mir erinnerlich, ist der Platz nur von dem zur Barrikadenzeit hier gelegenen zweiten Bataillon des 16. Infanterie-Regiments und später von einer Rekrutenabteilung des 36. Regiments, welche hier im Jahre 1860 ausgebildet wurde, benutzt worden. Ob der Platz in früherer Zeit schon Truppen als Exerzierplatz gedient hat, ist mir nicht bekannt.

Das Landwehrbataillon Barmen Nr. 39 zog, wie gesagt, im Jahre 1869 die Landwehrleute des Wuppertals zu einer Übung ein. Hauptmann der Reserve Kessels, ein damals hier bekannter Rechtsanwalt, führte die Elberfelder Kompagnie. Ein dienstkundiger Premierleutnant von der Linie stand ihm mit Rat und Tat zur Seite. Auch einige Elberfelder Reserveleutnants waren bei der Kompagnie, die Herren Simons und Morgenrot; letzterer fiel 1870 bei Spichern. Diese Übung, zu der auch ich eingezogen war, daheim, unter den Augen unserer Angehörigen und Mitbürger machte uns viel Spaß, gab aber auch vielfach Veranlassung zu dienstwidrigen Handlungen, so daß man wohl aus diesem Grunde in späterer Zeit davon abgesehen hat, solche Übungen hier zu wiederholen.

Auf dem Paradeplatz wurde stramm exerziert und in Barmen, auf dem Scheibenstande der Schützengesellschaft auf Carnap, nach der Scheibe geschossen. Die Felddienstübungen spielten sich meistens in dem Gelände nördlich von Elberfeld und Barmen ab. Dort, wo jetzt das Barmer Schlachthaus steht, wurde die dem Bataillon verliehene neue Fahne eingeweiht und zwar durch den Kommandeur des 7. Armeekorps Exzellenz v. Zastrow.

Gerade als Se. Exzellenz die Rede hielt, brach ein Platzregen los. Die geladenen Gäste, Oberbürgermeister, Stadträte usw. spannten ihre Schirme auf und ein — natürlich nicht gedienter Herr ging hin und hielt dem General den Schirm über den Kopf, was dieser nicht sogleich merkte. Wir, die wir Front nach dem General hatten, sahen es und konnten ein Lächeln nicht zurückhalten. Der General merkte plötzlich, warum wir grinsten. Der alte Haudegen fuhr rot vor Zorn herum und schnauzte den liebenswürdigen Herrn gehörig an, so daß dieser ganz verdutzt wurde und schleunigst zurücktrat. Ein preußischer General, überhaupt ein preußischer Soldat unterm Schirm, noch dazu im Dienst, ist ja einfach nicht denkbar.

Damals war ich Dessinateur, also Musterzeichner bei der Firma Gebhard & Komp., welche wegen ihrer kunstvollen Handwebereien weltbekannt war und auf der Pariser Weltausstellung 1867 die goldene Medaille für Kunstweberei erhalten hatte. Unsere Waren gingen nach allen Teilen der Erde. In den Harems in Konstantinopel, in Marokko, Tunis und Tripolis wurden unsere golddurchwirkten Stoffe getragen. Nach Persien, Vorder- und Hinter-Indien versandten wir unsere reichgemusterten Erzeugnisse. In den Pampas Amerikas hüllten sich die Gauchos in unsere Ponchos und mit Paris waren wir stark beschäftigt. Perser in Lammfellmützen, schwarzbraune Inder, welche die teuren Slenders (breite Shawls mit Hindumustern) kauften. Pariser Vertreter von den großen Magazinen usw. usw. standen oft an meinem Arbeitsplatz, um zuzusehen, wenn ich neue Muster entwarf. Auch Minister und Regierungspräsidenten usw., welche Rundreisen machten und die bekanntesten und bedeutendsten Firmen des Wuppertals besuchten, haben neben mir gestanden. Es war in der Blütezeit der Wuppertaler Textilindustrie, der Zeit, in der hier in der Handweberei noch wahre Kunstgewebe angefertigt wurden, von denen man jetzt keine blasse Ahnung mehr hat. Außer in den Hauptstraßen der inneren Stadt hörte man in allen Nebenstraßen, ja in ganzen Stadtvierteln das Klappern des

Webstuhls, — tempi passati —! Ich war im Geschäft so schlecht zu entbehren, daß ich, vom Dienst kommend, das Bajonettgewehr in die Ecke stellte und schnell zu Pinsel und Bleistift griff.

So spielte sich diese militärische Übung in harmlos-heiterer Weise ab, und niemand ahnte, daß bald das Vorspiel zu dem großen Drama, welches die Franzosen glaubten auf deutschem Grund und Boden aufführen zu können, wozu sie aber selbst die Blutbühne stellen mußten, beginnen würde. Sie waren sehr begierig darauf, dieses Drama in Szene zu setzen, und suchten nach unseren Erfolgen im Jahre 1866 immer nach einem Stein und nach Gelegenheit, uns diesen an den Kopf zu werfen.

Da kam man an der Seine auf den Gedanken, uns dadurch zum Kriege zu reizen, daß man Preußen aufforderte, Luxemburg zu räumen. Luxemburg, in welchem seit vielen, vielen Jahren die Elberfelder und Barmer Färber, Weber und Bandwirker ihrer Dienstpflicht bei der 36ern genügt, wo über ein Menschenalter immer preußisches Militär gelegen hatte, dieses sollte ohne irgend einen triftigen Grund von uns geräumt werden! Da ging ein Murren durchs Volk, besonders in Preußen. Das war ein Fußtritt, eine brüske Herausforderung. Rache für Sadowa! Wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam die Kunde: Luxemburg räumen! Wie die Depesche durch die Zeitungen bekannt wurde, stellten die Färber ihr Waschen, Wringen und Abklanken ein, vergaßen fast das Wenden des Garnes im Kessel und ein „Donnerkiel“ nach dem andern rollte durch die Färbereien. Ja noch viel schwerere Flüche folgten. Die freieren Weber und Bandwirker ließen Webstühle und Bandgetauen stehen, gingen in die nächsten Kneipen, um selbst zu sehen und zu hören, ob die böse Mär auch auf Wahrheit beruhe. Luxemburg räumen, auf Befehl Napoleons? — Unerhört, und mancher rief: „Dat dörven vie, hol meck en Donnerkiel, nit lieden.“ Mißmutig gingen sie heim, die Landwehrkappe schief nach hinten gerückt, die schwarzgerauchte Mutz Kopf nach unten. Die blaue Weberschürze verschoben und in den ausgetretenen roten Plüschpantoffeln langsam über die Straße schreitend.

Daheim zeigten sie ihren Frauen das bekannte Bild, welches fast bei allen alten ehemaligen 36ern in Glas und Rahmen an der Wand hing, die Ansicht von der Festung Luxemburg. Dieses Bild, welches von den sauberen Weberfrauen allwöchentlich, wenn geschrubbt und frischer Sand in die Stube gestreut war, mit dem Putzleder sorglich gereinigt wurde, wobei sie dann jedesmal an die Zeit dachten, wo sie ihrem Herz-

allerliebsten Liebesbriefe geschrieben und in den „Soldatenbrief eigene Angelegenheit des Empfängers“ einen Papiertaler hinzugefalten hatten, d. h. ab und zu, denn Geld war rar: „Ja“, sagte dann Welm oder Pitter zum Kalina oder Drütschen: „Do söllen vie herut, kannst du deck sowat denken?“ Dabei schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß der Buchfink im Bauer ängstlich hin und her flatterte. Kalina oder Drütschen staunte und blieb stumm, sah immer das Bild an, schüttelte ungläubig den Kopf, bis ein brenzlicher Geruch sie ermahnte, daß die Erbsen eiligst umgerührt werden müßten. —

Ja, ja, es ging ein Murren durchs Land. Wenn's dem Willen des Volkes nach gegangen wäre, hätte man schon 1869 losgeschlagen.

Soweit ich mich entsinne, hieß es damals, Moltke hätte schon losschlagen wollen, Bismarck aber abgeraten. So mochte man denn wohl ohne Aufsehen zu machen tätig gewesen sein, um sich zu dem unausbleiblichen Kriege vorzubereiten. Damals ging dies auch besser wie heute. Die Zeitungen zerrten noch nicht alles so schonungslos an die Öffentlichkeit, man konnte sich ungenierter, unbelästigter vorbereiten. — Luxemburg wurde geräumt und der Fedehandschuh von den Preußen nicht aufgehoben. —

Das Volk schickte sich ins Unvermeidliche. Man war's auch noch gewohnt, sich dem Willen Napoleons zu fügen. Das Murren verstummte, und man sprach nicht mehr von der Sache. Man nehme Zeitungen und Zeitschriften aus der Zeit 1869—70 und wird vergeblich nach Kriegsdrohungen usw. suchen. Selbst die ersten Monatshefte der gelesensten Zeitschriften enthielten keine Andeutungen von Kriegsbefürchtungen, bis plötzlich die spanische Thronfrage auftauchte und nun folgte, was jedermann weiß. Es kam eben, wie es kommen sollte und auch mußte. Besser ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende.

An die Gewehre!

So erschallte der Befehl durch alle deutschen Gaue. So dröhnte er auch durchs Wuppertal und weiter durchs ganze Bergische Land. Die Waffenschmiede in Solingen legten die Hämmer nieder und banden die Schurzfelle ab. In den Tälern und Schluchten im Cronenberger und Remscheider Gebiet, wo an den Bächen, welche zur Wupper fließen, und an dieser selbst Hämmer und Schleifkotten liegen, hörte das Rauschen der Wasserräder und das Pochen der Hämmer für einige Tage auf,

denn die Reservisten und Landwehrleute aus dieser Gegend stellten sich ohne Zögern bei ihrem Bezirkskommando. Manche dieser einfachen kernfesten Männer haben ihre oft so idyllisch liegenden uralten, malerischen Kotten nicht wieder gesehen, kein Schwert mehr geschmiedet, kein Beil mehr geschliffen. In den gewerbfleißigen Städten Elberfeld und Barmen stand manche Getaue und mancher Webstuhl still. Auf den Kontoren und in den Bureaus wurden die Federn hingelegt, Prinzipale und Kommis mußten diese mit Gewehr und Säbel vertauschen und der rauhe Rotfärber warf den Wringknüppel hin mit einem kernigen Fluch auf Napoleon und die übermütigen Franzosen. Alles war mit einem Schlage wieder Soldat. In ernster Begeisterung, dieser aber auch laut Ausdruck gebend, fanden sich alle an den Gestellungsplätzen ein.

Das Oldenburgische Infanterie-Regiment Nr. 91, welches noch keine genügenden Reserve- und Landwehrbestände hatte, wurde durch solche aus dem Wuppertal auf die nötige Kriegsstärke gebracht. 600 Reservisten und Landwehrleute aus dem Bezirk des Landwehrbataillons Barmen wurden zu obigem Regiment einberufen.

Von Oldenburg waren zur Abholung der fürs 91. Regiment bestimmten Mannschaften 6 Offiziere, Hauptmann v. Finckh, die Sekondeleutnants v. Weddig, von der Lippe, v. Holtzendorf, Schmidt und Röhrsen II, sowie 30 Unteroffiziere und Gemeine nach Barmen gekommen. Es waren fast lauter große und schwere Leute, einige wohl 6 Fuß groß.

Wie erstaunten diese bei ihrem Eintreffen in Barmen! Daheim in Oldenburg nichts von lauter Begeisterung; denn gerade der Oldenburger legt sehr schwer sein phlegmatisches Wesen ab. Hier dagegen der begeisterte und alle mitbegeisternde hinreißende Jubel. Der Unterschied des Volkscharakters an der Hunte und der Wupper zeigte sich hier sehr deutlich.

Am Bahnhof von einer unabsehbaren Menschenmenge empfangen, wurden sie mit lautem Jubel und Musik in die Stadt geleitet. Während ihres Aufenthaltes wurden die Offiziere auf städtische Kosten verpflegt, ebenso die Mannschaften, welche hier schöne Tage verlebten. Nun, man konnte es ihnen gönnen, denn es kam eine schwere Zeit. Von den 6 Offizieren wurden 3 Mann schwer und 2 leicht verwundet, nur einer blieb unversehrt. Von den Mannschaften ruhen mehrere in französischer Erde und andere erhielten Wunden. Um so mehr ist es den Barmer Bürgern lobend anzurechnen und rühmend hervorzuheben, daß sie Offizieren

wie Mannschaften wenige Wochen vor den blutigen Schlachten bei Metz frohe Stunden bereitet haben.

Ja, es war hier eine gehobene Stimmung, ein Enthusiasmus sondergleichen. Allerdings fehlte auch nicht der ernste Zug.

So wie die anderen Kameraden hatte auch ich meine Einberufung erhalten, mußte Pinsel und Bleistift hinlegen und mich zur Gestellung fertig machen.

Die Fahrt nach Oldenburg.

Alle von hier zum O. J.-R. Nr. 91 einberufenen Mannschaften hatten Pulver gerochen. Alle hatten den Feldzug 1866, viele auch den Feldzug gegen Dänemark mitgemacht. Wir wußten, wie es im Kriege zugeht. Daher war auch unser Wesen ruhig, gesetzt, gefaßt. Aber auch wir waren voller Begeisterung, und das Bewußtsein, für Ehre und Recht gegen einen übermütigen und frech herausfordernden Feind kämpfen zu können, erfüllte uns mit Stolz.

Ich nahm Abschied von allen und allem, was mir daheim lieb und wert war, und ging ohne Begleitung fort. In der Mühlenstraße sah ich meinen Freund Otto Spieker, welcher am Mühlenschütt eine kleine, aber saubere Wirtschaft hatte und der auch, wie ich, den Feldzug 1866 bei der Mainarmee mitgemacht, an der Gasse stehen, wie er von Frau und Kindern Abschied nahm. Schwer reißt man sich von der Braut los, und der Abschied vom lieben Mütterlein ist hart, aber härter und schwerer ist der Abschied, wenn man eine junge Frau mit kleinen Kindern zurücklassen muß. Otto war kein Weichling, im Gegenteil eine harte, kernige Natur. Er hatte krause Haare, aber auch krause Sinne und ließ sich von niemandem an die Wimpern klimpern. Hier stand der feste, kernige Schlosser und weinte bittere Tränen. Seine Frau hielt sich erst standhaft, doch kämpfte auch sie vergeblich gegen den inneren herben Schmerz. Die beiden Kinder sahen abwechselnd auf Vater und Mutter mit betrübter ängstlicher Miene. Sie waren noch zu klein, es fehlte ihnen das rechte Verständnis für die Sache. Merkwürdig, ahnten die Ehegatten ein Verhängnis? Hatten sie das Gefühl, daß die Sache für sie böse enden würde?

Lange Jahre sollten hingehen, der Krieg schon weit zurück liegen und Deutschland nach dem gewaltigen Ringen und den glorreichen Siegen einen bedeutenden Aufschwung nehmen, ehe er seine Vaterstadt, sein trautes Heim, sein armes Weib, welches durch all das Leid abgehärmt war,

und seine Kinder, welche in den Jahren herangewachsen waren, wiedersehen sollte. — Armer Otto! —

Wir gingen zusammen nach Barmen. Die Alleestraße hallte wider von dem Gesange der Wacht am Rhein. Fast alle Einberufenen hatten Begleitung, und diese war's, welche am lautesten sang. Wir beide waren allein. Doch es war gut so, nur nicht noch einen Abschied und dann vor so vielen Leuten. Die haben gut schreien, sagte Otto. Was wissen die vom Krieg? Und er sagte es nicht etwa, weil er sich fürchtete, Furcht war ihm fremd. Er war 1866 bei der Division Goeben, hatte harte Kämpfe mitgemacht, war Unteroffizier geworden und hatte das Militär-Ehrenzeichen erhalten. Aber er ließ eine Frau zu Hause und zwei kleine Kinder.

600 Reservisten und Landwehrleute waren am Bahnhof, aber mindestens 6000 Angehörige, Freunde und Neugierige. Diese letzteren machten dem Hauptmann v. Finckh, sowie den Offizieren und Mannschaften das Sammeln, Vorlesen und Unterbringen in den Extrazug schwer. Erst als Hauptmann v. Finckh von einer erhöhten Stelle am Bahnhof eine Ansprache hielt, die Verwandten usw. bat, doch endlich von den Einberufenen abzulassen, und uns an unsere Pflicht erinnerte, war es möglich, die Mannschaften auf dem Perron aufzustellen und den Bahnhof abzusperren. So dauerte es nicht lange, und alle saßen im Zuge. Das nach Tausenden zählende Volk hatte sich schnell an beiden Seiten der Bahn aufgestellt, um den scheidenden Kriegern noch ein Lebewohl nachzurufen.

Der Zug stand fertig. Das Zeichen zur Abfahrt sollte gegeben werden. Da trat die markige Gestalt des weit und breit bekannten Dichters Emil Rittershaus hervor. Ein Wink nach dem Stationsvorsteher und das Abfahrtszeichen ward nicht gegeben. Noch ein Wink nach den Tausenden am Bahndamm hin und alles war still. Auch im Zuge wurde es still. Jeder sagte sich, er will sprechen. Und Rittershaus stellte sich an eine Stelle, von wo aus wir ihn alle hören und meist auch alle sehen konnten. Und mit weithinschallender klarer Stimme rief er uns folgenden kurzen Abschiedsgruß zu:

Lebt wohl, Ihr Brüder,
Kehret siegreich wieder,
Gott sei mit Euch!

Einen Augenblick war's noch still. Jeder nahm die Worte in sich auf. Dann brach ein tausendstimmiger Jubel los, der Zug setzte

sich in Bewegung. Ein Tücherschwenken, ein Rufen und Winken. Immer schneller rollte der Zug, und bald lag das Wuppertal hinter uns, wir waren auf der Fahrt nach Oldenburg. Auf der Fahrt ins Ungewisse. Nur soviel war uns gewiß, ein großes Drama würde sich abspielen, in welchem wir mitwirken sollten. — Lange saßen wir noch in uns gekehrt und dachten an den Scheidegruß des Dichters und an die, welche wir daheim gelassen hatten, dann aber kam die jugendliche Lebensfreude wieder zum Vorschein, und fröhlichen Mutes fuhren wir der ungewissen Zukunft entgegen.

In Oldenburg.

In Oldenburg lagen damals die militärischen Verhältnisse noch anders wie bei uns in Preußen. Bis nach dem Feldzuge 1866 hatte man dort fast nur Kaufsoldaten gehabt, d. h. wer gezogen war und nicht dienen wollte, konnte sich einen Stellvertreter kaufen. Darum hatte das Oldenburgische Militär in seinen Kompagnien usw. keine Leute aus den gebildeten und besseren Bürgerständen. Es waren fast alles arme Kerle, besonders vom Lande. Diese sammelten sich durch Dienen für andere eine gewisse Summe Geld, mit welcher sie später irgend etwas beginnen konnten.

Erst nach 1866 kam auch in Oldenburg die allgemeine Wehrpflicht zur Geltung, welche aber nicht strenge durchgeführt wurde. Daher auch die großen Augen der Oldenburger Bürger, als wir, vom Bahnhof kommend, durch die Stadt zum Kasernenplatz marschierten. Man staunte allgemein über die vielen gutgekleideten Leute. Waren doch bei den 600 sehr viele aus dem Kaufmannsstande, ferner auch viele gutsituierte Handwerker. Dann wurde auch schon damals im Wuppertal im allgemeinen viel auf gute Kleidung gegeben. Kurz, wir machten Effekt, ohne es zu wissen und ohne es zu wollen. Waren wir doch alle Leute von 26—30 Jahren, also in einem Alter, in welchem man meist in der Lage ist, sich besser kleiden zu können.

Auf dem Kasernenplatz angekommen, standen wir Front nach der Kaserne. Da sahen wir ein militärisches Wunder. Vor dem Schilderhause patrouillierte so ein richtiger oldenburgischer Torfriese von der 1. Kompagnie. Nachdem er, nach seiner Ansicht, genug hin- und hergegangen war, ging er ins Schilderhaus und setzte sich auf eine Bank, nahm das Gewehr zwischen die Kniee, rekelte sich und gähnte. So etwas,

angesichts königlich preußischer Soldaten! Ein brausendes Gelächter brach bei uns los. Die Offiziere folgten unseren Blicken, welche alle auf das Schilderhaus gerichtet waren, und verstanden unser Lachen. Der Torfriese merkte es endlich auch, erhob sich schwerfällig und setzte sich wieder in Bewegung. — Die Bank war am andern Tage verschwunden; das hatten durch ihr Lachen die dienstlich schneidigen Landwehrmänner bewirkt.

Wir wurden nicht sofort in die Kaserne einquartiert, sondern zunächst bei den Bürgern. Diese waren aufs höchste erstaunt, wie sie von diesem und jenem erfuhren, daß er Kaufmann sei und ein eigenes Geschäft hätte. Prokuristen, besser gestellte Kommis, ferner Handwerksmeister, welche daheim gute Kundschaft hatten und reichlich mit Geld versehen waren, hatten wir. So gab es denn Leben in Oldenburg, und in der Zeit bis zum Ausrücken wurde viel Geld verzehrt. Das war ein Leben in den Restaurants, wie man's dort noch nicht gesehen. Und nun die rheinische Fröhlichkeit! Erst glotzte man uns an, aber bald wurden auch die Spießbürger an den Stammtischen lebendig und sangen mit. Soldaten, die Geld hatten und solches ordentlich draufgehen ließen, das war was Neues.

Und wie nun gar mehrere gewöhnliche Soldaten, und zwar nicht nur solche, welche früher als Einjährige gedient hatten, mittags im Hotel Schmidt speisten, wo sonst nur außer reisenden Kaufleuten Offiziere verkehrten, da war des Staunens über die Rheinländer kein Ende. Besonders sahen aber die gekauften Soldaten, die Stellvertreter, allerdings, wie schon gesagt, fast sämtlich Bauernknechte, staunend mit offenem Munde, wie ihre Kameraden aus dem Rheinlande in die Hotels gingen. Nach ihrer Ansicht kam das nur den Herren Offizieren zu. Allerdings mag es diesen auch nicht recht gewesen sein, aber man schickte sich darein. Wir waren meist Leute, welche sich so zu benehmen wußten, daß sich nichts dagegen einwenden ließ. Dann waren auch andere Zeitverhältnisse, auf welche man Rücksicht nehmen mußte. Es kam alles so plötzlich und war so ganz anders, da mußte man ein Auge zudrücken. Die Wuppertaler waren sämtlich dekorierte Krieger, ein großer Teil den besseren Bürgerständen angehörend. Diese durfte, konnte man nicht mit den bisherigen Oldenburger Soldaten vergleichen.

Die Oldenburger, welche nach 1866, bei dem Wechsel vom alten zum neuen Dienstgesetz, von der Vergünstigung, auch ohne höhere Schulbildung einjährig dienen zu können, Gebrauch gemacht hatten,

sowie die mit höherer Schulbildung und die Kriegsfreiwilligen waren gesellschaftlich sehr angenehme Leute. Schnell hatten diese mit den meisten von uns und wir mit ihnen kameradschaftlich Fühlung gesucht und auch gefunden. Die aus der Torf- und Buchweizengegend stammenden jüngeren und älteren Soldaten, darunter die Stellvertreter, waren ja auch ganz gute Jungens, aber sie waren zu stupide.

Das Regiment hatte außer vom Bataillon Barmen noch Reservisten und Ersatzreserven aus dem eigenen Lande und von Celle und Hildesheim erhalten, so daß man außer der Komplettierung des Regiments auch noch ein Ersatzbataillon bilden konnte.

Trotzdem wir Wuppertaler fast durchweg Landwehrleute waren, suchte man aus unserem Bestande möglichst viele beim Regiment einzustellen, um erprobte preußische Krieger zwischen die jungen Leute zu bekommen.

Wir mußten antreten, und es wurde zunächst gefragt, wer freiwillig mitgehen wolle. Wir hatten uns aber vorher in aller Ruhe die Sache überlegt. Es hieß, gehen wir freiwillig mit und werden zu Krüppeln geschossen, so machen wir uns Vorwürfe; werden wir kommandiert, so ist es eine andere Sache. Also es tritt keiner freiwillig vor. Mir gefiel dies so recht nicht, jedoch wollte ich keine Ausnahme machen. Wie nun auf die Aufforderung sich niemand meldete, machte man es einfach so. Es wurden zunächst die jüngsten Jahrgänge genommen, so daß diejenigen, welche den Feldzug in Dänemark mitgemacht hatten, nicht in Betracht kamen. Als das aber nicht reichte, kamen auch diese dran. Da sagte denn der eine oder andere, ich habe zwei Feldzüge mitgemacht. Darauf erwiderte der alte Major v. Wülknitz ganz trocken, ich auch. Und ich habe Frau und zwei Kinder, klagte ein zweiter, worauf dann ein älterer Offizier entgegnete, ich habe vier Kinder und muß auch mit. Man nahm nun doch soviel wie möglich Rücksicht auf die Familienväter, holte dafür ältere Junggesellen hervor und ließ die Papas zurücktreten.

Da ich zum ältesten Jahrgang gehörte, kam ich nicht in Frage. Aber mein Jugendfreund August Müller, ein Rasierer, mußte mit, obgleich er 1864 und 1866 dabei gewesen war, denn er war erst im Frühjahr 1863 eingetreten. Der arme Kerl tat mir leid; er litt schon seit Jahren an einem inneren Übel. Er sagte zu mir, ich gehe ja ganz gerne mit, aber ich werde die Strapazen nicht ertragen können. Gut, erwiderte ich, dann gehe ich für dich freiwillig mit. Beim Schwamm bleibe ich nicht, nichts als langweiligen Dienst und Wache schwitzen, da

gehe ich lieber mit gegen die Franzosen. Komm, wir gehen zusammen zum Major und dann wirst du ausgewechselt. Gesagt, getan! —

Der alte Wülfnitz hörte uns ruhig an, sagte dann zu mir, brav, sehr brav, und zu Müller gewendet, den er vom Feldzuge in Dänemark her kannte, weil dieser in seiner Kompagnie gedient hatte, wie er noch Hauptmann bei den 15er war, „August, du gehst auch mit. 1864 haben wir bei Missunde den Schnee rot gefärbt, diesmal sollst du auch dabei sein.“ „Aber, Herr Major, ich bin wirklich krank und werde die Strapazen nicht ertragen können.“ „Tut nichts, August, tut nichts. Wenn du nicht mehr mit kannst, lasse ich dich fahren. Also es bleibt dabei, du gehst mit.“ — Und August ging mit und hat durchgehalten, ohne daß der Major nötig hatte, ihn fahren zu lassen. Er hielt aus, bis er am 16. August im Tronviller Gehölz, welches links von Vionville zwischem diesem Dorfe und Mars-la-Tour liegt, schwer verwundet wurde.

Lange hat er daran gelitten. Wie ich im Mai 1871, nach Beendigung des Krieges, entlassen wurde und heim kam, besuchte ich ihn im städtischen Krankenhause. Um diese Zeit, also neun Monate nach der Schlacht bei Vionville, war die Wunde noch so groß und schlimm, daß man sie kaum mit der Handfläche bedecken konnte. Es mochte wohl sein krankhafter Zustand damit in Verbindung stehen, sonst ist es kaum zu begreifen. Allerdings kenne ich einen Elberfelder Herrn, dessen ebenfalls an demselben Tage erhaltene Schußwunde bis heute, also nach 44 Jahren, noch nicht geheilt ist.

Kamerad Müller hat auch eine zeitlang in der Turnhalle der Elberfelder Turngemeinde gelegen, welche damals als Lazarett eingerichtet war. Man hat zur Zeit, als dort die Verwundeten lagen, photographische Aufnahmen gemacht; da liegt Müller, sehr leidend aussehend, zwischen Kissen in einem Sessel. Wenn ich das Bild vor mir habe, muß ich mir immer den alten Jugendfreund betrachten. Er war ein munterer lieber Kamerad. Jetzt deckt ihn längst die Erde, er ist in den besten Mannesjahren nach langem schwerem Leiden gestorben.

Bei der Verteilung der einzelnen Leute auf die verschiedenen Kompagnien waren zirka 20 Wuppertaler zur 11. Kompagnie gekommen, alles Leute, welche zusammen paßten. Zu diesem gehörte auch Peter Kaufmann, ein aus einer sehr religiösen evangelischen Familie stammender prächtiger Mann. Auch er hatte schon die Feldzüge 1864 und 1866 mitgemacht, stellte sich aber, als er zum mobilen Regiment bestimmt wurde, ohne Murren ins Glied. Bei ihm war alles Gottes

Wille. Er war ein lieber Mensch. Wo er einem Kameraden eine Gefälligkeit erzeigen konnte, tat er es gern. Aber er hielt sich sonst von allem fern. Er war tief religiös und immer in ernster Stimmung. Mochten später in der Pfalz die Strapazen noch so hart sein, aus seinem Munde kam keine Klage. Wenn in den Massenquartieren die tollsten Sachen getrieben wurden, daß man sich vor Lachen schütteln mußte, ihn ließ es kalt. Brachte aber irgend wer aus Un- oder Übermut einen kräftigen bergischen Fluch über die Lippen, dann wandte er sich zu dem Manne hin und machte ihm ernstliche Vorwürfe. Rief man ihn mit seinem Vornamen, so sagte er verweisend, mein Name ist Kaufmann. Auch durfte man ihn nicht mit „Du" anreden. Selbstredend nannte er auch alle „Sie", obgleich wir uns sonst dutzten. Unteroffizier August Langenbeck, ein Färbereibesitzer aus dem Bendahl, war auch fromm, machte aber gerne einen Spaß mit. Es fiel natürlich keinem von uns ein, über Kaufmann zu höhnen oder zu spotten. Wir sagten uns, er ist nun einmal ein wunderlicher Heiliger, aber ein guter Mensch, man muß ihn nehmen, wie er ist.

Premierleutnant Tenge, unser Kompanieführer, ein feiner, rücksichtsvoller Offizier, sagte beim Ordnen der Kompagnie, wir dürften uns nach Landsmannschaften zusammen stellen, die Größenverhältnisse würde er dann schon regeln. „Es ist mir darum zu tun," sagte er, „wenn wir in den Kampf kommen, und der eine oder andere fällt, oder schwer verwundet liegen bleiben muß, daß man dann den Namen des Betreffenden weiß. Ihr seid untereinander so fremd und lernt euch auch in der kurzen Zeit, bis wir an den Feind kommen, nicht mehr kennen. Also macht es so." Natürlich wurde dies sofort besorgt, und wir Wuppertaler bildeten eine Sektion zu drei Gliedern (damals rangierte man noch in drei Gliedern) zu sechs Mann. Nur Kaufmann, welcher bis dahin mein Nebenmann war, wollte nicht. Ach nein, sagte er, ich stehe hier bei so ordentlichen Leuten, da möchte ich auch bleiben. Er hatte recht, ordentliche Leute waren es. Es standen nämlich zu seiner Rechten und Linken je ein ruhiger Oldenburger, welche nur den Mund zum Sprechen auftaten, wenn sie mußten. Diese haben sicherlich seinen Namen nicht gewußt und, wenn sie ihn gehört, wieder vergessen. Schon weil er alle seine Kameraden mit „Sie" ansprach, war er für diese einfachen Bauernsöhne ein Ausnahmemensch, dem sie sich möglichst fern hielten. Armer Peter! Wärest du zu unserer Sektion gekommen, das wäre besser gewesen! —

Vom 16. August ab, also nach der Schlacht von Vionville-Mars-la-Tour, war Kaufmann vermißt, verschwunden, verschollen und ist's bis heute geblieben. Bei dem mörderischen Feuer wird er irgendwo im Gehölz, wahrscheinlich sogar inmitten der beiden Oldenburger Kameraden gefallen sein, ohne daß diese weiter darauf achteten, weil sie mit sich selbst zu tun hatten und er eben kein bekannter, befreundeter Landsmann war. Man wird ihn später nach der Schlacht mit den vielen Tausenden summarisch in ein Massengrab gebettet haben, — gibt es doch dort eins, in welchem 4000 Krieger ruhen — oder er ist, da wo er lag, eingeschaufelt worden, um ihn nicht weit tragen zu müssen. Seine Familie hat sich lange Jahre unsägliche Mühe gegeben und hat durch hochgestellte Personen und Behörden Hilfe gehabt, denn sie gehörte zu den angesehensten Bürgerfamilien Elberfelds. Sogar an das französische Kriegsministerium hat man sich gewandt, aber alles war vergeblich, alles ohne den geringsten Erfolg. Selbstredend hat man im Regiment und besonders in unserer Kompagnie nachgeforscht. Wir, seine Landsleute, haben unter uns und bei den anderen Kameraden umgefragt, weil wir ihn wegen seiner grundehrlichen Frömmigkeit und wirklichen Nächstenliebe gern hatten. Sein Name steht mit auf der bronzenen Ehrentafel im Elberfelder Rathaus. Dieser Fall war ein Beweis, daß unser Kompagnieführer Premierleutnant Tenge recht hatte. Leider hat er den Nutzen seiner Einrichtung nicht prüfen können, denn er fiel an demselben Tage ebenfalls im Gehölz von Trouville, tief betrauert von seinen Mannschaften, weil er ein tapferer, diensttüchtiger, und vor allem ein nachsichtiger, leutseliger, feiner Offizier war.

Die paar Wochen in und bei Oldenburg bis zum Ausmarsch nach Frankreich gingen schnell um. An Dienst fehlte es nicht. Es wurde geschossen und exerziert, in kleinen und größeren Verbänden. Dazu das Empfangen und Verpassen von allerlei Ausrüstungen und Kriegsbedürfnissen. Es wurde überall mit Hochdruck gearbeitet, und es ging wacker vorwärts. Der gute Wille, die heilige, ernste Begeisterung, das Pflichtgefühl, alles half mit. So war es denn möglich, daß das Regiment mehrere Tage vor der gegebenen Zeit fertig wurde. 15 Tage waren dem Regiment zur Durchführung der Mobilmachung gegeben. Allein nach 10 Tagen war es mit seiner Formation, Bekleidung und Ausrüstung soweit vorgeschritten, daß man bei den neuformierten Kompagnien und Bataillonen mit den nötigen Exerzierübungen beginnen und Schießübungen vornehmen konnte. Besonders wurde das Gefechtsschießen mit scharfer Munition geübt.

Ganz interessante Erinnerungen, teils drolliger Art, sowie gute Ansprachen von den höheren Vorgesetzten habe ich noch heute im Gedächtnis. Wenn z. B. beim Bataillonsexerzieren oder Gefechtsschießen die einberufenen Ärzte und Reserveoffiziere sich im Reiten übten, konnte man oft sehen, wie die Herren von den Gäulen purzelten und sich im Sande wälzten, während die Rosse mit fliegenden Steigbügeln herumgalloppierten. Da hinkte und humpelte denn mancher mit schmerzverzogenem Gesicht ab. War's ein Doktor, so sagten wir spöttisch: „Arzt, hilf dir selber", war's ein Reserveoffizier, so hieß es: „Ja, ein Gaul ist kein Kontor- oder Bureausessel". Aber auch dieses machte sich. Nach wenigen Tagen saßen die Herren ziemlich fest im Sattel.

Unser Major, der alte Wülknitz, konnte das laute Brüllen, durch welches manche junge Soldaten ihre Kriegslust zeigen wollten, nicht gut vertragen. Er sagte deshalb an einem Tage, wo mal wieder recht laut gebrüllt worden war: „Na, ich will euch mal was sagen, das mit der Begeisterung, die ihr jungen Leute da zeigt, ist ja ganz schön, aber sie muß auch so bleiben. Mir bangt, wenn die Strapazen kommen, die ein Krieg in ganz anderer Art und Weise mit sich bringt und dann gar erst, wenn die blauen Bohnen fliegen resp. Kugeln pfeifen, daß dann bei manchem die Begeisterung sehr nachläßt. Ich kenne das, und die älteren Kameraden da mit den Kriegsdenkmünzen und Auszeichnungen aus den Feldzügen von 1864 und 1866 auch. Diese fassen die Sache auch ruhiger auf, obgleich es ihnen auch nicht an Begeisterung fehlt. Wir gehen einer schweren Zeit entgegen, harte und blutige Kämpfe werden wir zu bestehen haben, und diese sind mit einem patriotischen Jubelrausch nicht zu erringen, sondern dazu gehört ernster Mannesmut und Ausdauer. Natürlich will ich eure Begeisterung nicht abkühlen, aber ich wünsche, daß sie auch so bleibt, wenn die schwere Blutarbeit beginnt!" Das waren wahre und wohlgemeinte Worte, und wir älteren Landwehrleute stimmten ihm bei.

So vergingen die Tage bis zum Ausmarsch sehr schnell. Trotzdem die Durchführung der Mobilisierung dadurch erschwert wurde, daß gleich zu Anfang das erste und dann auch das zweite Bataillon nach Wilhelmshaven beordert wurden, um Küstenwachtdienst zu verrichten. Die drei Panzerfregatten der Norddeutschen Marine „König Wilhelm", „Kronprinz", „Friedrich Karl", waren am 16. Juli, von ihrer Übungsfahrt aus dem Atlantischen Ozean kommend, in Wilhelmshaven eingelaufen. Zu irgend einer kriegerischen Tätigkeit kamen die Bataillone

nicht, sie hatten harten Wachtdienst, machten Schanzarbeiten bis in die Nacht hinein und halfen Lebensmittel, welche per Bahn für die Verproviantierung Wilhelmshavens ankamen, bis zum Hafen befördern. Allerdings war dies auch eine Tätigkeit, welche an die Knochen ging, sonst aber friedlicher Natur war. Nur ein Fall hatte etwas Kriegerisches an sich.

Sekondeleutnant Röhrsen I wurde am 18. Juli beauftragt, mit 1 Unteroffizier und 12 Mann auf einem Dampfer nach Wangeroog zu fahren, um in der „Blauen Balge" die Signalbaaken zu verbrennen. Nachdem dieses bewerkstelligt war, wurde die seemännische Bevölkerung mit Weib und Kind auf den Dampfer gebracht und mitgenommen, um evtl. dem Feinde nicht als Lotsen dienen zu müssen.

Die beiden Bataillone waren sehr froh, als sie durch die Landwehrbataillone Essen und Gräfrath abgelöst und nach Oldenburg zurückbeordert wurden.

In den letzten Tagen vor dem Ausrücken war in der Stadt Oldenburg ein besonders reges kriegerisches Treiben. Eine Mobilmachung und Kriegsausrüstung eines Infanterie-Regimentes macht schon viel Arbeit. Bekam doch unser Regiment allein 69 Pferde zu den vorhandenen hinzu. Man fragt sich unwillkürlich, wofür denn alle die Pferde bei der Infanterie? Aber man denkt nicht gleich an das viele Fuhrwerk, welches zu den verschiedensten Zwecken nötig ist. Für Munition und Feldgerät, Geschirre und Fahrzeuge für mancherlei Bedürfnisse. Einem Regiment auf Kriegsfuß folgt eine große Wagenkolonne. Ein Bataillon Infanterie in Kriegsstärke, stark 1000 Mann, hat nicht nur eine große Zahl Eisenbahnwagen nötig zur Beförderung von Offizieren und Mannschaften, sondern auch viele Waggons zur Aufnahme von Pferden und Geschirren. Schon daran sieht man, welche Riesenleistungen 1870 in so kurzer Zeit vollbracht werden mußten. Und sie wurden glänzend ausgeführt.

Vor dem Ausmarsch traf ich abends in einem Restaurant nochmal mit meinem Freund Otto Spieker zusammen. Ich suchte ihn zu überreden, doch auch mitzugehen. Bedenke, sagte ich, immer den langweiligen Wachtdienst und das dito langweilige Ausbilden der nachgesandten Rekruten. „Junge, steht dir das nicht jetzt schon im Halse?" „Gewiß", antwortete er, „du hast ja ganz recht. Aber, lieber Freund," und dabei lächelte er schlau, „ich muß sorgen, daß ich am Leben bleibe!" Dann im ernsten Tone: „Zu Hause habe ich Frau und Kinder, was

soll meine arme Frau anfangen, wenn ich falle. Führe mich nicht in Versuchung, alter Freund, ich bleibe hier!" — Er blieb in Oldenburg, leider zu seinem Schaden. — Hinter den Festungsmauern in Minden wird er's schwer bereut haben, meinem Rate nicht gefolgt zu sein. — Armer Otto!

Die Fahrt nach Bingen.

Das X. Armeekorps, zu welchem das Oldenburgische Infanterie-Regiment Nr. 91 gehörte, sollte in der Zeit vom 25. Juli bis 5. August in Bingen eintreffen.

Das Regiment verließ Oldenburg am 30. Juli. Nachmittags 6 Uhr fuhr das I. Bataillon, 6.50 Uhr das II. und um 8 Uhr unser Bataillon Füsiliere ab. Mit dem I. fuhr der Brigade-, mit dem II. der Regimentsstab. Die Fouriere unter Führung von 3 Sekondeleutnants waren schon zwei Tage vorher nach Bingen gefahren.

Hochinteressante Erinnerungen sind besonders für einen kleineren Teil Wuppertaler und ganz besonders für mich mit dieser Fahrt verknüpft. Erstens wegen der wahrhaft tollkühnen resp. übermütigen Unternehmungen und zweitens bezüglich der freiwilligen Verpflegungen an verschiedenen Bahnhöfen in Westfalen und in Rheinland.

Am Bahnhof in Minden hatte das dortige Verpflegungskommitee soviel geopfert, daß es daselbst einen Mann postiert hatte, welcher belegte Wurstbutterbrote zum „Selbstkostenpreise" abgab. Alle Achtung! Die wollten etwas opfern, aber nichts zulegen!

Anders wars in Hamm. Da war ein großes Zelt errichtet, in welchem wir kostenlos mit einem einfachen warmen Essen, — Graupensuppe mit Fleisch — bewirtet wurden. Es hat mir gut geschmeckt und ich habe tüchtig gegessen. Ob diese Speisung von militärischer, oder bürgerlicher Seite, oder von beiden zusammen gespendet war, kann ich nicht sagen.

Der nächste Tag war sehr heiß. Wenn man bedenkt, daß wir in den Waggons mit der Aufschrift „42 Mann oder 6 Pferde" eng zusammen saßen und die Fahrt durch Stauungen der vielen vorfahrenden Züge verhältnismäßig langsam ging, kann man sich denken, wie wir transpirierten. Und der Durst, der schreckliche Durst! Da gab es aber mitleidige, mitfühlende Seelen. Zunächst in Bielefeld. Freibier gab's. Wenn nun des kurzen Aufenthaltes wegen auch nicht alle getränkt wurden, so

doch diejenigen, welche sich schnell dabei gemacht hatten, und das waren wir Alten. Das Land aber, wo für uns auf dieser Fahrt Milch und Honig floß, war der Industriebezirk. Erst Dortmund, dieses Bierparadies, wo König Gambrinus regiert, und es mehr Bierfässer gibt wie Sterne am Himmel. Bielefeld hat uns gelabt, wie man einen dürstenden Kranken labt, aber Dortmund hat unsern Durst gelöscht. Dank den wackeren Spendern. Mit Feldkesseln gingen wir hin und nahmen diese gefüllt mit in und auf die Waggons.

Durch die Hitze gedrängt, hatten sich ein Teil von uns oben auf die Waggondächer gemacht und wir setzten oder legten uns hin. Ach, das war schön da oben. Beim Fahren der kühle Luftzug, das tat wohl. Anfangs wollten es die Offiziere nicht zugeben. Aber da es nur eine gewisse Zahl älterer Leute waren (wir waren alle Turner), ließ man uns gewähren. Nicht lange, da wurden wir dreister, standen auf und gingen hin und her, ja der verwegene Kunstreiter Moritz Blumenfeld wagte sogar in voller Fahrt von einem Waggon zum andern zu springen. Dieses regte zur Nachahmung an. Ich war Turner und Steigerführer, kletterte, wenn's brannte oder Feuerwehrübung war, mit den Schieferdeckern um die Wette auf den Dächern herum, warum sollte ich den Sprung nicht so gut können wie Blumenfeld? Es ging famos. Jetzt folgte ein anderer, noch einer und bald machten's mehrere. Dann machte ich mit Blumenfeld einen Wettlauf vom letzten Waggon bis zur Lokomotive. Wenn wir dann rechts und links an den Bremsern vorbeisprangen, schüttelten diese die Köpfe. Dann legte sich Blumenfeld auf das Waggondach, kroch weit vor, ich mußte ihn an den Beinen festhalten. Mit dem Oberkörper bog er sich hinab und riß einem sich aus dem Waggon herausbeugenden Kameraden die Mütze vom Kopfe, welcher dann ganz erschreckt in die Luft griff. So ging das weiter und merkwürdig, bei uns ist kein Unfall vorgekommen. Bei den Oldenburger Dragonern dagegen ist einer aus oder vom Zuge gefallen und tot geblieben.

So kamen wir auch nach Oberhausen und Duisburg. Hier, wie auch schon in Bielefeld und Dortmund waren die Bahnhöfe bekränzt, als ob wir uns auf einer Festfahrt befunden hätten. Nun erst die Verpflegung, Wein, Bier und Butterbrote in Hülle und Fülle. Besonders ein Fall von wechselndem Soldatenglück ist mir im Gedächtnis geblieben.

Nach der Abkühlung auf dem Zuge waren wir wieder in unsern Wagen gestiegen und hatten vorn am Einstieg Platz genommen. Da

kam am Bahnhof zu Oberhausen eine recht vornehme Dame, welche von einem kräftigen Dienstmädchen, das zwei schwere, mit belegten Brötchen gefüllte Körbe trug, begleitet war. Der nächste Wagen hinter uns war einer mit Abteilen zweiter Klasse. In diesem saßen die Offiziere. Wie nun die Dame auf den Zug zugeht, beugt sich ein junger Leutnant heraus und ruft: „Gnädige Frau, hier sitzen die Herren Offiziere!" Die Dame antwortet sehr artig: „Ich habe es schon bemerkt, aber erst muß ich für die hungrigen Soldaten sorgen, dann komme ich aber auch zu Ihnen." Und sie kam zu uns und ging nicht eher fort, bis sämtliche Insassen ein Butterbrot hatten. Der Leutnant machte ein verdutztes Gesicht und lehnte sich wieder zurück in das Coupé.

Weiter ging's durch den Duisburger Wald, in gerader Richtung auf Düsseldorf zu. Wir hatten uns wieder oben auf den luftigen Zug gemacht und spähten nach den Türmen von Düsseldorf. Bald war die Stadt in Sicht, und eine kurze Weile danach fuhren wir in den damaligen, südöstlich von Düsseldorf liegenden Außenbahnhof ein. Hier wurden die Herren Offiziere für Oberhausen reichlich entschädigt.

Schon ehe wir in den Bahnhof einfuhren, hatten wir von unserm hohen Standpunkte aus auf dem Bahnsteig ein hübsches, mit Girlanden und Fähnchen geschmücktes großes Zelt bemerkt. Nur eins war sonderbar, rechts und links am Eingang stand ein Ulan mit gezogener Plempe. Wozu? Keine Seele am Bahnhof. Also wahrscheinlich gesperrt. Was hatten denn die beiden Ulanen zu bewachen und zu beschützen? Dieses sollte uns bald klar werden. Wir waren schnellstens von den Waggons herunter, und natürlich steuerten wir sofort auf das Zelt zu. Ehe wir aber heran waren, schrie der Ulan: „Halt, hier darf kein Soldat heran, dieses ist nur für die Herren Offiziere! Da hinten sitzt ein Mann, der hat Butterbrote für Euch!" Wahrhaftig, da saß ein unsauberer Kerl mit nur einem Auge, „dä Schääl", wie die Düsseldorfer sagen. In einem Weidenkorbe hatte er Butterbrote, welche gar nicht appetitlich aussahen. Die einfachen Oldenburger fanden nichts in dieser Anordnung. Für diese war's nach ihrer Auffassung und früheren Gewohnheit ganz selbstverständlich. Sie griffen gierig nach den Butterbroten und bestiegen wieder die Waggons. Unser Wuppertaler Trupp nahm nichts, da war uns doch der Appetit vergangen, nicht etwa, weil uns die Butterbrote nicht gut genug waren, nein, aber die Art, in welcher man diese uns bot. Wir standen auf dem Perron und sahen in das Erfrischungszelt für die Herren Offiziere hinein. Hinter der mit allerlei kalten Speisen und

Erfrischungen reich und appetitlich belegten Tafel standen drei junge, hübsche Damen, der Hitze wegen leicht „en coeur“ bekleidet mit nackten Armen, und bedienten. Der junge Leutnant war rein aus dem Häuschen. Waren die jungen Damen, die Delikatessen oder beides schuld daran? Ich weiß es nicht. Jedenfalls wurde er für Oberhausen doppelt entschädigt. Uns Soldaten würdigten die Damen keines Blickes, für uns war „dä Schääl“ da. Bei der Abfahrt warfen sich die Leutnants und die Damen Kußhändchen zu; die Ulanen steckten die Plempen in die Scheiden und „dä Schääl“ grinste. Adjüs Düsseldorf.

Nun ging es rheinaufwärts auf Köln zu. Da zeigte sich in graublauer Ferne der altehrwürdige, prächtige Dom. Seine schlanken gotischen Türme, selbst der Dachreiter und das riesige Dach ragten aus dem Häusermeer hervor. Immer näher kamen wir der rheinischen Metropole. Da glitzerte und glänzte der alte Vater Rhein. Majestätisch floß er dahin, der mächtige schöne Strom, auf welchen unsere westlichen Nachbarn immer lüstern waren und auch jetzt wieder gierig die Hände danach ausstreckten. Beim Anblick des prächtigen Domes und des mächtigen Stromes wurde begeistert „die Wacht am Rhein“ gesungen, und so fuhren wir denn ins „ewige Költe“ hinein, wo sich die Bürger an die offenen Waggons drängten und Zigarren verteilten, so lange der Vorrat reichte. Den sonst so lustigen Kölnern, welche aber jetzt in ernster Stimmung waren, sangen wir ein lustiges, von irgend einem Wuppertaler Jungen verfaßtes Lied vor, welches im ersten Reim so lautet:

„Haut ihn auf den Chassepo
Haut ihn auf den Popo
Haut ihn — usw.“

denn alle Lieder lassen sich bekanntlich nicht aussingen, dieses auch nicht.

Hier in Köln stauten sich wieder die Züge, denn Zug auf Zug wollte rheinaufwärts auf allen verfügbaren Eisenbahnen. Zu Hunderttausenden wurden die deutschen Krieger gegen die Grenze geschoben. Die jenseits derselben wohnenden Nachbaren hatten uns frech herausgefordert, wir kamen, mit echtdeutscher Gewalt, in großen, sich drängenden Massen. Das Geschrei „à Berlin!“ drang zu uns herüber, „nix Berlin“ war die lächelnde Antwort.

Bonn war unser nächstes Ziel. Bonn, von wo man einen entzückenden Blick auf das wunderbar schöne Siebengebirge hat. Bonn, die alte Universitätsstadt, wo die Wissenschaft blüht und köstliche Früchte reift, Geistesfrüchte edelster Art. Bonn, wo am „Alten Zoll“ der alte

Arndt steht und treue Wacht hält über deutsche Tugend, Vaterlandsliebe und Mannhaftigkeit. Wer kennt nicht seine echt deutschen Lieder, die an gehärtetes und geschliffenes Eisen erinnern? Auch hier wurden Liebesgaben verteilt. Jetzt saßen wir wieder im Zuge und keiner durfte mehr auf die Waggons, bei strenger Strafe nicht, denn nun gab's bald Tunnel an Tunnel und da hätten wir uns die Köpfe eingerannt. Um sich blutige Köpfe zu holen, war ja bald Gelegenheit genug gegeben, jetzt mußten sie geschont werden.

Zu uns, in unsern Waggon, hatten sich der blutjunge Avantageur Haak, sowie der Einjährige Martin gesetzt. Letzterer war ein sehr gebildeter junger Oldenburger Kaufmann, ein liebenswürdiger Mensch, gleichfalls der Avantageur. Beide hielten sich immer zu unserer Gruppe. Wie wir nun so rheinaufwärts fuhren und sich am jenseitigen Ufer des Rheins das ganze Panorama in seiner vollen Pracht, von der tiefstehenden Nachmittagssonne beleuchtet, unseren Blicken zeigte, da waren die beiden jungen Menschen berauscht vom Zauber dieses herrlichen Bildes. Da wandte sich Martin an seine Landsleute, meist aus der ebenen Torf- und Weidegegend zu Hause, und rief: „Ums Himmelswillen, Kerls, kommt doch mal hierher und seht Euch diese Pracht an, so etwas seht Ihr ja in Eurem ganzen Leben nicht wieder!" Einige kamen denn auch hervor, hatten aber kein rechtes Verständnis dafür. Auch als wir weiter kamen, und sich im letzten Abendsonnenglanze die Lorelei zeigte, riefen er sowohl wie der Avantageur: „Könnt Ihr denn nicht aus Eurem stupiden Hinbrüten erwachen, habt Ihr denn gar kein Verständnis für diese malerisch schönen Weinberge mit ihren sagenumwobenen Burgen?" Wenige folgten dieser Anregung, begeistert wurde keiner. Einer meinte, eine ebene Gegend mit schönen Viehweiden sei ihm lieber. Die meisten blieben ruhig auf ihren Bänken sitzen, gähnten, rauchten, schliefen. Kam aber an irgend einem Bahnhof, wo der Stockung wegen Aufenthalt war, jemand von einem Verpflegungskomitee an den Waggon und rief: „Wünscht jemand ein Butterbrot!" Dann mußte man sich ducken oder beiseite biegen, denn eiligst, als wäre zum Essen geblasen worden, kamen sie aus den hinteren Bänken hervorgestürzt, drängten alles nach rechts und links, griffen in den Korb und zogen sich schmunzelnd auf ihren Sitz zurück, mit Wohlgefallen das erhaschte Butterbrot betrachtend und dann mit Befriedigung verzehrend. Was lag ihnen an Burgen und Sagen, Lorelei, oder Rossel, Pfalz oder Bacharach, ein belegtes Butterbrot war ihnen lieber. Doch dies beeinträchtigte

ihren militärischen Wert keineswegs. Es war ein durchaus gutes Soldatenmaterial. Diese Leute ertrugen die schwersten Strapazen ohne Murren, überstanden die stärksten Märsche, und in den schweren blutigen Kämpfen, welche das Regiment zu bestehen hatte, zeigten sie große Kaltblütigkeit und stürmten mit wahrer Todesverachtung auf den Feind. Nur der Unterschied zwischen uns leicht erregten und für alles Sehenswerte sich interessierenden Rheinländern und ihnen war zu groß, sonst aber waren es gute Kameraden.

Die Sommernacht legte ihren Schleier über Berge, Burgen und Ortschaften. Dunkelfarbig, vom Schatten der Nacht umwoben, wälzte sich der majestätische Strom dahin und die Wellen murmelten, rauschten oder gurgelten, je nach der Strömung, oft nahe der Bahn dahin. Manche Soldaten schliefen, andere sahen träumend, im halbwachen Zustande, vor sich hin, bis auch sie von einem wohltuenden Schlaf befallen wurden.

Am 1. August gegen 2 Uhr kamen wir nach 30stündiger Fahrt in Bingen an, dem Ziele unserer Eisenbahnfahrt. Unser erstes Verlangen war „Waschen, Waschen", irgend wie oder wo. Bald fand sich auch hierfür Gelegenheit, besonders da nur eine gewisse Zahl dies zunächst besorgte. Erst dann sahen wir uns nach warmem Kaffee um, wofür auch gesorgt war. Jeder konnte sich einen Feldkesseldeckel oder Einsatz mit Kaffee füllen und so den Magen erwärmen.

Auf dem Marsche gegen den Feind.

Wie gesagt, war unser Quartiermacherkommando tags vor unserem Aufbruche von Oldenburg abgefahren. In Bingen angekommen, mußten sich die Offiziere beim Hauptmann Seebeck vom Generalstabe des X. Armeekorps melden. Es wurden dem Regiment die Ortschaften Büdesheim, Dietersheim, Sponsheim und Grolsheim angewiesen. Diese Anordnung wurde aber wieder aufgehoben, wahrscheinlich weil die Orte bei Bingen schon zu hart mitgenommen waren. Denn wieviele Tausende waren schon durchmarschiert und hatten hier Quartier genommen, so daß die angegebenen Ortschaften selbst nichts mehr bieten konnten. Unsere Fourieroffiziere waren genötigt, durch gemietete Bäcker Brot backen zu lassen. Das Mehl dazu hatten sie in Bingen erhalten. Aber bei den dortigen Feldbäckereien war nicht anzukommen, also mußten sie sich selbst helfen. Mit einigen unternehmenden Israeliten hatten sie, gegen enorme Preise, Abschlüsse zur Lieferung von Fleisch, Hülsenfrüchten, Salz, Kaffee,

Hafer und Heu gemacht, welches alles in den Ortschaften für unser Regiment abgeliefert werden sollte. Da nun aber der Gegenbefehl kam, daß das Füsilier- und II. Bataillon einige Stunden weiter nach Appenheim und Dromersheim marschieren sollten, so wurden die Kontrakte, welche für diese abgeschlossen waren, aufgehoben resp. nichtig.

General v. Schwarzkoppen hatte nun den Befehl über die 19. Division (16er, 57er, 78er und 91er) übernommen. Ich gebe den kurzen Divisionsbefehl des alten Haudegens hier wieder, denn er ist interessant wegen seiner wahren und treffenden Sätze.

Divisionsbefehl!

Indem ich mit dem heutigen Tage den unmittelbaren Befehl über die kombinierte 19. Division in Person übernehme, sage ich den Herren Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften aller Waffen meinen kameradschaftlichen Gruß. Mit Gottvertrauen treten wir in einen gerechten Kampf, den bis zum äußersten durchzuführen — ich weiß es — jeder von uns entschlossen ist. Wir stehen einem übermütigen Feinde gegenüber, dessen Ungestüm im Angriff noch jedes Mal von der Kopflosigkeit seiner Flucht übertroffen worden ist. Bewahrt Eure deutsche Ruhe und Zähigkeit in Kampf, Anstrengung und Gefahr und unsere preußische Disziplin in allen Lagen, dann werden wir siegreich sein. gez. v. Schwarzkoppen.

Es vergingen viele Stunden, ehe wir unsern Marsch nach Appenheim antreten konnten. Die Sonne brannte schon ganz ergiebig, als wir die Nahe, welche hier bekanntlich in den Rhein fließt, überschritten. Hinter Bingen ging's steil bergan und schweifte unser Blick über alle diese Schönheiten hin. Unten im Rhein der Mäuseturm, dann Rüdesheim mit seinen gewaltigen, sich lang hinziehenden Rebenbeständen und burggekrönten Bergrücken, der Niederwald, wo später zum Andenken an die großen Siege das auf den Rhein herabblickende Denkmal errichtet wurde. Welch eine Pracht, sagte der Einjährige Martin, wenn man doch hier so ein paar Ruhetage hätte. Ja, sagte ich, das könnte mir auch schon passen. Das Aufwärtssteigen mit gepacktem Affen nach 30stündiger Fahrt brachte uns von allen poetischen Betrachtungen ab, auch verschwand die Rheingegend bald unseren Blicken.

Nach einigen Stunden beschwerlicher Bergmärsche langten wir in Appenheim an. Wir werden recht dicht und dick einquartiert. Die Leute hatten noch keine Einquartierung gehabt. In unserm Quartier,

wo die Wuppertaler Gruppe zusammen lag, ging's recht lustig zu. Auf dem Eingangstor stand groß und deutlich „Zirkus Blumenfeld" angeschrieben.

Blumenfeld war einer der vier Söhne des damals von Kirmes zu Kirmes ziehenden jüdischen Zirkusbesitzers Blumenfeld. Schon zu meiner Kindheit bezog er die Elberfelder Messe und hatte seinen Stand auf der Schloßbleiche. Damals bewunderte und beneidete ich den kleinen, mit mir ungefähr im gleichen Alter stehenden, gesetzten dunkelkraushaarigen Bengel, wenn er in Trikot und buntem Flitter stolz auf einem Pony sitzend vor dem Eingang des Zirkus neben seiner Schwester, gleichfalls auf einem Pony, paradierte. Nie hatte ich als Kind damals gedacht, daß dieser angehende Kunstreiter später mein Kriegskamerad werden würde. Nun war er Landwehrmann wie ich, und des alten Vaters Zirkus hatte Ruhe. Der Herkules war bei der schweren Artillerie, der Schulreiter bei den Dragonern, der Radschläger und Zauberer bei uns und der jüngste, auch Kunstreiter, bei den Kürassieren. Wahrlich ein hartes Opfer für den alten Blumenfeld! Wir nannten unseren Moritz einfach „Radschläger". Er war ein geriebener Bursche, mit allen Hunden gehetzt, aber ein lieber und, wie später während des Feldzuges sich noch zeigen sollte, für uns ein sehr nützlicher Kamerad. Sein Zigeuner-Spürsinn kam uns besonders an der Loire sehr zugute. Doch davon später!

In Appenheim hatten wir den nächsten Tag Ruhe. Da wir den Stab mit der Musik für diesen Tag bei uns hatten, gab die Kapelle in einem Gartenlokal ein Konzert, wohin auch Bauern und Bürger des Ortes kamen. Da zeigte sich denn während der Musikpause Blumenfeld als Zauberer. Er nahm von einem anwesenden Pfälzer Bauern dessen Hut, warf aus diesem blanke Taler in die Luft, welche er dann wieder auffing, zog sie dem Bauer aus der Nase, hinterm Ohr fort und aus dem offenen Munde, auch aus den Taschen. Der Bauer traute seinen Augen nicht. Eine große Anzahl Anwesender sah und staunte über diese Leistungen. Und als er dann zum Schluß in dem Hute herum rührte und es darin mehr und immer mehr von Talern rasselte und schließlich ein großer Teil des vor ihm stehenden Tisches mit echten Talerstücken belegte, da ging's doch manchem über den Bindfaden. Natürlich hatte er sich die Taler von unserer Gruppe geliehen, denn anfangs verfügten wir noch über ziemlich viel Geld. Dieses schmolz hauptsächlich später bei der Belagerung von Metz sehr zusammen, weil uns der Oldenburger Marketender über die Gebühr schnitt.

In unserm Quartier wiederholte Blumenfeld abends die verschiedenen Zaubereien. Dieses hatte zur Folge, daß wir gut bewirtet wurden. Die alten Bauersleute fürchteten, er werde ihr Vieh behexen. Auch setzte sich die alte Großmutter auf eine Truhe, auf welcher sie die ganze Nacht zubrachte, wenigstens nicht aus deren Nähe ging, bis wir abmarschiert waren.

In diesem Quartiere war es auch, wo Blumenfeld einen großen Respekt vor unserm frommen Peter Kaufmann bekam. Blumenfeld hatte im Stroh, oben auf dem großen Boden des Hauses, sein Geld verloren. Viel war es nicht, denn er hatte wenig mitgebracht. Er suchte und suchte, konnte es aber nicht finden. Viel Zeit zum genaueren Suchen war auch nicht mehr, und so mußte er sich darin schicken. Wie nun Kaufmann sein verlegenes, fast trauriges Gesicht sah, sagte er zu ihm: „Hier, nehmen Sie einen Taler, wenn Sie ihn mir wiedergeben können, ist's gut, wenn nicht, ist's auch gut." Von dieser Zeit an hatte er für Kaufmann eine besondere Hochachtung. Von einem Wiedergeben konnte bei Blumenfeld keine Rede sein. Erstens, wo sollte er's hernehmen? Geld von zu Hause, d. h. von seinen Eltern bekam er nicht, diese nagten selbst, mit samt ihren Pferden am Hungertuche, waren sogar genötigt — wie ich aus einem späteren Briefe seiner Eltern las —, Pferde zu verkaufen, um selbst mit einigen Pferden durch die schwere Zeit zu kommen. Zweitens war er zu leicht und lebenslustig. Wie er's bekam, so gab er's aus. Missen konnte er für seine Kameraden alles, sogar das Hemd vom Leibe. Aber das Geld ging fort, wie's kam. Nämlich später, als er Hilfsmetzger war, verkaufte er die Felle und hatte oft viel Geld. Da hatte er nicht eher Ruhe, bis es wieder fort war. Um diese Zeit aber war Kaufmann längst verschollen, tot.

Am 3. August, „frühmorgens, wenn die Hähne krähen", wurden wir alarmiert. Der Marsch ging über hohe Berge und durch tiefe Täler. Den Oldenburgern, welche daheim keine Berge haben, wurde das Bergsteigen schwer. Obgleich harte Naturen und von gutem festen Willen, wurde es einigen dennoch zu schwer. Es gab Marode. Wir, das Füsilier-Bataillon, kamen nach Mörsfeld.

Am nächsten Tage ging's nach Ginsweiler. Wir marschierten durch das tief eingeschnittene Tal der Alsenz und dann war der Stahlberg zu ersteigen. Da ging manchem die Puste aus, und der Schweiß tropfte uns ununterbrochen von der Stirn. Bei dieser Bergsteigerei äußerte ein biederer Bauernsohn aus der rauhen Flachgegend Budjadingen:

„Ick glöv, wenn use Herrgott bi Erschaffung der Welt en packten Bullen (gepackten Tornister) up den Buckel hat har (gehabt hätte), so har he gar kiene Berge makt.“ In trockenen derben Witzen waren diese stillen, nicht zu erregenden phlegmatischen Burschen oft köstlich.

Der 5. August brachte uns nach Friedelhausen und der 6. nach Schönenberg. Der Marsch am 5. war einer der miserabelsten des ganzen Feldzuges. Erst nach Tisch kamen wir zum Ausrücken. Auf halsbrechenden Wegen ging's zur Lauter hinunter durch verschiedene Ortschaften. Bei strömendem Regen drängte man sich vorwärts, denn es war mittlerweile so dunkel geworden, daß man keine Hand vor Augen sehen konnte. Keiner sprach mehr. Ich glaube, wenn einer aus Galgenhumor gesungen oder einen Witz gemacht hätte, der hätte einen Rippenstoß bekommen. Alles war verärgert. Einer stieß den andern, besonders als wir uns unten im Tale in der Finsternis auf engen Dorfstraßen durch einen Ort arbeiten mußten. Man hörte nur fluchen und schimpfen. Nur Peter Kaufmann fluchte und schimpfte nicht. Aber er lachte und sang auch nicht, er blieb sich immer gleich, zu allen Zeiten; kam's, wie es kam.

Fast bis zum ersten Hahnenschrei mußten wir maschieren, ehe wir in Friedenhausen notdürftig einquartiert waren. Durchnäßt, nichts zu beißen und zu brechen, nur eben unter Dach und Fach. Das war schon so ein Tag, wo die jungen Kriegsenthusiasten an die Worte des alten Wülknitz denken konnten. Es war gut, daß wir am nächsten Tage erst gegen Mittag alarmiert wurden, so konnten wir uns wenigstens die Kleider trocknen. Nachmittags gings aber wieder los, ohne Unterbrechung bis 10 Uhr abends. Wir Füsiliere waren so glücklich, in dem Dorfe Schönenberg einquartiert zu werden. Das I. und II. Bataillon mußte biwakieren und zwar ohne Holz und Stroh.

Es war der 6. August, und da das Dorf Schönenberg nicht fern von Saarbrücken liegt, so hatten die Bewohner den ganzen Tag hindurch die Kanonade von Spichern gehört. Die Leute machten trübe Gesichter und waren in größter Aufregung und Angst, besonders noch dadurch, daß sich hier unsere ganze Brigade gesammelt und Vorposten aufgestellt hatte. Die Einwohner fürchteten, es würde hier zum Kampf kommen. Mit blassen, verängstigten Gesichtern schlichen sie umher und wagten nicht, sich niederzulegen. Man kann sich leicht in die Lage dieser Leute hineindenken; wir würden zu Hause, bei so nahem Kannonendonner auch beunruhigt sein. Aber als am andern Morgen die Meldung kam, die

Franzosen hätten sich zurückgezogen, da hellten sich die Gesichter auf und bekamen wieder normale Farbe. Lebensmut und Freudigkeit kehrten wieder. Die Blässe in den Gesichtern der jungen Mädchen wurde durch ein Rosa ersetzt, und sie wagten wieder zu lachen und zu scherzen. Merkwürdiger Unterschied zwischen Krieg und Frieden. Hört man im Manöver Kanonendonner, so wird alles freudig erregt. Mit froh blickenden Gesichtern eilt alles dahin, woher der Schall kommt. Genau das Gegenteil ist im Kriege der Fall. Ich habe beim Dröhnen der Kanonen die Einwohner eines Dorfes mit ihren Habseligkeiten, Männer, Weiber, schreiende Kinder, mit samt ihrem brüllenden Vieh davoneilen sehen. Ein Mitleid erregendes Bild.

Am 7. August ging das Regiment nach dem stark 6 Stunden entfernten Rohrbach vor. Wie wir bei intensiver Hitze über einen Höhenzug marschierten und fast alle vor Müdigkeit und Durst usw. die Köpfe hängen ließen, ohne Gesang, fast ohne ein Wort zu sagen, weiter döften, kam plötzlich vorn in die Kolonne Leben. Wir hoben die Köpfe und sahen, wie ein Adjutant einen Zettel hochhaltend von Bataillon zu Bataillon ritt und eine Meldung brachte. So kam er auch zu uns und rief: „Zwei große Siege sind gestern erfochten worden, bei Spichern und bei Wörth." Da war's uns auf einmal, als wenn wir keinen Tornister mehr auf dem Rücken gehabt hätten, und die Beine wurden so gelenkig, daß wir sofort einen Parademarsch hätten machen können. Wie doch die Verkündigung eines Sieges belebend, begeisternd auf eine Truppe wirkt. Wir konnten uns die entgegengesetzte Wirkung bei den Franzosen sehr gut vorstellen.

Mit lautem Hurra wurde die doppelte Siegesnachricht begrüßt und munteren Schrittes ging's weiter. Einer meinte: „Am Ende bekommen wir gar keine Franzosen zu sehen." „Mehr wie dir lieb sind," antwortete ein älterer Soldat. Der hatte Recht.

Am Abend dieses Tages biwakierte das ganze 10. Armeekorps auf dem verhältnismäßig kleinen Raum zwischen St. Ingbert und Rohrbach. Mit Roß und Mann und Wagen lagerten hier mehr denn 30000 Krieger. Schmalhans war hier aber Küchenmeister, besonders Brot fehlte. Auch mit Stroh sah es sehr mager aus. Es war eben ein Kriegsbiwak.

Von einem erhöhten Punkte der Straße konnte ich so ziemlich das ganze Lager übersehen. Feuer an Feuer. Das ganze Leben und Treiben vom flackernden, unruhigen roten Holzfeuerschein beleuchtet, übergossen, hier stärker, dort schwächer. Ein hochinteressantes großes Kriegsgemälde.

Bei den 16ern hielt ein Offizier mit klarer weithin schallender Stimme eine Ansprache an seine Soldaten. Ob es ein Stabsoffizier oder ein Hauptmann war, weiß ich nicht. Er sprach in kameradschaftlichem Sinne und sagt unter anderm: „Wenn irgend welchen von ihren Vorgesetzten in der Aufregung und im Eifer des Dienstes mal eine harte Behandlung oder Strafe zuteil geworden sei, so möchten sie es nicht nachtragen. Jetzt sei eine andere Zeit! Die Begeisterung für die große heilige Sache, welche alle gemeinsam beträfe und auch erfaßt habe, müsse alles vergessen machen" usw. Der Offizier sprach schön, und es schien ihm vom Herzen zu kommen. — Während er so sprach, gingen einige Hacketäuer, welche im Ort Wasser holen wollten, an mir vorbei. Ich hörte, wie einer sagte: „Jetz kürt he so, süß was et anners." — „Häste mall recht, Junge, jetzt will he sick insmieren", erwiderte der andere. Es mochte wohl so sein, ich hatte ja kein Urteil darüber.

Am Schlusse seiner Rede erntete der Offizier kräftigen Beifall.

Der Aufbruch zum Weitermarsch am folgenden Morgen erfolgte so, daß die 20. Division zuerst abmarschierte, dann erst folgten wir. Der Abmarsch eines kriegsstarken Armeekorps nimmt viel Zeit in Anspruch, und konnten wir uns vor der Hand noch ausruhen. Wie die 16er von unserer Division dran kamen, sangen sie ein drolliges Lied auf ihren Tornister, in welchem für diesen die Bezeichnung „Eckstein Aß" immer vorkam. Beim Ausspruch dieses Wortes hoben sie mit dem freien linken Arm den Tornister jedesmal durch einen Ruck in die Höhe, welches, so über die ganze Marschkolonne gesehen, einen drolligen Eindruck machte. Die erste Strophe lautete:

Ach, das macht mir viel Verbruß, „Eckstein Aß!"
Daß ich dich noch tragen muß, „Eckstein Aß!"
Unsre Dienstzeit wird vergehn,
Dann werden wir uns nicht mehr sehn,
Werden wir uns nicht mehr sehn:
„Eckstein Aß!" „Eckstein Aß!" „Eckstein Aß!"

Ich sah dem strammen Regiment sinnend nach und dachte, wer weiß wie bald manche vom Tornistertragen befreit sein werden. — Schon acht Tage später war der größte Teil des Regiments der Last enthoben. — Bei Mars-la-Tour hob man die Toten und Verwundeten auf, die Tornister ließ man liegen. — Die Träger hatten Ruh, Eckstein Aß auch. —

Wir ließen bei Rohrbach die Tornister zurück und zwar unter

Obhut von Maroden. Das Gepäck, d. h. die Tornister sollten in St. Ingbert verladen und per Bahn nachgesandt werden. Die Mütze und ein Teil der Patronen wurden in den Mantel mit eingerollt. Der Rest der Reservepatronen samt Verbandzeug und die eiserne Portion wurden im Brotbeutel untergebracht, und der Feldkessel vermittels Riemen am gerollten Mantel befestigt. Da konnten wir mit Recht sagen: „Was nützt uns der Mantel, wenn er nicht gerollt ist?" So nutzte er im gerollten Zustande wirklich. Es war so ein leichtes Feldkostüm.

Hurra! jetzt ging's auf die Grenze los. In den Dörfern, welche wir passierten, machten die Leute besorgte Gesichter, weil sie fürchteten, es würde hier ein Zusammenstoß stattfinden. Habkirchen war das letzte bayerische Dorf nahe der Grenze. Dort war die Blies. Diesseits Deutschland, jenseits Frankreich. Vor der Brücke, welche hinüber nach dem damaligen französischen Orte Frauenberg führt, wurden die Gewehre mit scharfen Patronen geladen. Da sah man manche Kameraden, welche sich verfärbten. Ein früherer Oldenburgischer Einjähriger O., welcher mein linksstehender Nebenmann war, meinte: „Jetzt wird die Sache faul, weißt du, ich gäbe hundert Taler für eine Tarnkappe, wodurch ich mich unsichtbar machen könnte." „Ach", sagte ich, „mein lieber O., es wird manchmal geladen, aber nicht immer geschossen; warten wir's mal ab." —

Dann ging's hinunter zur Blies, an dem diesseitigen blauweißen bayerischen Grenzpfahl vorbei. Die Regimentsmusik spielte die Wacht am Rhein, welche mit kolossaler Begeisterung gesungen wurde. Am andern Ende der Brücke stand der blauweiß-rote französische Grenzpfahl. Der Name und die Umschrift um den Adler „Empire français" war durchstrichen und irgendwer hatte mit Kreide „Provinz Lothringen" hingeschrieben. Der philosophierende O. sagte: „Jetzt sind wir glücklich in Frankreich drin, wären wir nur wieder ebenso glücklich heraus." Nun, sein Wunsch ist ihm in Erfüllung gegangen. Treu und brav, wie er von Natur war, hat er ausgehalten, schwere Stunden und Tage mit durchgemacht, ist dann aber glücklich heimgekommen.

Unheimlich still war's in dem Dorfe. Die Läden waren geschlossen. Ab und zu sah man einen alten Bauern oder eine Bäuerin, sonst alles wie ausgestorben. Die, welche ein paar französische Worte konnten, kramten damit schon aus und riefen „Bonjour, grandpère oder grandmère"!

Nachdem wir das Dorf hinter uns hatten, kamen wir auf die Straße, welche schnurgerade auf Saargemünd zuführt. Sofort fiel uns

der Unterschied zwischen französischen und deutschen Landstraßen auf. Aber zum Nachteil der letzteren. Frankreich hatte damals bessere Landstraßen wie wir, sogar viel bessere. Ob heute auch noch, weiß ich nicht.

Vor Saargemünd oder drin mußten die 11. Husaren liegen, denn mehrere sachkundige Husaren hatten einen Ochsen geschlachtet und dann kunstgerecht zerlegt.

In Saargemünd angekommen, hieß es „Achtung!" an der Mairie steht Se. Königl. Hoheit der Prinz Friedrich Karl. Alle Wetter, das zog! Da wollte und sollte sich keiner schwach oder müde zeigen, unser strenger Feldherr sollte uns stramm sehen. —

Richtig, da stand er, auf dem freien Platze vor der Mairie neben ihm, aber doch etwas zurück sein Generalstabs-Chef General v. Stiehle. Vorn der eiserne Prinz in Husaren-Uniform, den strengen Kennerblick auf die vorbeimarschierenden Truppen gerichtet. Etwas zurück der einfache alte General mit einem klugen, feinen, freundlichen, aber doch echt militärischen Gesichtsausdruck. Der stolze Prinz ganz Soldat, vom Scheitel bis zur Zehe. Wie er uns musterte! Wie er scharf in jedes Glied hineinsah! Und da, — wir mußten an uns halten, um nicht zu lachen, um des Himmelswillen nicht. — Ein junger Franzose, so ein richtiger verlodderter Franzosenrüpel hatte sich, ohne daß es die etwas zurückstehenden Herren vom Stabe des Prinzen bemerkt hatten, bis rechts neben diesen gebummelt. Beide Hände in den weiten Hosen, Mütze im Nacken, Zigarette lässig zwischen den Zähnen. Da bemerkt ihn plötzlich ein Offizier des Stabes. Ein Griff, ein Ruck und Monsieur Franzosenflabes taumelt rückwärts und liegt auf dem Sande. — In den nächsten Sekunden waren wir vorbei und konnten, wenn auch nicht laut, so doch vor uns hin lachen.

Wir marschierten durch die Stadt, dann eine Anhöhe hinauf, wo zunächst gehalten wurde. Da gab es schon etwas zu sehen. Überall herum lagen französische Patronenumhüllungen. Schüsse fielen hie und da fern ab. Da kamen auch einige westfälische Kürassiere eisenrasselnd herangeritten, zwischen sich eine Anzahl gefangene französische Infanteristen. Neugierig starrten wir sie an, das waren also unsere Gegner. Sie machten keinen guten Eindruck. Aber Gefangene imponieren nie. Wir frugen einen Kürassier, wo sie die denn erwischt hätten. Er zeigte weit hin in die Landschaft und sagte: „Do achter sind noch mehr von den Kierls". Unser Bataillon bezog Vorposten. Das I. und II. biwakierte mehr rückwärts in der Nähe von verlassenen französischen

Lagern. Da keine Verpflegung zur Stelle war, wurde zum erstenmale ein Requisitionskommando ausgesandt, welches aber fast mit leeren Händen wieder kam. Die Oldenburger verstanden es noch nicht. Zum Glück hatte die Kavallerie, welche ja immer weit voraus war, auf die Franzosen in Saargemünd einen solchen furchterregenden Eindruck gemacht, daß sie in der Eile des Abmarsches einen ganzen Eisenbahnzug am Bahnhof stehen ließen. Da war uns allen geholfen. Millionen Portionen Feldzwieback, viel feiner und besser wie unserer. Reis, Kaffee, Hafer, Zucker, Syrup, Konfitüren, Hemden, Kleidungsstücke usw. usw. Natürlich auch Wein und Spirituosen. Sogar allerlei Spielgeräte zur Kurzweil im Lager.

Erst wurde sehr wüst mit den Sachen umgegangen, bis dann die Intendantur kam, und alles in die richtige Bahnen lenkte. Drollige Bilder sah man da. Am schlauesten hatte es ein reitender Artillerist gemacht. Er hatte eine rote Franzosenhose unten an den beiden Enden zugebunden. In die Hosenbeine hatte er Kaffee und je einen Hut Zucker hineingetan. Die Hose um den Hals gehangen, baumelten die gefüllten Hosenbeine rechts und links herunter, er selbst kaute reichlich französischen Zwieback. Auch ein Düsseldorfer Husar, Regiment Nr. 11, kam geritten. Vor sich auf dem Sattelknopf balanzierte ein großer Hut Zucker und er nagte oben an der Spitze desselben. Na, es war noch genug da. Man sagte, der Zug enthalte für Mann und Pferd Lebensmittel auf mehrere Tage für ein ganzes Armeekorps.

Zunächst bekamen die Pferde mal eine doppelte Ration Hafer. Die Mannschaften einen dreitägigen eisernen Bestand an Kaffee, Reis und Zwieback. So hatten wir denn bald einen sehr guten Biwakskaffee gebraut, und da wir auch Zucker genug hatten und Zwieback dazu, so war das erste große Kaffeetrinken auf französischem Boden nicht ohne. „Ick har lang keinen so feinen Kaffee hat“, meinte schmunzelnd ein Oldenburger.

Am andern Tage war Ruhe. Da es allerlei Kommandos gab, welche dieses und jenes in Saargemünd zu besorgen hatten, war ich mit dabei. Natürlich sah man sich allenthalben um. Man war doch in einem fremden Lande, zwischen anders redenden Menschen. Die Firmenschilder usw. in französischer Sprache, das ganze Leben und Treiben zog an. Es gab in der Stadt auch ganz verlassene Anwesen. Da war ich mit anderen Kameraden in der Besitzung irgend eines reichen Franzosen. Dieser mußte ein besonderer Jagdliebhaber sein. Außer seltenem Ge-

flügel hatte er in einer besonderen Behausung und Umzäunung eine Koppel Jagdhunde, durchaus edle Tiere. Kein Mensch war da. Aber von seiten unserer Militärbehörde, so hörte ich, würde die Besitzung geschützt und die Tiere gepflegt werden. Es wäre auch schade gewesen, wenn da jeder nach Belieben hätte schalten und walten können.

Am 10. August rückte unser ganzes Armeekorps einen Tagemarsch vor. Aber nur einen kleinen Marsch von mehreren Stunden. Wir bewegten uns jetzt auf der Hochfläche von Nord-Lothringen. Große Ackerflächen wechselten mit langgestreckten Waldbeständen.

Das Regiment hatte die Führung des Armeekorps und flott ging's vorwärts auf der großen Straße nach Nancy bis über Puttlange hinaus. Das I. und II. Bataillon zog auf Vorposten, d. h. stellte Feldwachen usw. aus, und wir Füsiliere bildeten das Gros der Vorposten. Bald hatten wir die Stelle, welche unserm Bataillon angewiesen war, erreicht, um unser Biwak herzurichten.

Im Biwak von Puttlange.

Der Platz für unser Biwak war gut gewählt. Seitwärts der Straße nahe einem Walde, in einer Art Mulde, hatten wir eine gedeckt und fast versteckt liegende Stellung. Wie üblich wurden die Gewehre zusammengesetzt und dann Stellung genommen, um das Gepäck abzulegen, Tornister hatten wir ja in Rohrbach zurückgelassen. Hier ereignete sich ein Zwischenfall, der für meine ganze fernere Kriegsteilnahme von einschneidendster Bedeutung wurde und den ich daher eingehend erzählen möchte. Der Vorfall ist, so unscheinbar er erscheinen mag, meine unangenehmste Feldzugserinnerung, die ich bis heutigestags noch nicht ganz habe überwinden können.

Bei dem Ausrichten hatte unsere Rotte — wir standen zu drei Gliedern — keine Deckung. Mein Vordermann im zweiten Gliede stand zuviel nach links. Sekonde-Leutnant Schmidt, ein kräftiger, ziemlich barscher Offizier, welcher diese Sache zu leiten hatte, stand vorn und rief mehreremale: „Die Rotte hat keine Deckung!" Da wagte ich denn meinem Vordermann zuzuflüstern: „mehr rechts". Wütend stürzt der Leutnant auf mich zu und ranzt mich an: „Was haben Sie Ihre dicke Nase in meine Dienstangelegenheiten zu stecken!" Dabei erfaßt er, mit den Knöcheln von Zeige- und Mittelfinger seiner kräftigen Faust meine Nase und dreht sie mir buchstäblich im Gesicht herum. Nicht des

Schmerzes, sondern der Behandlung wegen kochte es in mir vor Wut. Es lief mir siedendheiß durch den Körper, vom Scheitel bis zur Sohle. Ich war doch ein Mann im dreißigsten Lebensjahre, der zum vierten Male des Königs Rock trug und in diesem blutige Kämpfe mitgemacht hatte; ein Mann, der wohl wußte, was der Krieg für Strapazen und Gefahren mit sich bringt, sich aber trotzdem freiwillig gemeldet hatte. Hier wurde ich von einem jungen Leutnant mißhandelt für ein geringes Dienstvergehen. Es war doch keine Rekrutenvorstellung, auch keine Paradeaufstellung vor hohen und höchsten Herrschaften, sondern wir befanden uns in einem Kriegsbiwak in Feindesland. Ich war in einer Stimmung, welche sich nicht beschreiben läßt. Machtlos, ohnmächtig stand ich dem Leutnant gegenüber. Jetzt machte ich mir Vorwürfe, daß ich freiwillig mitgegangen war, mitgegangen aus reiner Vaterlandsliebe.

Wenn ich wegen meiner wohlgemeinten Zuflüsterung zu tadeln war, so konnte mich der Leutnant ja rüffeln oder durch die übliche Strafwache mich mein Vergehen sühnen lassen. Aber eine tätliche Mißhandlung, trotz Verbot, trotz Königlicher Kabinettsorder und Anerkennung derselben seitens der Chargierten durch Unterschrift, das war stark.

Und noch dazu dicht vor dem Feinde. — — —

Ich hatte mich beherrscht. Kaum daß ein Nebenmann etwas bemerkt hatte. Darum verstanden meine Kameraden nicht, nachdem wir weggetreten waren, warum ich so still war. Alles, was ich sah und hörte, war mir zuwider. In die Erde hätte ich sinken mögen vor Wut und Scham.

Allerdings war dieser Leutnant eine Ausnahme, im allgemeinen waren die Offiziere des Regiments gut gegen die Soldaten. Unser Kompagnieführer Tenge und, nachdem dieser gefallen war, unser Hauptmann Schmidt und andere Offiziere hätten derartiges nie getan.

Aus meinem Sinnen, Brüten und grimmen Gedanken wurde ich plötzlich herausgerissen. Mein Name wurde gerufen, und da fiel mir ein, daß ich zu der Gruppe gehörte, welche heute in der Umgegend requirieren sollte. Es handelte sich um Beschaffung von frischem Fleisch, und da Tags vorher die jungen Oldenburger fast ohne Erfolg requiriert hatten, nahm man heute ein Kommando, bestehend aus kriegsgeübten alten Leuten. Was half's, daß ich keine Lust hatte, ich mußte mit.

Wohl dreiviertel Stunde stiegen wir bergan. Ein Teil ging links, der andere rechts, zu letzterem gehörte ich. Wir kamen in ein kleines Bergdorf. Gleich vorn lag ein unscheinbares, ärmliches Anwesen.

Meine Kameraden gingen ans Werk; ich setzte mich seitwärts auf einen Brückenstein an der Straße und kümmerte mich um nichts. Es war mir nicht möglich, irgendwo Hand anzulegen. Einige zerrten eine ängstlich brüllende Kuh aus dem Stall. Eine Frau in dürftiger Kleidung stürzte aus dem ärmlichen Häuschen und hing sich schreiend und jammernd an den Hals des Tieres. Aber alles Jammern half nichts, trotzdem es ihre einzige Kuh war, wurde das Tier dem Lager zugetrieben. Welche kamen aus anderen Anwesen mit Federvieh, Eiern, Käse, Butter usw. usw. Man rief und frug, warum ich nicht mitmache, da wäre noch dieses, dort jenes zu holen. Ich ging nicht und half nicht, das ganze Treiben ekelte mich an. Der Krieg ist doch eine unmenschliche Sache. — Die Soldaten mußten, es war Befehl. — August Müller gab mir eine Anzahl Eier, ich nahm sie, ohne eine Silbe zu sprechen. Meine Kameraden sahen mich an und schüttelten die Köpfe, ich war ihnen ein Rätsel.

Nachdem man die Bewohner ordentlich ausrequiriert hatte, zog die ganze Schar wieder bergab, dem Biwak zu. — „Bons" bekamen die Leute nicht, später wurde es vielfach gemacht, d. h. nur wenn ein Offizier oder Offizierdiensttuender dabei war. — Die Kuh wurde geschlachtet, da sie aber ein fast ausgetragenes Kalb bei sich hatte, ließ man sie liegen. Einige von unserer Gruppe hatten noch irgendwo ein Rind ausfindig gemacht, dieses kam nun an die Reihe.

Nun kam auch die Abteilung, welche links abgegangen war. Diese hatte reichlich für Wein und Cognac gesorgt.

Selbstredend war von allen Teilen vorab ein Sonderanteil für unsere Gruppe beiseite gebracht worden. Wir hatten mehr wie die Offiziere.

Nun ging's ans Laubhütten-Bauen. Der Wald war nahe und bald waren sie hergestellt. Ich machte alles mechanisch mit, ohne das geringste Interesse. Eine lähmende Gleichgültigkeit hatte mich befallen. Ich schlenderte durchs Lager und traf den Kameraden Peter Kaufmann. Da ich noch Eier über hatte, bot ich ihm zwei an. Er wollte nur eins nehmen, damit hätte er genug. Auf mein Drängen nahm er zwei und meinte, mit dem andern könne er wohl noch einem Kameraden einen Dienst erweisen. Diese Gelegenheit bot sich ihm gleich. Ein Oldenburgischer Kaufsoldat kam an ihm vorbei. Höflich, wie Kaufmann immer war, sagte er zu diesem: „Kann ich Ihnen vielleicht mit einem Ei dienen, ich habe eins über?" Der Angeredete sah ihn erstaunt an,

denn er begriff solche Höflichkeit nicht, griff dann aber hastig zu mit den Worten „giff man her“ und trollte ohne Dank von dannen. Das war so einer, dem hätte der Leutnant die Nase im Gesicht herum drehen können, der hätte sich nachher geschneuzt und höchstens „Deuvel auck“ gebrummt.

Wie's dunkel wurde, war bei unserer Kompagnie frohes Leben, besonders aber in dem Laubzelt unserer Gruppe. Ein Schmausen und Zechen wie im Lager von Schillers Räubern! Ich kroch hinein und wollte mich hinlegen. Da sprach man von allen Seiten auf mich ein. Die lieben Kameraden konnten es nicht verstehen, daß ich so verstimmt und wortkarg war. Ich, sonst der lustigste und sangesfroheste unter ihnen, nun so still und unzugänglich. „Kaal, wat es deck, sei et us“, rief man in unserer heimischen Mundart. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, mit der Sprache herauszurücken. Ich schämte mich, die mir angetane Schmach mitzuteilen. Ich schwieg. Man trank mir zu. Ich trank, trank Cognac, Wein, wie es gerade gereicht wurde. Durch das Trinken wurde mir warm, die gewitterschwüle Augustwärme, der innere brennende Ärger tat auch sein Teil dazu, so daß ich genötigt war, den Waffenrock auszuziehen. Auch die Weste kam hinzu, und da mir die Füße schmerzten, zog ich auch die Stiefel aus. So saß ich denn in Hose und Hemd an meinem Platz. Wenn ich auch nicht in Stimmung kam, so trank ich doch weiter. Ich trank aus Ärger. Endlich legte ich mich auf die Seite und schlief ein.

Nachts brach ein wolkenbruchartiger Gewitterregen los, so daß wir fast weggeschwemmt wurden. Alles schwamm in Wasser. Nachdem sich das Gewitter verzogen hatte, kauerte jeder in sich zusammen, um so im Halbschlaf den Morgen zu erwarten. Doch noch in finsterer Nacht, vor dem ersten Hahnenschrei wurden wir ohne Signal geweckt, es sollte gleich aufgebrochen und weitermarschiert werden. Jeder hatte mit sich selbst zu tun. Ich hockte noch an meinem Platz. Hin und wider rief mich einer der Kameraden an, mich ermahnend, daß es Zeit sei. Endlich versuchte ich die Stiefel anzuziehen. Keine Möglichkeit, ich war stockig und steif in allen Gliedern, dazu waren die Stiefel zusammengeschrumpft. Ebenso ging's beim Versuch, den Waffenrock anzuziehen. Die Arme waren wie ohne Gelenke. Obgleich die Kameraden genug mit sich selbst zu tun hatten, kamen sie doch hinzu, mir behilflich zu sein. Es half nicht und ich warf mich, gleichgültig gegen alles, wieder hin.

Auf dem Felde, im Halbdunkel, trat die Kompagnie an. Unser Korporalschaftsführer meldete, daß ich unfähig wäre, mich fertig zu machen. Da kam der Bataillonsarzt, untersuchte mich, und sagte zu unserm Kompagnieführer, ich könnte nicht mit; weil ich nur mit Hose und Hemd bekleidet im Freien gelegen hätte, wären die Glieder geschwollen und steif. Man ließ mich liegen und marschierte ab. Meine Kameraden erboten sich noch, indem sich die Kompagnie in Bewegung setzte, mir alles zu tragen, wenn ich nur mitginge. Ich blieb liegen und sah ihnen teilnahmlos nach.

Dann dämmerte der Tag. Die Sonne kam langsam hinter den Höhenzügen herauf. Fernab an der Straße Saargemünd Nancy lag langgestreckt das Dorf Puttlange. Die ersten Sonnenstrahlen warfen schüchtern ihren Schein auf die sauberen Häuser an der Straße. Es wäre ein schönes Bild des Friedens gewesen, wenn nicht die vielen weißen Fahnen mit dem Genfer Kreuz verraten hätten, daß Haus für Haus mit französischen Verwundeten belegt wäre. Links von mir, unten, wo die Artillerie gelegen hatte, bemühte man sich, eine Feldschmiede aus dem Schlamm herauszuziehen. Sonst war weithin alles still. Ich kauerte mich wieder zusammen, denn ich fror, mir war's kalt im ganzen Körper. Allmählich erwärmte mich die höhersteigende Augustsonne, und ich erhob mich, um mal die Glieder zu bewegen. Da lagen meine Sachen rundum. Mein Nebenmann hatte mein Gewehr in meine Nähe gelegt. Da stand mein Kochgeschirr, noch halb gefüllt mit Rotwein. Ich nahm es und schleuderte den Kessel samt seinem Inhalt fort. Dann nahm ich meine Sachen und breitete sie zum Trocknen aus, setzte mich neben sie und ließ die immer stärker werdenden Sonnenstrahlen auf mich einwirken. Diese machten allmählich meine Glieder wieder geschmeidig, und es wurde mir möglich, mit vieler Mühe die Stiefel sowie den Waffenrock wieder anzuziehen. Ich machte dabei Toilette, so gut es ging; hing den Brotbeutel über die linke Achsel, schnallte das Lederzeug um, hing den gerollten Mantel darüber, nahm Gewehr über und setzte mich langsam auf die Landstraße zu in Bewegung. Erst ging's schlecht, allmählich aber besser. Ich versuchte in Puttlange unterzukommen, um mich einen Tag auszuruhen, aber vergebens. Die Leute hatten genug mit der Bedienung und Verpflegung ihrer Verwundeten zu tun, man konnte sich um mich nicht kümmern. Also nichts zu machen.

Die Sonne brannte immer stärker und je mehr je besser für mich. Die Wärme tat mir wohl. Fast instinktmäßig trollte ich auf der Land-

straße wieder in der Richtung weiter, woher wir gekommen waren. Ich kam dabei ans Schwitzen und je mehr ich transpirierte, desto besser ging's. Ich kam durch ein Dorf. Keine Seele zu sehen, nicht mal ein Hund bellte. Ich trollte weiter, wieder eine Ortschaft. Hier aber waren schon Fouriere, welche an Scheunen und Haustüren die Anzahl der Pferde und Mannschaften, welche hier einquartiert werden sollten, ankreideten. Weiter, immer weiter. Dann sah ich von fern Truppen heranrücken. Lange, schlangenartig sich vorwärtsbewegende Infanterielinien, nebenher schneller fahrende und reitende Artillerie und trabende Reiter. Ich bog von der Straße ab und trollte außerhalb der Chausseebäume vorwärts. Auf der Straße selbst weiter zu gehen, war nicht gut möglich. Es waren Truppen der 20. Division. Die ersten waren 79er. Bei diesen waren auch viele aus dem Wuppertal. In einer Zuglücke oder am Schlusse der Kompagnie schritt der lange Unteroffizier Hesselmann. Auch der kleine Benzenberg, beide Mitglieder der Elberfelder Turngemeinde. Sie sahen mich nicht. Andere Bekannte hatten mich bemerkt, hätten wohl gerne gefragt, woher, wohin, aber da waren wir schon zu weit getrennt. Immer mehr Kolonnen folgten, endlich konnte ich wieder auf der Straße weitermarschieren.

Ehe ich meinen Marsch fortsetzte, drehte ich mich nochmal um und sah den stramm weitermarschierenden Kolonnen nach. Alle, sagte ich mir, die da marschieren, sind gern bereit, in den schweren Kampf zu ziehen, um den alten Erbfeind von unseren Grenzen fernzuhalten. Eine heilige Begeisterung hat sie erfaßt, mannhaft, deutsch den übermütigen Gegner zu fassen, wo sie ihn treffen. Gestern hatte ich noch gleiche Gesinnung, genau wie an dem Tage, wo ich mich in Oldenburg freiwillig meldete. Heute war dieses in mir getötet. Ich kam mir vor wie ein Entehrter, welcher sich für die ihm angetane Schmach keine Genugtuung verschaffen kann. Gewiß, ich hätte mich bei einem der marschierenden Bataillone melden können. Ich brauchte nur zu sagen, ich wäre von meinem Regimente abgekommen und wünschte in den Reihen des Bataillons mitzumarschieren, bis ich mein Regiment träfe; selbstredend hätte man mich bei irgend einer Kompagnie eingestellt. Aber nein, in der Gemütsstimmung, in welcher ich mich befand, war das gar nicht möglich, nicht denkbar.

In nördlicher Richtung ging ich weiter. Da sah ich von fern einen Reitertroß mit allerlei Fuhrwerk näherkommen. Wieder bog ich von der Straße ab und marschierte außerhalb der Chausseebäume weiter. Mein

Erstaunen war groß, denn es nahte der gewaltige, gefürchtete Heerführer Se. Königl. Hoheit Prinz Friedrich Karl, der Mann mit den großen strengblickenden Augen und der stolzen Haltung, gefolgt von einer Anzahl Offiziere der verschiedensten Waffengattungen, welche alle zum Generalstab des Führers der II. Armee gehörten. Dicht hinter ihm sein Generalstabschef von Stiehle. Ich reckte mich, so stramm ich eben konnte, und zog das Gewehr an. Ob er mich nicht sah, oder ob ich ihm Wurscht war, ich weiß es nicht, mir war er in diesem Augenblick auch Wurscht. Nun blieb ich eine Weile stehen, um mir das Drum und Dran, was alles zum Gefolge eines solchen Heerführers gehört, anzusehen. Zuerst ganze Koppeln Reitpferde mit allerhand berittener Bedienung, dann allerlei Fuhrwerk, darunter in erster Linie der Küchenwagen des Prinzen, dazu mehrere Anhängewagen, also zur Küche gehörend. Auf dem Bock des Küchenwagens saßen zwei kohlpechrabenschwarze uniformierte Mohren. Einer von diesen trug nicht nur die Kriegsdenkmünzen der Feldzüge 1864 und 1866, sondern auch noch andere wirkliche Orden. Stolz saß er auf dem Bock. Sein Blick war noch stolzer als der des gefürchteten Prinzen, nur mit dem Unterschiede, daß beim Anblick des eisernen Heerführers jeder Soldat zusammenfuhr und wie gebannt durch seinen Blick ihn unverwandt ansehen mußte, das Herz eine raschere Tätigkeit annahm und das Blut sich schneller durch die Adern bewegte, während man bei der Betrachtung des affenstolzen Mohren sich hätte wälzen mögen vor Lachen. Wie einfach sah dagegen die rechte Hand des Prinzen, der General von Stiehle aus. Ja, der da auf dem Küchenbock hatte gut Feldzüge mitmachen. Immer in unmittelbarer Nähe aller dieser konservierten und nichtkonservierten Speisen und all der guten Flaschen. Wenn er auch wohl nur von den Brosamen lebte, die von des Herrn Tische fielen, so waren diese jedenfalls noch sehr gut und reichlich. Ich weiß nicht, warum ich meine Augen nicht von dem Küchenwagen ablenken konnte, trotzdem er nun schon weit weg war, es mußte wohl eine innere Anregung sein, denn plötzlich meldete sich mein Magen. Etwas Reis und Kaffee aus dem französischen Eisenbahnzuge hatte ich noch, doch was sollte ich damit beginnen. Nun wühlte ich im Brotbeutel herum und fand zum Glück noch einige Stückchen französischen Beutezwieback. Es war wenig, doch war's gut, daß ich das Wenige noch hatte. Einen sehnsüchtigen Blick warf ich noch nach den prinzlichen Küchen- und Beiwagen, dann trollte ich langsam weiter, ohne ein bestimmtes Ziel, ohne zu wissen, wie es nun werden

würde. In meiner Gemütsdepression war mir eben alles egal, Infanterie oder Kavallerie, Prinz, Mohren und Küchenwagen. Ich dachte, lauft mir alle den Buckel hinauf, ich gehöre nicht mehr dazu. Da kam Saaargemünd in Sicht, zugleich aber auch wieder marschierende und reitende Kolonnen. Diesmal waren es Sachsen. Das ganze XII. Armeekorps rückte heran. Zunächst die prächtigen Gardereiter, eine Elite-Truppe. Ein paar Tage früher hätte mir das Herz im Leibe gelacht, denn ich sah immer gern einen gutgebauten Reiter. Und nun gar die Sachsen, für welche ich sowieso eingenommen war, weil von Leipzig die besten Turnlehrer kamen und auch wohl heute noch kommen. Ihr Turnen beruhte auf einer einfacheren, leicht faßlichen Grundlage. Bei den Berliner Turnlehrern war alles Methode, da wurde oft die Nebensache zur Haupt- und die Hauptsache zur Nebensache. Eine tiefe Traurigkeit überkam mich beim Anblick dieser flott und fröhlich drauflosmarschierenden Sachsen. Man sah es ihnen an, daß sie in heiliger Begeisterung den französischen Boden betreten hatten und nun rüstig und voll Mut und Selbstvertrauen ins Feindesland hineinmarschierten. Hatte ich nicht die gleiche Begeisterung gehabt? Das Herz blutete mir, doch schon der Gedanke, wieder in die Kompagnie, unter die Augen des Leutnants zu kommen, erfüllte mich mit Unmut und Zorn. Ich versuchte dagegen anzukämpfen, aber vergebens.

In Saargemünd angekommen, traf ich zufällig den Gefreiten Karl Thurn von unserer Kompagnie, ein prächtiger Mensch, auch Wuppertaler. Dieser hatte so wunde Füße, daß man ihn ebenfalls zurücklassen mußte. Durch ihn erfuhr ich, daß alles, was zurückgelassen war, zum Bahnhof mußte.

Von Saargemünd zurück nach Oldenburg.

Am Bahnhof stand ein Zug bereit, welcher bestimmt war, zunächst die Kranken und Schwachen hier zu sammeln und dann in Saarbrücken außer Maroden auch noch Verwundete mitzunehmen. Wir hatten noch etwas Zeit und konnten uns für unser Geld eine Stärkung verschaffen. Dann hieß es „Einsteigen!" und bald rollte der Zug auf Saarbrücken zu. Hier hielten wir an dem zerschossenen Bahnhof und blieben mehrere Stunden liegen. Endlich setzte sich der Zug wieder in Bewegung, um uns in den kurzen Nachtstunden nach Kreuznach an der Nahe zu befördern. Dann kamen wir an den Rhein, und auf der Fahrt rheinabwärts sahen

wir an manchen Stellen die Genfer Fahne mit dem roten Kreuz. Dies war für mich keine Fahrt wie zwei Wochen zuvor. Aber ich wußte nun doch, wie die Sache weiter gehen würde. Wir hatten erfahren, daß in Düsseldorf alle untersucht, resp. in ein Passantenlazarett untergebracht, und diejenigen, welche einigermaßen wieder dienstfähig waren, zurück zum Stamm, also in die Garnison ihres Regimentes gesandt würden, wo man dann weiter darüber verfügen würde.

In Düsseldorf hatte man die alte große Kaserne in der Kasernenstraße zum Lazarett eingerichtet. Hier wurden wir untergebracht, und ich muß sagen, die Bettruhe tat mir wohl. Mehrere Tage lagen wir hier, und ich sowohl wie mein Kamerad T. waren bereit, uns gesund zu melden, um wieder nach Oldenburg zu kommen.

In diesem Notlazarett herrschte eine überaus strenge Aufsicht. Hinaus kam niemand, hinein nur derjenige, welcher eine Karte von der Kommandantur hatte. T. und ich hatten sofort nach unserer Ankunft in Düsseldorf nach Hause berichtet. So kam dann die Frau des T. an und stand unten auf der Straße. Sie konnten aber nur vom Fenster aus miteinander sprechen. Mein ältester Bruder Heinrich setzte es mit vieler Mühe durch, Einlaß zu erhalten, und ich brachte es dadurch fertig hinauszukommen, daß ich mich als Lazarettgehilfe verkleidete, dann auf der Wache bei dem mir befreundeten Wachthabenden die Uniform wechselte und so ins Freie gelangte. Nun fuhr ich nach Elberfeld und konnte so unverhofft daheim einen Besuch abstatten und eine Nacht in meinem Bette ruhn.

In diesen Tagen waren die großen Schlachten bei Metz geschlagen worden und Jubel überall. Aber es herrschte auch bei manchen Familien tiefe Trauer, denn die Kämpfe waren überaus blutig gewesen und hatten große Opfer gekostet.

Als ich am nächsten Tage wieder nach Düsseldorf kam, wurde ich zum Lazarettinspektor beschieden. Dieser frug, wo ich denn gesteckt hätte. Gestern Abend bei dem letzten Besuche des Arztes hätte ich gefehlt. Ich sagte dem Herrn, daß ich in Elberfeld bei meinen Eltern gewesen wäre. Darüber wurde er sehr erbost und diktierte mir drei Tage Arrest. Diese muß ich aber heute noch absitzen.

Kamerad Thurn und ich meldeten uns beim Major, welcher die dienstlichen Verhältnisse zu regeln hatte, gesund. Dadurch erlangten wir mehr Freiheit und konnten ungehindert umhergehen. Auf diese Weise hatte ich Gelegenheit, die Räume zu sehen, wo die verwundeten Franzosen

untergebracht und ärztlich behandelt wurden. Es waren besonders viele Turkos und Kürassiere aus der Schlacht von Wörth dort. Gerade war wieder ein Transport angekommen und ein Teil war unter einer Halle auf Stroh niedergelegt worden. Einberufene Ärzte aus dem Wuppertal waren dabei, die ankommenden Franzosen zu untersuchen und neu zu verbinden, um sie dann auf irgend ein Zimmer in den vielen Abteilen der großen Kaserne bringen zu lassen. Hier konnte man den Unterschied zwischen Natur- und Kulturmenschen beobachten. Z. B. lagen da ein herkulisch gebauter Turko und ein schmächtiger französischer Infanterist nebeneinander. Beide hatten ganz gleiche Schüsse, nämlich quer durch die Oberschenkel. Dr. Tenée von Elberfeld kniete erst neben den Turko, nahm eine lange Sonde und fuhr damit durch den Wundkanal hin und her. Der Afrikaner zuckte mit keiner Wimper, er starrte mit offenen Augen gerade aus. Wie sich der Arzt dann zu dem Infanteristen wandte, verfärbte dieser sich schon vorher, und in seinen Zügen spiegelte sich das Vorgefühl des Schmerzes. Es war kaum zum Ansehen, wie sich der Mann während der ärztlichen Behandlung unter Stöhnen und Jammern wand. Hier hatte man den Beweis, daß die Kultur den Menschen verweichlicht, auf alle Fälle aber empfindsamer macht.

Den Transport dieser Schwerverwundeten besorgte ein gesunder gefangener Turko allein. Dieser war ein Ausnahmemensch, wie man sie selten sieht. Wie Saul war er eines Hauptes größer als alle anderen und von überaus starkem Körperbau. Der Mann trug alle Verwundeten, Kürassier, Turko oder Infanterist, wie Kinder vor sich auf den Armen, brachte sie treppauf bis in das bezeichnete Zimmer und legte sie sanft aufs Lager.

Ich ging mal mit hinauf in einen Raum, wo nur Turkos lagen. Da warfen mir einige flehende Blicke zu und zeigten mit der Hand nach dem Kopfende ihres Bettes. Ich dachte zuerst, ich solle ihnen das Kissen anders legen, sie schüttelten aber den Kopf und zeigten wieder hin. Da gewahrte ich, daß man ihnen ihre Fez weggenommen und dafür eine Landwehrmütze mit Kokarde und Kreuz hingehangen hatte. Dieses schien den Leuten sehr unangenehm zu sein, auch wohl beleidigend, weil ein Kreuz an der Mütze war. Auch waren es alte schmutzige Landwehrmützen. Die dortigen Lazarettgehilfen waren nette Jungen. Die Feze, ja sogar die kleidsamen Turkojacken wurden den Verwundeten entwendet, dann an Zivilpersonen verkauft und der Erlös in den nächsten Kneipen versoffen. Mir hatte auch einer in meiner Abwesenheit ein neues Hemd, welches

ich mir von daheim mitgebracht hatte, gestohlen. Es waren einige Burschen darunter, welche alles gebrauchen konnten, was nagellos war.

Nachmittags, an dem Tage, wo Thurn und ich uns beim Major gemeldet hatten, wurden wir zur Tonhalle geschickt, dort versammelten sich die Leute, welche als gesund wieder fort sollten. Hier trafen wir zwei Offiziere unseres Regiments, welche bei Vionville verwundet worden waren. Hauptmann Henz von der 10. Kompagnie und noch ein Hauptmann, ich glaube Bahnke, von der 7. Kompagnie. Ersterer winkte uns heran, fragte sehr freundlich, von welcher Kompagnie und warum wir hier in Düsseldorf wären. Nachdem wir ihm dies mitgeteilt hatten, sagte er, da seid Ihr an einer bösen Sache glücklich vorbeigekommen. Dann erzählte er uns, daß unser Kompagnieführer Leutnant Tenge tot und die Leutnants Wieben tot, Willich, Bosse und Schmidt schwer ververwundet wären. Wie er den Namen Schmidt nannte, zuckte ich zusammen, sagte aber nichts, keine Silbe. Also alle Offiziere der Kompagnie tot oder schwer verwundet. Das war hart. Wir hörten auch, daß unser Regimentskommandeur Oberst v. Kameke gefallen und Major v. Kienitz verwundet, ferner noch viele Offiziere tot oder verwundet seien. Auch, meinte er, wohl an 600 Mann, genau könne er's nicht sagen. Ebenfalls teilte Hauptmann Henz uns mit, daß die Brigade Wedel (16. und 57.) furchtbar gelitten hätte, kurz, der Tag sehr, sehr blutig gewesen sei. Die acht Kompagnien unseres Regiments hätten trotz der schweren Opfer keine Erfolge erzielen können. Im Gegenteil, nachdem sie die Tronviller Büsche, welche das Regiment mit Teilen des 78. Regiment's besetzt gehabt und lange Zeit hartnäckig verteidigt hatten, mußten sie sich vor den mit Übermacht heranrückenden Franzosen zurückziehen und das Wäldchen verlassen. Der ganze linke Flügel, auch 16er und 57er, hätten unter großen Verlusten zurück gemußt. Die Kavallerie aber habe so bedeutende Erfolge erzielt, besonders am Abend, daß die Franzosen die Stellungen gegenüber unserm linken Flügel wieder verließen, somit die abends spät ankommende 20. Division mit leichter Mühe die von der 19. geräumten Gelände wieder besetzen konnten. Ach, sagte Hauptmann Henz, es war ein niederschmetterndes Gefühl, als wir das so zähe verteidigte Terrain räumen und unsere gefallenen Offiziere und Soldaten sowie die Schwerverwundeten zurücklassen mußten. Wir glaubten, es sei alles verloren, und dennoch haben wir gesiegt.

Die 6. und 7. Kompagnie hatten insoweit mehr Glück gehabt, als sie morgens vom Regiment abgekommen zum III. Korps gestoßen, und

auf dem rechten Flügel der Brandenburger, allerdings unter enormen Verlusten, mittags punkt 12 Uhr den Sturm auf Vionville mitgemacht und allen Anstürmen der Franzosen gegenüber behauptet hatten. „Die Wacht am Rhein" singend, stürmten sie vor, alles nieder- oder zurückwerfend, was sich ihnen entgegenstellte, selbst die Verwundeten, welche am Boden lagen, hatten in der Begeisterung noch weiter gesungen. Es ging mir heiß durch den Körper, wie der Hauptmann dieses sagte. Ich war's ja nicht schuld. Ich wäre sicher dabei gewesen, wenn nicht die Schmach — —. Aber er lag ja nun schwer verwundet als Gefangener in Metz. — Hatte es so sein sollen, mußte es so kommen? Ihr seid an einer bösen Sache vorbeigekommen, sagte der Hauptmann. Alles Zufall! Zufall war's auch, daß die 1. und 4. Kompagnie an diesem Tage zum Schutz des großen Hauptquartiers abkommandiert war. Zufall auch, daß das II. Bataillon 57. am selben Tage den großen Wagenpark bewachte. Ebenfalls Zufall, daß von der Brigade Bredow, welche nachmittags den Todesritt machte, zwei Eskadronen anderswo waren. Alle diese waren, wie ich, nicht dabei gewesen. Es ist eben alles Zufall, oder ist es Bestimmung?

Ich mußte immer wieder an unsere Kompagnie denken. Alle Offiziere tot oder verwundet — auch der Leutnant Schmidt —, das gab ja eine ganz neue Besetzung. Auch Schmidt! Merkwürdig, mit einem Schlage war aller Groll gegen den Mann in mir erloschen. Schwer verwundet, kam er in diesem Feldzuge sicher nicht mehr zur Kompagnie zurück.

Bald war das Kommando zusammengestellt. Wir wurden bestimmt, einen Eisenbahnzug voll französischer Gefangener nach Münster zu begleiten. In jeden Waggon kamen zwei Mann mit geladenen Gewehren. Unser Raum war die Mitte des Waggons, rechts und links standen Bänke, darauf saßen Mann an Mann die Gefangenen. Kamerad T. und ich blieben zusammen. In unserm Waggon befanden sich unter den gefangenen Infanteristen auch zwei Blusenmänner mit Zipfelmütze. Was diese verbrochen hatten, weiß ich nicht, Franktireure kannte man gleich anfangs noch nicht. Die meisten Gefangenen waren krank, sie litten fast sämtlich mehr oder weniger an Ruhr. Angenehm war dieses Kommando nicht. Ich meine nicht deshalb, weil wir nur zwei unter 40 Gefangenen waren, die waren zahm und hinfällig. Aber der üble Geruch und eine Sauerei, welche man garnicht näher beschreiben kann. Am meisten hörte man sie klagen über das deutsche Brot. Dieses brachte bei ihnen die Durchfallbeschwerden. Das schwere schwarze Brot konnten

sie nicht vertragen, weil sie daheim an das schöne französische Weißbrot gewöhnt waren. Endlich in Münster kam die Stunde der Erlösung, und wir fuhren ohne Gefangene weiter nach Oldenburg.

Wieder in Oldenburg.

Bei unserer Ankunft in Oldenburg wurden mein Kamerad Th. und ich sofort zu denen gestellt, welche als vorläufiger Ersatz dem Regimente nachgesandt werden sollten, um die großen Lücken so viel wie möglich auszufüllen, die durch die Verluste am 16. August bei Vionville entstanden waren.

Die hier in Oldenburg beim Stamm gebliebenen Wuppertaler, besonders diejenigen, welche die Mittel dazu hatten, führten ein gutes, flottes Leben. Den Dienst konnten sie gut aushalten, der war nicht zu schwer. Einige Avanzierte hatten ganz nette Pöstchen, welche besondere Dienstzulagen einbrachten. Andere, welche zum Ausbilden der Rekruten kommandiert waren, wurden zu Gefreiten und Unteroffizieren befördert. In den Restaurants war abends reges Leben, und mancher Wirt strich spät in der Nacht, wenn die letzten Herren Landwehrmänner das Lokal verlassen hatten, schmunzelnd sein Geld ein, mit dem Wunsche, daß dieser Zustand noch recht lange anhalten möge. Und den Landwehrmännern gefiel der Krieg in Oldenburg je länger, je besser, soweit sie ohne besondere Sorgen wegen Daheim hier ihr Kriegerleben mit gefüllter Börse weiter führen konnten. Es gab eine ziemliche Anzahl, deren Stellungen gesichert blieben oder deren Geschäfte zu Hause von der Familie weiter geführt wurden.

Besonders die Unteroffiziere genossen viele Freiheit und unbeschränkten Urlaub oder, wie der militärische Ausdruck lautet, „Urlaub bis zum Wecken". Aber auch die Mannschaft erhielt leicht längeren Urlaub. Man war gegen die alten Landwehrleute aus dem Wuppertal sehr entgegenkommend. Selbst wenn der eine oder andere mal ohne Urlaub spät heim kam oder diesen überschritten hatte, wurde ein Auge zugedrückt. Doch es zeigte sich bald, daß sich dieses Entgegenkommen mit der nötigen Disziplin und auch mit dem Dienst nicht vertrug. Auch kamen infolgedessen mehrfach allerlei Ungehörigkeiten, ja Ausschreitungen vor. Da wurde von oben herab plötzlich die Sache geändert. Die Zügel wurden straffer angezogen, und mancher, der die Sache nicht ernst nahm, mußte sein Brot unter den Arm nehmen und

auf einige Tage ein Quartier ohne Bett beziehen; sich mit Wasser und Brot begnügen, während die Kameraden in den Restaurants Garnelen (eine Krebsart) und Schnittchen Nadelholz (ein eigenartig zubereitetes, delikates Fleisch) aßen und Bier dazu tranken. Ja, in Oldenburg lebte man gut und verhältnismäßig sogar sehr billig. Nun so drei oder auch fünf, meinetwegen auch sieben Tage Fastenkur ließ sich ertragen. Aber — wie ging's meinem lieben Freund Spieker. Er hatte schauderhaftes Pech und mehr wie das, furchtbares Unglück! Es trug sich ja nicht in den Tagen zu, während ich wieder in Oldenburg war, da war noch Freiheit, da waren die Zügel noch locker. Später war's, später, nachdem ich längst wieder in Frankreich war; nachdem für das blutige Drama auf der großen Bühne schon mehrfach die Kulissen gewechselt waren und sich mancher große Akt abgespielt hatte. Aber es sei hier gleich erzählt, weil es zu dem Gesagten paßt, ja dazu gehört.

Wenn irgendwo das Sprichwort „Kleine Ursachen, große Wirkungen" angebracht ist, dann hier. Otto war ein lieber Mensch und war in den Feldzügen 1864 und 1866 ein tüchtiger, tapferer Soldat gewesen. Während seiner ersten Dienstzeit (er trat 1861 ein) hatte er sich gut geführt und war Unteroffizier geworden. Ferner trug er das Militär-Ehrenzeichen und das Österreichische Kreuz zu seinen übrigen Feldzugsmedaillen. Also alles, was ein Soldat durch gute Führung und Tapferkeit in so kurzer Zeit, ohne Berufssoldat zu sein, erreichen kann, hatte er erreicht. Otto war ein Mustersoldat. Aber — er hatte krause Haare und krause Sinne —. Schon vor seiner Militärzeit durfte ihm keiner zu nahe kommen, wer's wagte, hatte es zu bereuen.

Nachdem man also strengere Seiten, besonders in bezug auf Urlaubsüberschreitungen, angeschlagen hatte, gehörte auch er zu denen, welche an den plötzlichen Wechsel nicht glauben wollten. So kam es denn, daß er eines Abends mit einem andern Unteroffizier, einem Barmer Landwehrmann, spät, nach Ablauf des gegebenen Urlaubs, in angeheiterter Stimmung heimkam. An der Wache wurden beide angehalten. Der Wachthabende war ein Gefreiter, ebenfalls ein einberufener Mann. Dieser stellte die beiden, um ihre Namen zu notieren. Der eine Unteroffizier ist so klug und gibt seinen Namen an. Otto Spieker dagegen sagte lachend: „Unsinn, Namen abgeben, fällt mir nicht ein", und wollte sich entfernen. Da stellte sich ihm der Wachthabende entgegen, um ihn zu verhaften. Sowie ihn der Gefreite anfaßte, erhielt er von Spieker eine Ohrfeige mit dem Bemerken: „Dummer

Gefreiter, was fällt dir ein?“ Jetzt waren die Würfel gefallen, das böse Spiel ging seinen Gang. Die Wachtmannschaft trat hinzu und konnte den wie rasend mit dem Seitengewehr um sich schlagenden nur schwer überwältigen und entwaffnen.

In die Zelle gebracht, wütete er weiter, zerschlug und zerbrach alles, was er erreichen konnte. In diesem Tobsuchtsanfall blieb er, bis sein Körper abgearbeitet war und er müde hinfiel. — Ein bleierner, unruhiger Schlaf, den der Alkohol noch schwerer machte, hatte ihn befallen. So lag er stundenlang, dann kam das Erwachen, das schreckliche Erwachen. Erst glaubte er an einen bösen Traum. Aber die Behausung, in welcher er sich befand, die umherliegenden Trümmer, die zerstörte Holzpritsche, ein zerschlagener Schemel und sonstige Gegenstände zeigten ihm die schreckliche Wahrheit seines Traumes. Im ersten Augenblick krampft sich in ihm alles zusammen. Er hätte wild aufschreien mögen, aber seine Kehle war wie zugeschnürt. Der Angstschweiß perlte in dicken Tropfen von der Stirn. Da sieht er eine Erscheinung. Vor ihm, greifbar, so wähnt er, steht sein armes Weib und seine beiden Kinder. Er sieht, wie sie weinen. Beide Hände drückt er vor die Augen, das Bild ist ihm zu traurig, zu furchtbar traurig. Dann erfaßt ihn ein wildes Wehgefühl. Mit den Nägeln seiner Hände kratzt er den Kalk von der Wand, ganze Löcher gräbt er hinein und heult, schreit aus Verzweiflung. Wieder sieht er sich in der Zelle um und erfaßt mit beiden Händen seine brennende Stirn und ruft „Traumgebilde, nichts als Traumgebilde.“ Doch nein, Wahrheit, Wirklichkeit, schreckliche Wirklichkeit. Dann weint er wie ein Kind. Er, der starke Mann, mit dem festesten Soldatenmut, der seit seinen Kinderjahren kein nasses Auge gekannt, er weint, weint bitterlich, weint zum Herzbrechen.

Dann faßt er sich und denkt, es wird wohl nicht so schlimm werden. Meine tadellose militärische Vergangenheit wird man in die Wagschale legen. Man wird denken, ich wäre angetrunken gewesen. Was wird's geben? Einige Wochen strengen Arrest, die gehen um. Wahrscheinlich wird man mich nach Frankreich schicken, damit ich vor dem Feinde wieder gut machen kann, was ich hier verbrochen habe. Lebensmut kam wieder in ihm. Gefaßt sah er den kommenden Dingen entgegen. —

Armer Otto! Das Kriegsgericht war unerbittlich. Es fällte über ihn die Todesstrafe, mildernde Umstände aber bewirkten, daß diese in lebenslängliche Festungshaft umgeändert wurde. — —

Aus, alles aus. Und wenn ihn auch die Verzweiflung packte, wie am Morgen nach der Tat, was half's. Aus, alles aus. Und wenn auch sein Verzweiflungsschrei nach Weib und Kind alle, die es hörten, mit Entsetzen erfüllte, ihr Mitleid erregte, was half's, das Urteil war gesprochen und die Festung war der Ort seines zukünftigen Aufenthaltes, der Raum zwischen den Festungsmauern seine engere Heimat. Armer Kamerad, du mußtest die ganze, furchtbare Strenge der Kriegsartikel an dir erfahren, Todesstrafe, gemildert durch lebenslängliche Festungshaft für eine Ohrfeige, allerdings einem Wachthabenden versetzt zu Kriegszeiten. Aber dennoch zu hart bestraft. In solchen Fällen sollte man doch nicht nach dem kalten Buchstaben aburteilen, sondern von Fall zu Fall nach den jeweiligen Umständen.

Die Nachricht von obigem traurigen Ereignis erhielten wir später in Frankreich. War's noch während der Belagerung von Metz, oder war's später, dessen entsinne ich mich nicht mehr genau. Aber alle waren bestürzt und erstaunt über die Härte der Strafe. Mir gab es zu denken. Wenn mich damals, als mich Leutnant Schmidt aus geringfügiger Veranlassung tätlich angriff, die plötzliche gerechte Wut übermannt hätte?

Ein altes Sprichwort sagt: „Der Klügere gibt nach". Nun ich hatte nachgegeben und glaube damit richtig gehandelt zu haben. Allerdings verwunden, vergessen hatte ich es nicht. Aber seitdem der Leutnant schwer verwundet war, war der Groll gewichen. Meine Begeisterung für den Krieg hatte der Fall aber sehr vermindert.

Zum zweiten Male nach Frankreich.

Ein Hauptmann, mehrere Leutnants und Vizefeldwebel, sowie ca. 400 Unteroffiziere und Gemeine wurden in den nächsten Tagen zu einem Kommando unter dem Hauptmann Schmidt formiert und bestimmt, sofort per Bahn nach Frankreich aufzubrechen. Zu diesem Kommando gehörte auch ein Kriegsfreiwilliger, wie ihn sicherlich kein anderes Regiment aufzuweisen hatte. Es war ein Weinreisender, ein netter Herr. Dieser hatte schon bei verschiedenen Regimentern versucht anzukommen, war aber überall wegen seiner übermäßigen Körperfülle abgewiesen worden. Er war ziemlich groß, dabei in der Taille von riesigem Durchmesser. Dieser junge freiwillige Krieger wog wenigstens 250 Pfund. Ich sage wenigstens. Der dicke Kupferschläger Schmitz,

welcher beim ersten Ausmarsch in der Rheinpfalz zurückbleiben mußte, war ein Kind dagegen. Beim Oldenburgischen Infanterie-Regiment, wo man beim I. Bataillon eine ganze Anzahl riesenhafter Kerle, auch von gutem Körpergewicht hatte, wurde er tauglich befunden. Es traf sich für ihn gut, weil wir erstens bis St. Johann mit der Bahn fuhren und zweitens nur von dort über St. Avold bis Metz zu marschieren hatten, denn das Regiment lag in dem Belagerungsgürtel, welchen man gleich nach dem Siege St. Privat—Gravelotte um die Festung Metz gezogen hatte. Wäre er gleich beim ersten Ausmarsch dabei gewesen, so hätte er mit dem dicken Schmitz aus Elberfeld zusammen heimgehen können. So ging es, denn während der Monate vor Metz verlor er schon durch die Entbehrungen und den Dienst an Gewicht. Später, wie es an die Loire ging, war er mit dabei, hat alle Strapazen überstanden und sich auch in den Kämpfen wacker gehalten. Da man selten im ganzen Regiment zusammen liegt, auch auf dem Marsche keine Gelegenheit hat, einzelne Leute, welche bei anderen Bataillonen stehen, zu beobachten, so kam er mir aus den Augen. Später, während des Waffenstillstandes, in der Gegend von Tours traf ich ihn zufällig, indem ich in seinem Quartiere einen andern Kameraden besuchte. Er kam mir bekannt vor, jedoch war sein jetziges Äußere so verschieden von seinem früheren, daß ich zweifelte. Ich fragte ihn, ob er nicht der Kriegsfreiwillige Wöbken wäre. Doch, entgegnete er, der bin ich. Ja, sagte ich, nun erlauben Sie mir eine Frage. Wieviel Pfund haben Sie denn während des Feldzuges verloren? Achtzig Pfund, erwiderte er. Ich sah, daß er das eiserne Kreuz nicht hatte, und konnte nicht umhin zu bemerken, daß er für die erhöhten Strapazen, welche er infolge der Schwere seines Körpers ertragen, eigentlich zwei eiserne Kreuze haben müsse. Er lachte und meinte, ja, seinen Bauch und das sonstige überflüssige Fett wären fürs Vaterland geopfert, mehr hätte es nicht verlangt. In den Kämpfen hätten die Franzosen ihn nicht getroffen, trotzdem er eine gute Figurscheibe gewesen wäre. Er fühlte sich jetzt sehr wohl, fürchtete aber, wenn er heim käme und wieder gutlebender Weinreisender würde, noch schwerer zu werden wie zuvor.

Unsere Fahrt von Oldenburg bis Saarbrücken-St. Johann unterschied sich von der ersten sehr. Der begeisterte Jubelrausch war verstummt. Die furchtbar blutigen Kämpfe, welche so entsetzliche Opfer gefordert, hatten zu sehr die ernste Seite des Krieges gezeigt. Eine tiefernste Stimmung hatte alle erfaßt, denn immerzu kamen Züge mit

Verwundeten, und aller Orten sah man die Genfer Fahne. Darum war es an den Bahnhöfen meist still. Wohl gab es hier und da Erfrischungen, weil dafür schon wegen der Verwundeten von den Verpflegungsausschüssen gesorgt war. Hin und wieder rief man uns ein Lebewohl mit dem Zusatze „kehret gesund wieder" nach, mehr aber nicht, denn der Krieg war gleich am Anfang zu toternst geworden.

So ging's denn rhein- und naheaufwärts bis zu dem malerisch schönen Oberstein an der Nahe. Hier hielt der Zug eine kurze Zeit, und es wurde uns erlaubt, auszusteigen. Hinter dem Bahnhofsgebäude, nahe dem Perron, war von dem dortigen Verpflegungskomitee eine Frau beauftragt, warme Graupensuppe an die durchfahrenden Soldaten zu verteilen. Hätte ich mich nun gleich dabei gemacht, so wäre ich auch in der glücklichen Lage gewesen, mit gefülltem Feldkessel wieder einzusteigen. Da ich aber zu lange mit meinen Blicken an dem entzückend schönen Landschaftsbilde hing, welches Oberstein mit der alten Kapelle, ganz im Felsen liegend, überragt von der hoch oben liegenden Burg, bietet, war schon das Signal zum Einsteigen gegeben, ehe ich daran dachte, mir ebenfalls einen Deckel warmer Suppe zu holen.

Nun war mit unserm Kommando ein Leutnant von einem andern Regiment gekommen, resp. hatte sich uns angeschlossen. Dieser Mann, ein klobiger Mensch, mit einem viereckigen, durch Pockennarben entstellten Gesicht, war kurz angebunden und rauh gegen die Mannschaft. Unglücklicherweise war ich der letzte von denen, welche sich Suppe geben ließen. Die anderen hatten schon, und eben will die Frau auch mir einen ordentlichen Schöpflöffel voll einfüllen, da kommt der Leutnant um die Ecke. Mit gezogener Klinge, als wenn er auf eine Abteilung Turkos hätte losstürmen wollen, den Oberkörper vorgebeugt, die Augen weit offen, stürzt er auf uns zu und brüllt „Wollt ihr H. . . . . wohl machen, daß ihr in den Zug kommt." Schnell zog ich meinen leeren Deckel weg und lief den anderen nach. Ich hörte noch, wie die Frau sagte: „Das ist ja schrecklich!" Zum Glück entging ich einer zweiten Mißhandlung wie stark zwei Wochen zuvor und kam ohne Suppe in den Wagen. Es dauerte noch mehrere Minuten, ehe der Zug abfuhr. Also wäre Zeit genug gewesen. Wahrscheinlich hatte Hauptmann Schmidt ihn ersucht, mal nachzusehen, ob noch Mannschaften zurück seien. Wäre Hauptmann Schmidt selbst gekommen, so würde er höchstens gesagt haben: „Lassen Sie sich schnell den Deckel füllen und steigen Sie dann flott ein."

Ja, unser Hauptmann Schmidt, das war wohl ein strenger, energischer, dienstlich schroffer, aber überaus leutseliger Herr. Das war ein richtiger deutscher Musteroffizier von innen und außen. Bei aller Strenge habe ich nie gesehen, daß er einen Füsilier auch nur angerührt hätte, er war zu edeldenkend und zuviel Mann, um sich solche Blößen zu geben. Männlich, schön und kräftig von Gestalt, mit edlem Gesichtsausdruck.

Einige Zeit danach, als unsere Brigade 78er und 91er auf der Wiese bei Marange im Biwak lagen, sah ich den Leutnant in einem kläglichen Zustande. Nämlich als ich mit mehreren Kameraden zum Wasserholen ging, lag er unterhalb der Ferkan-Mühle total betrunken im Chausseegraben. Er war so bezecht, daß er nicht aufkonnte und stierte uns an, ohne ein Wort herausbringen zu können. Wir gingen mit unseren Feldkesseln an ihm vorbei, ohne uns um ihn zu kümmern.

Einige Oldenburger lachten und machten derbe Witze über ihn. Mir war sein Zustand und der Gedanke an den schweren in Aussicht stehenden Kater eine kleine Genugtuung für die nicht erhaltene Graupensuppe.

Das reizende Oberstein lag bald hinter uns, und wir rollten dem Endziele der Bahnfahrt zu. Dort angekommen, ging's gleich weiter und wurde bald darauf auf einem Felde abgekocht. Ich entsinne mich noch, daß ich eine gute Kartoffelsuppe gekocht habe, welche mir vortrefflich mundete.

Der Marsch ging dann bis St. Avold, wo wir in einer verlassenen französischen Kaserne einquartiert wurden. Diese war ekelhaft beschmutzt und übelriechend, so daß wir dort keine Erholung fanden, sondern froh waren, wieder weitermarschieren zu können. Am andern Tage nahmen wir in einem Dorfe an der Saarbrücken-Metzer Straße Quartier. Von Metz her dröhnte dumpfer Kanonendonner, und spät abends in finsterer Nacht jagten preußische Munitionskolonnen durch den Ort, sie holten neue Speisung für ihre Batterien.

Der folgende Tag brachte uns dorthin, wo ganze Batterien auf der Höhe der Straße im Feuer standen, welche ihre Geschosse in der Richtung auf Noisseville zu schleuderten. Es war ein wahrer Höllenlärm, denn die Schlacht bei Noisseville war im vollen Gange. Da unser Hauptmann den Befehl hatte, die Ersatzmannschaft dem Regimente zuzuführen, hielt er sich nicht für berechtigt, selbständig einzugreifen, und wir nahmen unterhalb der Batterien eine gedeckte Stellung. Feindliche

Granaten, welche über die Batterien hinwegflogen, heulten wie Höllengeister durch die Luft, ohne uns zu schaden. Da wir hier voraussichtlich noch lange liegen blieben, stieg ich auf eine Anhöhe, von wo aus ich unser Lager, aber auch das ganze Terrain übersehen konnte, auf welchem der Kampf stattfand. Es war dieselbe Geschichte wie damals 1866 der harte Kampf bei Üttingen und Roßbrun, nur mit dem Unterschiede, daß ich derzeit mitten im Kampfe war und Kameraden rechts und links neben mir zusammen sanken. Heute stand ich wie ein Zeitungsberichterstatter gefahrlos an einer Stelle, von der man alles übersehen konnte, und sah mir die malefize Kämpferei in aller Ruhe an. Das I. und IX. Armee-Korps waren da unten feste bei der Arbeit. Das tobte und knatterte, rollte und donnerte unaufhörlich. Dicht über den Boden wälzte sich der Pulverdampf. Dort schwarzer Rauch, aus welchem Flammen zuckten und züngelten. Zwischen den brennenden Gebäuden wogte der Kampf hin und her. Der alte dicke Turm von St. Barbe ragte düster aus dem am Berge hinziehenden Pulverdampf hervor, als sähe er mürrisch auf das Kampfgewühl unter ihm im Tale.

Offen und ehrlich die Wahrheit gesagt, ich beneidete in diesem Augenblicke die dort unten kämpfenden Kameraden nicht. Ich dachte an die Worte Schillers im Taucher: „Da unten aber ist's fürchterlich". Ja, wirklich fürchterlich war's da, ich konnte mich gut so mitten hineindenken, weil ich's aus Erfahrung kannte. Die Lorbeeren wurden mit köstlichem jungen Menschenblut erkauft. —

War es auch keine Schlacht wie die großen am 16. und 18. August, so war sie für diejenigen Truppen, welche hier kämpften, fast gleich blutig, denn die Franzosen, d. h. der Teil der belagerten französischen Armee, welcher den Vorstoß gemacht hatte, verloren 3400 Mann und wir einschließlich Offiziere ca. 3000 Mann. Aus den Verlusten auf unserer Seite geht hervor, daß das I. Armee-Korps den Löwenanteil hatte, denn es büßte 90 Offiziere und 2200 Mann ein. Von diesem Korps waren es zwei Regimenter, welche besonders hart beteiligt gewesen waren, das 44. Regiment verlor 549, das 43. 421 Mann. Die übrigen Verluste fielen in kleineren Zahlen auf die Division Kummer (Landwehr) und einige Regimenter des IX. Korps, z. B. Regiment Nr. 36 und andere. Die alten ostpreußischen Landwehrmänner der Division Kummer hatten sich gut gehalten, aber mancher Familienvater war hingesunken, Frau und Kinder waren nun ohne Ernährer.

Als es ruhiger wurde und die Franzosen alle Stellungen, Ort-

schaften und Gehöfte, welche sie beim Vordringen besetzt, wieder geräumt hatten, ließ unser Hauptmann antreten, und wir marschierten bis auf die Höhe bei Vigy, von wo aus man einen weiten Ausblick auf unsere und die französischen Stellungen hatte.

Es war kurz nach Mittag, als wir bei Vigy ankamen. Wenn unser Hauptmann gewußt hätte, wo unser Regiment während des Kampfes hin dirigiert war, dann wäre er mit uns weiter marschiert, so richteten wir uns hier oben zum Biwakieren ein. Da es ein schöner warmer Tag war, welchem eine gleich schöne Nacht folgte, so wäre es ein gutes Biwak gewesen, wenn gleich es mit Holz, Stroh und Verpflegung schlecht aussah. Aus Ermangelung an Holz hatten wir des Pastors schönen Gartenzaun teilweise abgebrochen. Darüber jammerte dieser sehr und beklagte sich bei unserm Hauptmann, wodurch er erreichte, daß der andere Teil stehen blieb. Wie gesagt, das Biwak wäre ganz schön gewesen, schon des Prachtwetters wegen. Aber da unaufhörlich die Wagen des Feldlazaretts mit jammernden Schwerverwundeten vorbei kamen, auch welche auf Tragbahren transportiert wurden, so blieb die Stimmung ernst. Es waren traurige Bilder. Hauptsächlich brachte man Leute vom 44. Regiment. Man muß so etwas an Ort und Stelle gesehen haben, wenn junge Leute zu Krüppeln geschossen so vom Kampfplatze herangebracht werden. Wenn sie einem so tief traurig anblicken, manche mit halb erloschenen Augen. Da kann auch der schlimmste Kriegsenthusiast anderen Sinnes werden und einsehen lernen, daß der Krieg trotz allem und alledem ein Greuel ist.

Der nächste Tag war der 2. September. Schon früh brachen wir auf und marschierten bergab in der Richtung auf Argancy zu, wo wir auf der von den Pionieren errichteten Brücke die Mosel überschritten. Von den Forts, besonders St. Julien und Plappeville, wurden noch immer schwere Geschosse, sogenannte Zuckerhüte, ins Tal gesandt. Bei der weiten Entfernung sah man zunächst den Rauch aus den Rohren kommen und erst eine geraume Zeit später hörte man den dumpfen Knall.

Unsere 37. Brigade, bestehend aus den Infanterie-Regimentern 78 und 91 sowie Dragonern und Artillerie, lag in einer weiten Talmulde zwischen den Bergdörfern Marange und Semécourt, oder besser gesagt, zwischen ersterem Orte und dem Horimont. Hier langten wir nach einigen Marschstunden an und übernahm Hauptmann Schmidt sofort unsere, die 11. Kompagnie.

Vor Metz.

Das war ein frohes Wiedersehen. Die Wuppertaler Kameraden waren überrascht, mich unter den Ankommenden zu sehen. Natürlich kam ich wieder zur 11. Kompagnie. Diese hatte ein anderes Gesicht bekommen. Alle Offizierstellen hatten neu besetzt werden müssen. Mancher bekannte Kamerad fehlte. Doch obgleich die Kompagnie außer den Offizieren 45 Mann eingebüßt hatte, fehlten nur vier Wuppertaler, zwei tot und zwei verwundet. Die vier zu beklagenden Kameraden waren: Thüner, tot. Er war bei Mettmann zu Hause. Ebenso Kaufmann aus Elberfeld, den man, weil nicht aufgefunden, vorläufig als vermißt notiert hatte. August Müller und W. Schöpp, ebenfalls Elberfelder, waren, der erstere schwer, der andere leicht verwundet. Der arme, wirklich fromme, menschenfreundliche Peter Kaufmann hatte zwei Feldzüge von A bis Z mitgemacht und war unversehrt geblieben. Dreimal Glück hat nicht jeder. In treuer Pflichterfüllung und festem Gottvertrauen war er fürs Vaterland gefallen. Wir gedachten seiner besonders in Ehren und Hochachtung, weil er trotz seiner Eigenheiten und gänzlichen Ausschließung von allen scherzhaften und übermütigen Unternehmungen seiner Landsleute ein so hilfsbereiter Kamerad war. Und nun mein lieber Freund August Müller, für den ich mich in Oldenburg beim Major v. Wülknitz gestellt. Der arme Kerl war schwer verwundet. Wenn mir nun im Biwak bei Puttelange, fünf Tage vor den großen Schlachten bei Metz, keine Mißhandlung zuteil geworden, wie möchte es dann wohl mir ergangen sein? Ich fing an, mir die fixe Idee in den Kopf zu setzen, es hätte alles so sein sollen. Den Leutnant Schmidt, welcher nach seiner schweren Verwundung noch lange zwischen unserer und der feindlichen Feuerlinie gelegen hatte, ehe er von den Franzosen abgeholt und nach Metz hineingebracht wurde, bedauerte ich ebensosehr wie die anderen Opfer. Seine verzweifelte Lage, schwerverwundet in doppelter Feuerlinie zu liegen, immer von den pfeifenden Geschossen bedroht, muß schrecklich gewesen sein.

Die ersten Septembertage waren schön, und wir hatten ein lustiges Lagerleben, obgleich manches fehlte und besonders Brot knapp war. Die Brotverhältnisse waren während der ganzen Zeit der Belagerung schlecht. Aber junge Leute setzen sich schnell über manches Ungemach hinweg. Hatten wir doch jeden Nachmittag Konzert von unseren zwei Infanteriekapellen. Die 78er hatten 48 und wir sogar 52 Mann in der Kapelle.

100 Musiker, wer da nicht frohen Mutes wird, dem ist nicht zu helfen. Dazu kamen von der Luxemburger Gegend Händler mit allerlei Backwerk, und wer da Geld hatte, konnte sich große Stücke Pflaumenkuchen, Rosinenbrot sowie sonstige Leckereien kaufen.

Wie nun gar die Nachricht von der siegreichen Schlacht bei Sedan und der Gefangennahme Napoleons bekannt wurde, da war des Jubels kein Ende. Alles rief: „Nun ist's bald vorbei, in kurzer Zeit sind wir alle zu Hause!" Der Oldenburger Marketender machte gute Geschäfte. Es war ein Jubel um Metz, welcher bis zu den belagerten Franzosen drang.

Einige Tage später kamen gefangene französische Kürassiere an mit einer ganzen Anzahl Araberschimmel, meistens Offizierpferden, wahren Prachttieren. Da wurde mancher alte deutsche Offiziergaul, der seinem Herrn in den großen Schlachten treue Dienste geleistet, beiseite geschoben und durch einen langmähnigen und langschweifigen Araberhengst ersetzt. Sogar unser Zahlmeister, der sogenannte „Kognak-Gustav", hatte einen Araberschimmel bestiegen. Diesen Ehrennamen hatten ihm die Füsiliere gegeben, weil Kognak sein Lieblingsgetränk war und er davon unglaublich große Quantitäten vertilgen konnte. Sein Bursche hatte in erster Linie für Kognak zu sorgen und trug immer einige Flaschen bei sich. Es sah nun zu possierlich aus, wenn „Kognak-Gustav" auf seinem kleinen Araberschimmel vornübergebeugt saß und im halbseligen Zustande, feuchtfröhlich lächelnd, an seiner dicken Kupfernase vorbei nach dem Kopf des prächtigen Tieres schielte. Dem kleinen muntern Hengst mochte der Reiter wohl sonderbar genug vorkommen, doch er trug ihn mit der Geduld eines Gefangenen. Auch der kleine krummbeinige Büchsenmacher hatte sich ebenfalls ein solch kostbares Reitpferd zugelegt. Dieser machte als Reiter keine gute Figur, und ein Oldenburger meinte, er sähe aus wie ein reitender Gerichtsvollzieher, welcher die Leute pfänden wolle. Der Büchsenmacher mußte seinen Schimmel später wieder abgeben und trabte wieder zu Fuß hinter der Kolonne her. Daß die Pferde hier im Lager verteilt wurden, kam daher, weil ein Befehl erlassen war, keine Beutepferde über die deutsche Grenze zu lassen; wohl aber durften diese für die Armee verwendet werden. Ohne dieses Verbot würde sich wohl ein unsauberer Pferdehandel entwickelt haben, auch konnten dadurch leicht Krankheiten eingeschleppt werden. Pferde liefen ja bei Sedan zu tausenden umher, leider waren sie ohne Nahrung. Wo sollte diese auch herkommen? Bei einer solchen Katastrophe kommen die Tiere, welche ja auf die Menschen angewiesen sind, schlecht weg.

Sie haben eben keinen Herrn mehr. Wie es mit den Pferden so weit war, daß sie sich gegenseitig Mähnen und Schweif abnagten, wurden mehrere Kommandos gestellt und die armen Tiere erschossen.

War's im Lager von Marange auf der Wiese bis jetzt schön gewesen, so kam plötzlich eine Änderung. Es trat ein tagelang anhaltendes Regenwetter ein. Dazu kam unsere Kompagnie gerade in diesen Tagen auf Pikett bei Bellevue und mußte hier fünf Tage hindurch aushalten. Fast ohne Schutz, nur in undichten Laubhütten im Kartoffelfeld liegend, wurden wir in dem Unterschlupf ebenso naß wie draußen. Schlimm waren die Nächte. Dicht zusammenkriechend hockte man, im Halbschlaf den Morgen erwartend. Man hatte fast kein Gefühl mehr in den Gliedern. Bei Tage bemühte man sich, etwas Feuer zu machen, doch der niederströmende Regen vereitelte die Versuche. Wir lagen in den Kartoffeln, konnten aber keine kochen, weil kein Kochfeuer zu machen war. Es war zum Verzweifeln. Fast gefühl- und gedankenlos stand oder hockte man herum. Unterhaltung war nicht mehr, nur Flüche und Klagen, ja auch Verwünschungen wurden laut. Es war ein wahres Elend.

Hier will ich einen Dank einschalten. Mein Freund, der damalige Vorturner Otto Terstegen, war zum Generalstab des X. Korps kommandiert. Als „Generalstäbler" hatte er, wie alle diese Herren, in Marange ein gutes Unterkommen. Wenn wir nun ab und zu aus dem Biwakselend in Kantonnement nach Marange kamen, machte ich mich fort und ging zu ihm. Da hatte ich denn ein Bett und gute Verpflegung, wofür ich ihm heute noch dankbar bin. Eigentlich sollte es für seinen Bruder Rudolf sein, dieser war aber zu ängstlich, ohne Erlaubnis dorthin zu gehen, weil es dienstlich nicht erlaubt war.

Endlich am 9. September, ich glaube, es war der vierte Tag auf Pikett, trat eine Pause im Regnen ein. Nun wurde Feuer gemacht, Kaffee gekocht, Kartoffeln ausgebuddelt und Pellkartoffeln gekocht, da lebte man wieder auf. Unser prächtiger Hauptmann Schmidt freute sich mit uns, denn er war um das Wohl seiner Soldaten sehr besorgt. Während wir uns an Kaffee und Kartoffeln labten, kamen auf der Straße nach Bellevue und überhaupt auch an anderen Stellen Artillerie-Offiziere, welche bis zu den Feldwachen vor uns ritten und das Terrain besichtigten. Unser Hauptmann sagte uns, die Herren suchten Standpunkte für ihre Batterien. Gegen Abend würden diese eintreffen, und dann wolle man den Franzosen Grüße hinübersenden und sie heraus-

fordern. So wie hier würde es auch an anderen Stellen um Metz gemacht. Nämlich seit den Tagen von Noisseville hatten sie sich ruhig verhalten, nur bauten sie fleißig Schanzen, machten Gräben und Wolfsgruben bei ihren Vorposten. Richtig, gegen Abend kamen die Batterien angefahren, nahmen an den bezeichneten Punkten Aufstellung und feuerten los. Wir rückten nun vor und nahmen am Ausgange des Dorfes gedeckte Stellung. Auf dem Wege dahin mußten wir unter den Schußlinien durchmarschieren und sausten die Granaten ganz dicht über uns weg. Wohl über eine Stunde dauerte das Getöse, und man konnte garnicht heraushören, ob die Franzosen antworteten. Ob dies dem Gott Pluvius nicht gefiel? Plötzlich öffnete der Himmel wieder seine Schleusen, und durchnäßt traten wir den Rückmarsch an.

Die Franzosen kamen nicht, sie waren so gescheit und blieben drinnen. Was die Beschießung für Wirkungen gehabt hat, weiß ich nicht. Uns hatten die Franzosen nichts getan. In unserm elenden Lager stand alles im Wasser, da gab es wieder eine trostlose Nacht. Doch auch diese ging um und dann kam die Ablösung.

Im Lager von Marange war's genau wie auf Pikett. Der Villerou-Bach war ausgetreten und das Wasser strömte durch das Lager. So ging's nicht mehr. Der Schutz der Laubhütten war gleich Null und das Stroh darin faul durch die Nässe. Haufenweise meldeten sich die Leute krank, besonders Dysenterie griff um sich, und man mußte Notlazarette schaffen, d. h. Scheunen und Bodenräume in den Bauernhöfen und Häusern dazu einrichten. Aus dem Lager hatte man das erste Bataillon nach Marange dicht zusammen einquartiert. Die Leute dankten Gott, daß sie unter Dach und Fach waren. Das zweite Bataillon war nach Thionville abkommandiert. Wir Füsiliere mußten noch zwei Tage in dem Morastlager zubringen, wo die Kochlöcher bis zum Rande mit Wasser gefüllt waren. Dann aber machte uns das erste Bataillon Platz, und wir bekamen auf sechs Tage insoweit ein menschliches Unterkommen, als wir doch wenigstens ein Dach über uns hatten. Wie würde uns wohl damals zumute gewesen oder geworden sein, wenn wir gewußt hätten, daß der Krieg sich noch bis ins nächste Jahr hinein ziehen würde? So hielt uns die Hoffnung aufrecht, es könne nur noch ganz kurze Zeit dauern, dann müsse Metz und Straßburg fallen und es dann heim gehen. —

Zum Glück kamen auch wieder bessere Tage, wo sich die Sonne wieder zeigte und man sich plaudernd ums Biwakfeuer legen konnte. So

weiß ich, daß ich am 20. September mit noch einem andern Kameraden bei guter Witterung meinen dreißigsten Geburtstag im Lager gefeiert habe. Beide kauften wir uns von den Luxemburger Bauernweibern ein großes Stück Pflaumenkuchen, tranken einen Feldkesseldeckel voll Kaffee dazu und waren sehr vergnügt.

Um diese Zeit kam ich eines Tages auf Wache zu der Zwölfpfünder-Batterie bei Semécourt. Dort mußte unser Regiment jeden Abend eine Wache von 1 Unteroffizier und 18 Mann stellen, um die zehn Geschütze starke Batterie zu bewachen, weil damals die Festungsartillerie noch keine Gewehre hatte. Die Herren Artilleristen legten sich aufs Stroh und überließen der Infanterie die Sorge um ihre Geschütze.

An dem Tage, als ich dorthin auf Wache kam, hatten wir gutes Wetter. Ein wunderschöner Septemberabend, wie man ihn selten hat. Der Herbst zeigte sich von seiner schönsten Seite. Meine Stunden fielen gerade in die Zeit des Abends, wo der Zapfenstreich bevorstand. Unten links in der Moselebene, diesseits und jenseits des Flusses, sah man mit einem Blick zahllose Biwakfeuer. Gleich unter mir im Pappelwäldchen lagen die Hacketeuer, Regiment Nr. 16. Dann kam die 20. Division, bestehend aus den schwarzen Braunschweigern, Regiment Nr. 92, ferner die 79er, sowie 17er und 56er. Daran reihte sich auf dem rechten Ufer die Division Kummer (welche später aufs linke Ufer verlegt wurde). Diese stieß an das I. Armeekorps, welches wieder Fühlung mit dem VII. Armeekorps hielt. An dieses schloß sich das VIII. Korps, neben welchem sich das III. Armeekorps einreihte, um mit unserm X. Korps in Verbindung zu stehen. Auch das II. und IX. Korps hat mit zur Belagerung gehört, letzteres stand einige Zeit in Reservestellung. Wenn ich auch nicht alles übersehen konnte, so doch einen großen Teil des gewaltigen waffenstarrenden Ringes. Ein imposantes Kriegsbild, ein lebendes Rundgemälde! Bei dem schönen Wetter war überall Leben im Lager. Schwermütige deutsche Gesänge, von Sehnsucht nach der Heimat getragen, drangen an mein Ohr. Auch Kriegslieder z. B. das damals so beliebte und melodisch schöne Lied: „Tiefe Nacht ruht auf der Erde, tiefe Stille ringsumher“. Von anderen Stellen erklang Musik. Um die Lagerfeuer huschten oft, grell beleuchtet, einzelne Gestalten, welche die Feuer schürten oder Holz auflegten. Die großen Massen lagerten im Halbdunkel oder gingen durch die langen Lagergassen. Von da, wo Kavallerie und Artillerie lag, hörte man munteres Pferdegewieher, kurz, es war ein großartiges Kriegsleben und Treiben.

Dann kam ein Hauptmoment. Die unzähligen Musikkapellen begaben sich in ihre Stellungen. Alle Mannschaften traten an und ein Zapfenstreich, den man wirklich den „Großen" nennen konnte, begann. Einsam stand ich hier bei den Geschützen und ließ den großartigen musikalischen Effekt auf mich einwirken. Drinnen in der Laubhütte saß der Wachthabende und spielte mit einigen Leuten Karten. Von hier drang das eintönige Zählen und Klatschen der Karten, von unten herauf aber die eigenartig schöne Kriegsmusik des großen Zapfenstreichs. Welch ein Unterschied! Prosaisches Kartengeklatsche und poesievolle harmonische Musik. Ich ging um die Geschützbettung herum, hier hörte ich nur die Musik und nichts mehr von den Kartenspielern. Ach, jetzt kam der herrliche Choral! Jetzt wußte ich, daß alle, welche unten angetreten waren, diese tausende und abertausende Krieger auf das Kommando warteten: „Helme ab, zum Gebet!" Wie Engelstimmen aus den Wolken, wie Chorgesang hoch oben von der Domorgel, so rauschte, säuselte, überall von fern und nah aus den verschiedensten Stellen des großen Ringes, in der Stille des Abends die ewig schöne und wunderbar melodisch klingende Weise: „Ich bete an die Macht der Liebe" zu mir hinauf. Tief ergriffen stand ich da und ohne zu wollen, ja ohne zu wissen, schlossen sich meine Hände über dem Kolbenhals des Gewehres. Ein Gebet ohne Worte zog durch meine Seele, ich war hingerissen von der Schönheit des Chorals. —

„Tiefe Stille ringsumher, und im Felde von Beschwerde ruhend liegt das Kriegesheer." So die Worte des schönen Liedes, so auch in Wirklichkeit. Es war mit einem Schlage alles ruhig und still. — Als im Lager der letzte Ton des Chorals verklungen und nach dem Gebet „Helm auf" kommandiert war, hatte sich alles zur Ruhe zu begeben, jedes laute Treiben war verboten.

Eigentümlich wirkte dieser Kontrast auf mich und gab in der Stille der Nacht Veranlassung zu allerlei Gedanken. Wie konnte es auch anders sein? War ich doch hier in der Nähe der Stellen, welche auf alle Zeit hin eine historische Bedeutung haben sollten. Jetzt, wo die Lagerfeuer langsam niederbrannten, machten rechts die tiefdunklen Höhen von Gravelotte und St. Privat einen besonderen Eindruck. Da man die Feuer des dort lagernden III. Korps und weiter zurück des IX. nicht sehen konnte, so bezeichnete der Widerschein in der Luft die Lagerstellen. Blutig rot war der Dunstkreis über den Lagern, als wolle er eine Fata Morgana, ein Spiegelbild der blutigen Schlachten geben, welche vor vier Wochen am 16. und 18. August da oben

geschlagen wurden. Noch waren nicht alle Spuren dieser grausigen Kämpfe verwischt, wo, von hüben und drüben zusammengerechnet, nahe an 70000 Menschen tot oder verwundet den Boden bedeckt hatten. Langhin zog sich der blutrote Schein. Er stand in der Himmelsrichtung, wo Paris liegt, und dahinüber, wo wir hinziehen sollten, um noch einen schweren Winterfeldzug an der Loire durchzumachen. Wer hätte das damals bei uns gedacht, wo alle vom Schluß des Krieges und von froher Heimkehr als Sieger träumten?

So stand ich sinnend an der Batterie, deren zehn schwere Geschütze einen mattroten Reflex von dem Schein am Himmel erhielten. Da drangen von der Straße her heimische Sprachlaute an mein Ohr. Ich ging bis an den Rand derselben, um zu sehen, wer da nahte. Es waren drei bergische Jungen vom 57. Regiment. Ich rief: „Wohenn, Ihr Jongen?“ Der Führer, ein bärtiger Reservist oder Landwehrmann, welcher eine kurze Jägerpfeife rauchte, antwortete: „Wie wellen ens lustern, wat die Franzoasen maken!“ und so marschierten sie eiligst an mir vorbei. Wie sie schon vor mir im Dunkeln verschwanden, rief ich ihnen nach: „Sorgend, dat gät met ganzen Knoken retour koamend!“ Ich hörte sie noch munter lachen, dann verhallte ihr fester Schritt, und ich war wieder von lautloser Stille umgeben, welche nur ab und zu durch einen Ausruf der Kartenspieler oder das Aufklatschen der Karten unterbrochen wurde. —

Eine geraume Zeit verging, da hörte ich vorn bei den Vorposten Schüsse fallen. Erst einzelne, dann mehrere, zuletzt war's ein Geknatter, wie bei einem sich entspinnenden Gefecht.

Pflichtgemäß meldete ich dem Wachhabenden, was ich gehört hatte. Er sah gar nicht von den Karten auf, spielte weiter und rief „Eckstein ist Trumpf, aufgepaßt!“ Dann sagte er, zu mir gewendet: „Hat nichts zu sagen, nur wenn's ganz schlimm wird, haben wir die Artillerie zu benachrichtigen“ und spielte weiter.

Bald darauf wurde ich abgelöst. Da es mir in der Laubhütte nicht behagte, ging ich hinaus ins Freie. Es mochten wohl seit dem Augenblicke, wo die drei 57er an mir vorbei gingen, zwei Stunden vergangen sein. Das Schießen bei den Vorposten hatte längst aufgehört, es war alles still. Da hörte ich, daß sich ein Fuhrwerk nahte, langsam kam es näher. O weh! Auf dem leichten Bauernwagen lagen auf Stroh zwei Schwerverwundete, der bärtige Patrouillenführer und ein anderer. Der dritte ging trübselig neben dem Fuhrwerk her. Ich

fragte, wie denn die Sache gegangen. Da hörte ich, daß die Patrouille auf eine stärkere französische Abteilung gestoßen und übel zugerichtet worden sei. Der Mann deutete dann auf den jammernden Führer und sagte in unserer bergischen Mundart: „Hä hät böas jet affregen, öf he met däm Lewen dovan kömmt, es die Frog."

So munter und zuversichtlich, mit kühnem Wagemut hatten sie das Vorterrain vor den Doppelposten betreten, um irgend einen gegebenen Auftrag auszuführen; ohne Erfolg, mit zerschossenen Gliedern kamen sie zurück, leider also nicht „met ganzen Knoken retour". Heute rot, Morgen tot, das ist nunmal Soldatenlos.

Die Franzosen hatten in ihrer Vorpostenlinie ganz riesige Strohvorräte aufgestapelt. Von unserer Seite wurden allerlei Versuche gemacht, diese zu vernichten, doch es wollte nicht gelingen. Mehrfach gingen Freiwillige mit kühnem Wagemut ans Werk, um sich dadurch das „Eiserne Kreuz" zu verdienen. Verschiedene haben's mit ihrem Leben oder mit zerschossenen Gliedern bezahlt, ohne den Auftrag ausführen zu können. Die Franzosen hüteten diesen Schatz sehr.

Eines Tages, als unsere Kompagnie wieder auf Vorposten war, kamen spät abends zwei Jäger vom 10. Jägerbataillon und meldeten sich bei unserm Hauptmann, indem sie hinzufügten, sie wollten den Versuch machen, das Stroh anzuzünden. Mit Zündmaterial, Petrol usw. waren sie versehen.

Der Hauptmann nahm den Schützenzug, in welchem ich stand, und führte ihn selbst bis durch unsere Doppelposten. Hier nahmen wir geräuschlos Aufstellung. Da es stockfinster war, konnte der Feind nichts von unseren Maßnahmen sehen. Die beiden Jäger schlichen nun lautlos auf die feindliche Stellung zu. Ein dicker gemächlicher Oldenburger legte sich derweilen ruhig hin und schlief gleich darauf, als ob er daheim im Bette läge, während wir anderen in der höchsten Spannung da standen und auf den Ausgang der Sache warteten. Der Hauptmann schüttelte den Kopf, winkte aber zum Zeichen, daß wir ihn nicht wecken sollten.

Lange Zeit standen wir so, ohne irgend etwas zu vernehmen. Da plötzlich gibt's Leben. Es fallen Schüsse, einige Kugeln pfeifen über uns weg, der Oldenburger räckelt sich und will sich auf die andere Seite legen, bekam aber mit dem Kolben eines Kameraden einen Rippenstoß. Da sprang er auf und sagte „Düvel auk, kommse alt!" Gleich darauf stoben die beiden Jäger heran, zwischen sich einen zitternden französischen Infanteristen.

Die Jäger hatten die beiden Posten — also Doppelposten — durch Heranschleichen überrumpelt, dem einen, welcher halb im Schlaf war, das Gewehr entrissen und dann gefangen genommen, den anderen ohne Schuß niedergemacht. Die Feuermacherei war wieder vereitelt worden durch die Aufmerksamkeit der Franzosen. — Es fielen noch einige Schüsse, dann wurde es still und wir zogen ab. Die Jäger nahmen den immerfort zitternden Franzosen mit.

An obiges anschließend, möchte ich noch kurz folgende Episode berichten.

Daheim in Elberfeld hatten vor dem Feldzuge die Herren Emmert, von Moock, Solbach, Magnay und Broß mit mir bei Herrn Maler Wolf gearbeitet. Dieser und obige Herren sandten mir ein Paket mit Rum, Schokolade und anderen guten Sachen. Um diesen Herren nun per Feldpostkarte einen Dankgruß zu übermitteln, selbstredend illustriert, ging ich zu den Vorposten, setzte mich zwischen Chaussee und Eisenbahndamm aufs freie Feld auf einen dortliegenden Baumstamm und begann das feindliche Gelände zu zeichnen. Rechts das Wäldchen von Woippy, darüber das Fort Plappeville. Links das Schloß Ladonchamp usw.

Ich war mit der Zeichnung fast fertig, da sah ich, wie auf dem Fort eine weiße Rauchwolke hervorquoll. Kurz darauf fährt eine der großen Festungsgranaten (von uns Zuckerhüte genannt) in den weitabliegenden Eisenbahndamm. Na, die war gut ab, ich zeichnete weiter. Einige Minuten später wieder der Rauch und gleich darauf heult so ein Höllengeist über mich hinweg, aber hoch, und schlägt weit hinter mir in den Boden, daß die Erdschollen in die Luft fliegen. Die Sache wurde mir verdächtig, doch ich zeichnete weiter. Als aber der dritte Schuß kam, legte ich mich vorsichtshalber platt hinter den dicken Baum. Diesmal krepierte das Biest vor mir, aber noch ziemlich entfernt, doch befand ich mich im Sprengkreis. Die Stücke fliegen oft mehrere hundert Schritt. Halt, dachte ich, ihr habt's auf mich abgesehen. Ihr habt durch eure guten Gläser gesehen, daß ich hier eure Stellung zeichne. Ich hielt es nun für gut, meine Siebensachen zu nehmen und einen geordneten Rückzug anzutreten. Es folgten noch einige Schüsse, ich kam aber gut weg. Die Zeichnung machte ich so fertig. Die Karte ist auch in die Hände des Herrn Wolf gelangt.

Der Tage, wo gutes Wetter herrschte, waren wenige. Bald watete man wieder im Kot herum. Gut war's, daß ab und zu reichlich Liebesgaben eintrafen. Auch aus dem Wuppertal sind die Barmer Herren Köttgen, Engels, der Turnlehrer Gräser und andere bei uns im Biwak

gewesen. Da sie aber so viele Regimenter zu besuchen hatten, konnten sie nicht viel an einer Stelle verteilen. Anders war's bei den Oldenburgern und Bremern. Die sandten ihre Liebesgaben direkt an uns. Da gab es besonders vorzüglichen Rum, welcher uns gute Dienste leistete. Wenn man frierend in den Laubhütten lag, dazu das gefährliche innere Kältegefühl im Magen hatte, welches in der Regel das erste Anzeichen von Dysenterie war, so konnte uns nichts gelegener kommen, als wenn es hieß „Korporalschaft Rum fassen!" Dann gab es in der Regel eine ordentliche Portion, und diese goß man hinter die Binde. Die Wirkung war erstaunlich. Der Magen, sowie der ganze Körper wurden erwärmt, und es stellte sich auch bald Schlafmüdigkeit ein.

Trotz alledem nahm die Zahl der Kranken von Tag zu Tag zu und wurde bedenklich hoch. Man hatte schon Not- oder Nebenlazarette einrichten müssen, doch genügten diese nicht mehr.

Eines Tages frug unser Hauptmann so im Kreise der ihm nahe stehenden Soldaten, wie dieser oder jener Ort in der Umgegend hieß. Da ich am besten Bescheid wußte, sagte er, es müsse ein Revierlazarett in einem Hause errichtet werden, aus welchem jeden Tag die Schwerkranken per Wagen irgendwo in den Lazaretten, welche weiter zurück lägen, untergebracht würden, denn hier in der Zernierungslinie dürften sie nicht bleiben, erstens sei hier kein Platz mehr und zweitens wegen der Ansteckungsgefahr. Weil ich nun gut Bescheid wußte, wäre ich wohl der passende Mann dafür. So wurde ich hierzu abkommandiert. Eine angenehme Sache war dies gerade nicht, aber es gab Abwechselung. Es wurde zunächst ein mit Stroh bedeckter Raum angewiesen, in welchen sich die Kranken hinlegten. Dann kam jeden Morgen der Unterarzt und bezeichnete die Kranken, welche weiter befördert werden sollten. Ein Bauer aus Marange spannte an, und ich zog dann mit dem Gefährt los. Oft mußten wir stundenweit fahren, ehe ich die Leute untergebracht hatte. Es gab auch Tage, wo ich gar keine Kranken fortzubringen hatte, dann brauchte ich nur für mich zu sorgen und konnte mich bewegen, wo ich wollte. So kam ich auf den Gedanken, mal den Horrimont zu besteigen. Es ist dies der höchste Berg bei Metz und lag ziemlich nahe unserer Vorpostenstellung. Da oben war ein Observatorium errichtet, von wo aus man alle Bewegungen der Franzosen beobachten konnte. Ein sonderbarer Zufall wollte es, daß ich derjenige war, welcher den Offizieren dort oben die Meldung machen konnte, daß die Franzosen gegen unsere Vorpostenstellung im Anrücken seien, und dieses kam so.

Als ich dort beim Observatorium ankam, war ich zunächst überrascht durch den großartigen Fernblick, den man von dieser Stelle aus genoß. Zufällig war an diesem Tage auch schönes klares Herbstwetter, wie es ab und zu mal vorkam. Die Luft war so klar, daß ich mit meinen damals so überaus guten Augen stundenweit alles klar erkennen konnte. Unten in der Mosel, nahe der Kriegsbrücke von Arganzy ritten preußische Artilleristen ihre Pferde in die Schwemme. Bei der warmen Witterung dieses sonnigen Tages hatten die Leute nur Drillichhosen und Hemden an, liefen barfuß mit ins Wasser oder saßen auf den Gäulen. Wie ich so eine zeitlang zugeschaut hatte, blickte ich nach dem fast 10 Kilometer entfernten Fort St. Julièn. Da sah ich, daß sich unterhalb des Forts am Bois de Grimont entlang Truppen bewegten, Infanterie und Artillerie.

Der Leutnant, welcher den Dienst am Fernrohr hatte, war gerade im Gespräch mit einem Herrn aus Norddeutschland, welcher Liebesgaben gebracht hatte. Zuerst wagte ich nicht die Herren zu stören, denn ich fürchtete, angeschnauzt zu werden und dieses wäre mir sehr unangenehm gewesen, zumal in Gegenwart des Zivilisten. Wie ich aber sah, daß noch immer mehr Truppen herankamen, das Gewimmel fernab am Waldrand sich vermehrte, hielt ich es für meine Pflicht, die Sache dienstlich zu nehmen und zu melden, was ich sah. Im Militärschritt trat ich an den Offizier heran, stand stramm und meldete, was ich gesehen hatte. Alle, die es hörten, sahen nach der von mir bezeichneten Richtung, konnten aber nichts Genaues entdecken. Nur ich, mit meinen damaligen Falkenaugen, sah deutlich, wie sich eine lange Linie am Waldrande hin bewegte. Der Offizier setzte sich sofort an das auf einem dreifüßigen Gestell ruhende lange Fernrohr und richtete es nach der bezeichneten Stelle. Gleich darauf rief er: „Wahrhaftig, Mann, Sie haben recht! Alle Wetter, Sie haben aber beneidenswert gute Augen!“

Dann wandte er sich an den anderen Leutnant und sagte: „Notieren Sie, bitte, folgendes: Unterhalb des Forts St. Julien am Rande des Bois de Grimmont bewegen sich lange feindliche Infanterie-Linien, außerdem auch Artillerie. Es scheint ein Angriff auf die Vorposten der 20. Division bevorzustehen.“ Diese Niederschrift wurde einem berittenen Artillerie-Unteroffizier übergeben, welcher sie an das Generalkommando des X. Korps in Marange bringen mußte.

Es war nun interessant zu sehen, wie die Franzosen in der Richtung Chieulles in aufgelösten Schützenlinien vorgingen, um unsere Vorposten

zu überraschen. Ihre gleich mit ausgefahrene Artillerie, — es war eine Mitrailleusen-Batterie, — verhielt sich zunächst noch ruhig. Immer mehr Infanterie kam heran, alle in breiter Front geschickt vordringend.

Bei unseren Vorposten war alles ruhig. Auch die Artilleristen tummelten sich mit ihren Pferden noch immer in der Mosel herum. Es dauerte eine geraume Weile, bis es soweit war, daß der Zusammenstoß stattfinden mußte. Dann auf einmal ging das Geknatter los. Selbstredend wurden unsere Doppelposten mit samt den Feldwachen zurückgedrängt. Nun aber kamen die Replies und Piketts heran, und da sah ich deutlich, daß es die schwarzen Braunschweiger waren, welche eiligst den zurückgedrängten schwachen Abteilungen zu Hilfe kamen. Jetzt griffen auch die Mitrailleusen in den Kampf ein, das eigentümliche kaffeemühlenartige Geräusch bezw. Gerassel begann. In diesem Augenblicke hatten die Artilleristen in der Mosel auch Wind von der Sache erhalten, und jeder suchte nun mit seinem Gaul so schnell wie möglich fortzukommen. Sie warfen sich auf ihre ungesattelten Pferde, drückten ihnen die Fersen ihrer nackten Füße in die Weichen, und nun ging's in wilder Jagd davon, daß Roß und Reiter schnoben und Kies und Funken stoben. Ohne Kommando sauste jeder, sobald er das Flußufer erreicht hatte, davon. Das war das Pflichtgefühl und der Gedanke, unsere Kanonen haben keine Pferde, unser Batteriechef sehnt sich nach den Gespannen. Und merkwürdig, als ob die Tiere gleiches Pflichtgefühl gehabt hätten wie ihre sporenlosen Reiter, es sah aus, als ob eins das andere überholen wollte. Man kam unwillkürlich zu dem Ausspruch: Brave Artilleristen, brave Pferde.

Nun drangen auch die Franzosen auf dem linken Ufer gegen la Mar, Ladouchamps und St. Agath vor. Da nun sogar Artillerie losdonnerte und sich die Festungsgeschütze der Forts St. Julien und Plappeville mit hinein mischten, war das große Konzert im vollen Gange. Jetzt dachte ich, ist's auch für dich Zeit, daß du fort kommst, man weiß ja nicht, was aus der Sache wird.

Wie ich den Berg hinuntereilte, kam von Bronvaux der Großherzog Peter von Oldenburg mit seinem siebzehnjährigen Sohn herangaloppiert, um nach der Beobachtungsstelle hinzueilen, von der ich kam.

Unser Großherzog gehörte auch zu den Fürsten, welche in der Armee keine Kommando- oder sonstige dienstliche Stellung einnahmen, sondern nur als Zuschauer mitmachten. Nun man konnte es dem alten Herrn gönnen, denn er war ein leutseliger Herr. Der junge

Erbprinz gehörte als aktiver Offizier zu den Dragonern. Dem frischen wohlgebauten jungen Mann kleidete die Dragoner-Uniform sehr gut.

Über die hohen Herrschaften, welche damals als Zuschauer dem Heere folgten, sagt Graf Moltke in seinem Buche, daß sie ein großes Übel für die Armee gewesen seien. Ohne den geringsten Dienst zu leisten, beschlagnahmten sie die besten Quartiere, so daß Moltke mit seinem Generalstabe oft mit den erbärmlichsten Quartieren fürlieb nehmen mußte und Graf Moltke manchmal nicht wußte, wo er seine Karten ausbreiten und die nötigen schriftlichen Arbeiten erledigen sollte. Moltke sagt, in dem nächsten großen Feldzuge würde man diese überflüssigen Herrschaften wohl besser zu Hause lassen. Wir mußten jeden Tag 30 Mann Wache für den Großherzog zu dessen Sicherheit stellen. Nun, die beiden Herren konnten oben noch längere Zeit dem Kriegsschauspiele zusehen, denn der Kampf hielt mehrere Stunden an. An diesem nahmen auch zwei Kompagnien unseres Regiments teil, nämlich die zweite und dritte. Dieses erfuhr ich aber erst, als ich in Marange ankam. Beide Kompagnien kamen so glimpflich davon, daß sie nur einen Verwundeten hatten.

Oben in dem Bergdorfe Marange angekommen, kniete die alte „Grand'mère" aus unserem Quartier vor dem Marterl oder Bildstöckl und betete für ihren Enkel, welcher in Metz bei der französischen Infanterie diente. Dies tat sie jedesmal, wenn ein Ausfall war. Ob's geholfen hat, weiß ich nicht, hoffentlich doch. Sie liebte ihn ebenso sehr, wie sie uns haßte.

Man war gerade bei der Weinlese, weil, wie man sagte, unser Korpskommandeur es verlangt hatte. Denn trotz Bewachung durch unsere Gendarmen liefen, besonders nachts, die Soldaten in die Weinberge und füllten sich Bäuche und Brotbeutel mit Trauben, sehr zum Schaden ihrer Gesundheit.

Die Winzer, welche beim Beginn des Gefechtes bei der Arbeit waren, stellten diese ein und schauten mit großem Interesse in die Moselebene, wo sich der Kampf abspielte. Gerade vom oberen Rande des Weinberges hatte man einen freien prächtigen Fernblick. Die Leute machten frohe Gesichter, weil sie sahen, daß die vordersten Stellungen unserer Vorposten, wie auch einige Gehöfte von unseren Truppen geräumt wurden, sie hatten eben kein Verständnis von der Sache und keine Ahnung, daß dieses bei stärkeren Ausfällen immer der Fall war. Sie sahen den Kampf näher kommen und hofften auf einen Durchbruch.

Aber in Wirklichkeit war es nur ein Versuch der Belagerten, um sich irgendwie zu verproviantieren. Der Schluß des Kampfes war der wie bei allen Ausfällen, die Franzosen mußten wieder in ihre Falle zurück. Später traf ich zufällig mit den Artilleristen zusammen, welche an dem Tage ihre Pferde in die Schwemme geritten hatten. Ich frug, wie denn die Sache abgelaufen sei. Da hörte ich denn, daß bei ihrer Ankunft wohl die Geschirre für die Pferde, nicht aber Uniformen und Stiefel für sie dagewesen waren. So wie sie waren, in Drillichzeug und nackten Füßen ging's auf die Gäule und ins Gefecht. Sie haben ihre Schuldigkeit so gut getan, als wenn sie in Uniform gewesen wären.

Eine merkwürdige Erscheinung trat in bezug auf Krankheiten bei uns zutage. Der Typhus, welcher sehr heftig auftrat und sehr viele Opfer forderte, raffte fast nur Oldenburger hinweg, von uns Wuppertalern keinen. Es ist mir nicht erinnerlich, habe auch nie gehört, daß irgendwo beim Regiment einer aus dem Bergischen an dieser Krankheit gestorben ist. Wohl haben mehrere die Ruhr gehabt, von Typhus weiß ich keinen Fall. Noch merkwürdiger war es, daß die Oldenburger, welche während des Befreiungskrieges auch in dieser Gegend lagen, dasselbe Schicksal gehabt haben. Hatte doch unser Regiment bis 1. Mai 1871 allein 188 Mann, welche an Krankheiten gestorben, zu verzeichnen. Ich denke mir, die heimische einfache Lebensweise der Landleute machte deren sonst so guten Magen empfindlicher. Die Krankheit wütete bei diesen Leuten schärfer wie bei den Städtern. Dann waren sie auch wie toll auf die Weintrauben sowie auf Pflaumen usw. Die Leute starben bei Metz wie die Fliegen. Besonders war's eine Zeitlang die dritte Kompagnie, welche fast jeden Tag einen oder einige Musketiere auf dem kleinen Friedhof unterhalb Marange zu beerdigen hatte. Die Toten brachte man hin, die Särge nahm man wieder mit, denn diese waren rar.

Nach dem 27. September trat ein kurzer Wechsel ein. Die Division Kummer, besonders die Landwehrbataillone derselben, welche außer den beiden Linienregimentern 19. und 81. zu dieser gehörten, wurden von den Franzosen immer belästigt. Darum verlegte man sie aufs linke, und unsere 19. Division auf das rechte Moselufer, so daß nun unser ganzes X. Korps zusammen war.

Um diese Zeit hatten daheim die Zeitungen vielfach den Notschrei nach Tabak und guten Zigarren, welchen die Bergischen Jungen in Briefen an ihre Familie ausgedrückt, veröffentlicht. Da kamen denn die Gebrüder Otto und Karl Hansel in Elberfeld auf den Gedanken,

daß da wohl ein Geschäft zu machen sei. Sie kamen mit einem großen Posten für Feldzugsbegriffe köstlicher Zigarren und Tabak an. Es war gerade während des obigen Wechsels. Gleich am Eingange des Dorfes stand ein kleines, von dem Eigentümer verlassenes Häuschen. In diesem errichteten sie ihren Laden. Wir, die wir über die Ankunft der zur Turngemeinde und zur Turnerfeuerwehr gehörenden Freunde sehr erfreut waren, halfen fleißig beim Auspacken sowie beim Einrichten des Geschäftslokals. In Erwartung des in Aussicht stehenden großen Gewinnes waren die Freunde sehr freigebig. Sie hatten sich reichlich verproviantiert. In einer besonderen Kiste befanden sich Schinken, Würste, Käse usw. und — bergischer Kornbranntwein. Ach, das waren besuchenswerte Freunde.

Die beiden Geschäftsinhaber standen mit Kriegsrevolvern im Gürtel im Laden und warteten auf Käufer, aber merkwürdig, trotz aller vorherigen Notschreie blieben diese fast ganz aus. Ja, wenn es Liebesgaben gewesen wären, aber Geld dafür geben, das taten nur wenige. Die Hoffnung auf ein gutes Geschäft wurde zu Wasser, denn Tabak und Zigarren gingen nicht ab, dagegen schrumpfte der Vorrat an Schinken, Wurst, Käse usw. bedenklich zusammen, auch die Schnapskrüge wurden leer. Ein Versuch, die Ware bei der Intendantur zu verkaufen, mißlang.

So blieb den armen Freunden nichts anderes übrig als einzupacken, für schweres Geld Fuhrwerk zu mieten, zur Bahn zu fahren und heimzureisen. Dort ernteten sie noch obendrein Spott. Wir, die wir fleißig geholfen, auch dafür gesorgt hatten, daß die vielen guten Sachen verzehrt und so vor dem Verderben bewahrt blieben, sahen den betrübt abziehenden Freunden noch betrübter nach.

Anstatt die Landwehrdivision durch diesen Wechsel von den Angriffen zu befreien, wurde sie in ihrer jetzigen Stellung erst recht belästigt. Schon am 2. Oktober machten die Franzosen einen Vorstoß und entrissen den alten Wehrmännern das Schloß Ladonchamp, eine wichtige Vorpostenstellung. Ein Versuch, dieses wieder zu erlangen, scheiterte, und so blieb diese Position, welche nur mit ganz schweren Opfern wieder zu erobern war, bis zur Kapitulation in den Händen der Franzosen. Obwohl Kummer selbst das verlorene Schloß unter allen Umständen wieder haben wollte, soll man höheren Orts dagegen gewesen sein. Wenn es so war, dann war's ein guter, humaner Gedanke. Die Franzosen hatten nämlich mit der ihnen eigenen Geschicklichkeit das Schloß und den Park nach den uns zugekehrten Seiten in einer Nacht zu einer Art Festung gemacht.

Eine Unzahl Säcke waren mit Erde gefüllt, und so zu einer kugelsicheren Brustwehr aufgeschichtet, welche noch durch die vorliegende Hecke und den tieferliegenden Wassergraben geschützt war. Metz hätte durch die Wiedereinnahme keine Stunde früher kapituliert. Also nur um der militärischen Ehre willen wären die Opfer gebracht worden. Haufen von Leichen hätten als Brücken für die Nachstürmenden dienen müssen und eine noch größere Zahl schwer und leicht verwundete Familienväter würde die Erde mit ihrem Blute gedüngt haben. Besser man ließ ihnen das bißchen Ruhm, wir hatten dessen ja schon reichlich eingeheimst.

Am Schlusse des Monats September, an welchem der Wechsel mit der Division Kummer stattfand, hatte ich mehrere Kranke irgendwo in ein Lazarett zu schaffen. Der Arzt, welcher zur Visite kam, ließ sich die von mir als besonders krank bezeichneten Leute vorführen. Ein kräftig gebauter Oldenburger wankte mit meiner Unterstützung mühsam heran. Ich mußte ihn halten, daß er nicht fiel. Wie er nun so vor dem Arzt stehend, diesen halbgeistig abwesend anstarrte, fragte mich der Arzt: „Ist der Mann besoffen?" Im ersten Augenblick hatte ich keine Worte. Er als Arzt hätte auf den ersten Blick sehen müssen, daß er's hier mit einem totkranken Menschen zutun hatte. Am liebsten hätte ich die gleiche Frage an ihn gerichtet. Dann sagte er zu dem Kranken: „Öffnen Sie mal den Mund!" So wie dieser den Mund öffnete, sprang der Arzt einen Schritt zurück und rief: „Der Mann hat hochgradig Typhus, er muß sofort ins Lazarett!"

Natürlich hatte er Typhus und das nicht allein, den Tod hatte der arme Kamerad schon in den Knochen. Unterwegs mußte er auf dem Wagen von anderen Kameraden festgehalten werden, er phantasierte immerzu —.

In einem zum Lazarett für Typhuskranke eingerichteten Chateau lieferte ich ihn ab. Gehen und stehen konnte er nicht mehr, ich war genötigt, den schweren hilflosen Mann wie einen Sack auf den Rücken zu nehmen und in das Haus zu tragen. Sein heißer, giftiger Atem kam mir ins Gesicht; gut, daß ich eine starke Natur hatte, ich überwandt es. Halbtot war er schon, wie ich ihn ablieferte, einige Tage darauf hatte er ausgelitten.

Nachdem ich meinen Auftrag erledigt hatte, ging ich durch den Park und um das Gebäude herum. Da sah ich in einen anderen größeren Raum, wo nur schwerkranke Typhusleidende waren. Doch blieb ich hier nur einen Augenblick, denn die armen Menschen schrieen in gellenden,

tierischen, unartikulierten Lauten wild durcheinander. Es war gräßlich anzuhören. Schleunigst machte ich mich fort, lieferte an anderer Stelle die übrigen Kranken ab und fuhr mit dem Gefährt, welches ein junger Bauernsohn aus Maizières lenkte, wieder heim.

Unser Regiment war fort. Müde suchte ich ein Unterkommen. An der Straße war ein verlassenes Haus, welches so ziemlich noch alle Fenstern und Türen hatte. Ich legte den Tornister — diese hatten wir bei Metz wieder bekommen — unter den Kopf, nagte an einem Stück Brot, dem letzten Rest aus dem Brotbeutel, und streckte mich dann auf den harten Dielen hin, froh, ein Dach über mir zu haben. Der Schlaf kam schon von selbst, denn ich war müde. —

Am nächsten Tage erfuhr ich, daß unsere Kompagnie in oder bei Autilly läge, die 12te war noch in Marange, dort waren noch einige Revierkranke. Wie ich mich anschickte, dorthin zu gehen, zeigte sich mir auf der Straße eine aufregende Szene.

Ein Ulan kam geritten und zog einen Menschen mit sich, welchem die Kleider teilweise zerrissen waren. Dem wüstbärtigen Mann waren die Arme über den Rücken gekreuzt fest zusammengeschnürt. Das Ende des Strickes hatte der Ulan am Sattel befestigt. Der Gefesselte hatte den Kopf zur Erde gebeugt und stierte düsteren Blickes vor sich hin. Man sah an seinem zerfetzten und zerzausten Gewand, daß er sich nicht gutwillig hatte knebeln lassen, und es mochten dies wohl mehrere Ulanen bewerkstelligt haben. Der Ulan, welcher den Mann nachzog, hatte nur den Auftrag, ihn bei der Division abzuliefern. Hinterher folgte händeringend das Weib des Gefangenen, auch nur halb bekleidet und die Haare aufgelöst wirr um den Kopf hängend. Es war eine Szene für einen Maler und ist mir dieses interessante Bild, neben vielen anderen, klar im Gedächtnis geblieben. Was war's? — Die alte Geschichte, welche ja bis zum Schlusse des Feldzuges anhielt. — Er hatte hinter der Hecke weg auf einen vorbeireitenden Ulanen geschossen und ihn an der Hand verwundet. Der Kerl hatte sich dann eiligst gedrückt, bis ihn hinzukommende Kameraden aufstöberten und nun zur Aburteilung an die Division mitbrachten. Ich sah, wie Ulan, Mann und Weib durchs Tor, wo der General wohnte, verschwanden und dieses sich hinter ihnen schloß. Was dann aus der Sache geworden ist, weiß ich nicht, wahrscheinlich ist er erschossen worden. Dumme Leute. Wenn man solch einen Burschen erwischte, so wurde er erschossen, wenn nicht, so brannte man das Gehöft oder Haus, aus welchem der Schuß gefallen war, nieder.

Aber trotzdem wiederholten sich solche Fälle hundertfach. Der Franzose hat einen leidenschaftlichen, ja fanatischen Patriotismus.

Ich blieb mit den mir vom Bataillon anvertrauten Revierkranken auf der linken Moselseite. Weil die Verschiebung, oder der Wechsel mit der Division Kummer ihren Zweck verfehlt hatte, mochte man schon wieder andere Pläne haben und konnte die Kranken nicht hin- und herschleppen. Man hatte nämlich in der letzten Zeit die Beobachtung gemacht, daß in den Nächten zwischen Thionville und Metz Leuchtsignale gewechselt wurden, auch sollten bei ersterer große Lebensmitteltransporte über Belgien angekommen seien und dort lagern. Man vermutete also unsererseits einen letzten Versuch des Marschall Bazaine, um aus seiner verzweifelten Lage herauszukommen. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, und darum war vom Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl an alle Führer die Mahnung gekommen, auf der Hut zu sein.

Am 7. Oktober hatte ich wieder einen Schwerkranken irgendwo unterzubringen. Derselbe junge Fuhrmann, welcher schon mehrfach Kranke gefahren hatte, wurde auch diesmal wieder genommen. Ich wußte, daß in den näherliegenden Lazaretten kein Mann mehr aufgenommen wurde, und fuhr deshalb gleich bis hinaus, respektive hinauf nach Antilly. Ehe ich den Kranken vom Wagen nahm, hatte ich Tornister und Mantel herunter geholt, das Gewehr hielt ich bei allen Fahrten stets in Händen. Wenn ich mit den Kranken am Wagen zu tun hatte, so war es immer in meiner greifbaren Nähe. Indem ich nun den Kranken ablieferte, war ich dem Fuhrmann außer Sicht und selbstredend er auch mir. In diesem Augenblicke war der Bursche auf und davon. Meine Siebensachen hatte ich glücklich vorher in Sicherheit gebracht. Das war nun weiter nicht schlimm, nur, daß ich den weiten Weg von mehreren Stunden allein zurückmarschieren mußte.

In dem Lazarett erhielt ich auf meine Bitte ein Kümpchen warme Suppe und ein Stück Brot. Dann hing ich mein Gepäck um, nahm Gewehr über und trollte aus dem Orte auf der Landstraße weiter. Es war mir schon aufgefallen, daß die französischen Festungsgeschütze besonders stark feuerten, dachte aber nicht daran, daß sich da unten wieder etwas Besonderes ereignen sollte. Und doch war es so.

Gleich nach Mittag, d. h. kurz nach 12 Uhr, griffen die Franzosen wieder wie am 2. Oktober die Division Kummer an. Diesmal aber sehr ernst. Als ich eine Strecke weit aus Antilly heraus war, machte die Chaussee einen starken Bogen nach rechts. An dieser Stelle,

weil hoch gelegen, übersah man das ganze Moseltal diesseits Metz. In kurzer Zeit entspann sich da unten ein heftiger Kampf. Es ging wieder gerade so ernsthaft zu wie bei Noisseville. Deutlich sah ich, wie die Orte, welche die Vorposten auf dem linken Moselufer besetzt hatten, von den Franzosen genommen wurden. Die Dörfer St. Remy, Bellevue und die beiden Fermen les grandes et les petites Tapes fielen in die Hände der Feinde. Allmählich drangen die Franzosen weiter vor. Dann aber stockte das Vordringen der Rothosen, denn nun kamen sie in den Bereich unserer Belagerungsgeschütze. Dann legten auch die vielen in guter Stellung aufgefahrenen Batterien des X. Korps und die der Division Kummer los. Eine hochstehende Batterie bei Semécourt, wo ich noch vor kurzer Zeit Wache getan, faßte die hervorbrechenden französischen Kolonnen in der Front. Die zehn Geschütze donnerten unaufhörlich, ebenso in der Front die Feldbatterien von Kummer. Die Batterien des X. Korps faßten die avanzierenden Feinde in der Flanke. Das hieß soviel wie: Bis hierher und nicht weiter.

Ich bog nun von der Hauptstraße ab und ging den nächsten Weg abwärts auf die Kriegsbrücke von Argancy zu. Hin und wieder kamen von dem Fort St. Julien die großen Zuckerhüte herangeheult, welche den zwischen Malroy und Argency stehenden Reserven galten. Ich ging unten durch das Lager der Pioniere. Diese hatten sich tadellose, fast bombensichere Mannschaftsräume geschaffen. Als ich auf dem linken Moselufer ankam, war man gerade dabei, den Franzosen die eroberten Stellungen wieder zu nehmen. Von unserm Regiment war nichts zu sehen, das war noch auf dem rechten Moselufer. Nachher kam es aufs linke, hatte aber hier wie dort nicht nötig mitzuhelfen. Nur die 38. Brigade der 16er und 57er, diese Opfer-Regimenter, waren wieder dabei und halfen der Landwehr-Division die verlorenen Posten wieder nehmen.

Auf dem rechten Moselufer hatte die 20. Division die Franzosen allein in Schach gehalten. So war denn unsere Brigade 78 und 91 einmal wieder ohne Kampf in der Reserve gewesen.

Bei der Division Kummer hatte das dazu gehörige Linien-Regiment Nr. 81 harte Arbeit gehabt, darum steht auch das Denkmal dieses Regiments beim Kirchhof von Maizières. Bis dahin hatte sich der Kampf gezogen.

Schlimm aber waren die Landwehrbataillone der Division hergenommen worden. Sie hatten mit großer Tapferkeit versucht, dem

ungestümen Vordringen Halt zu gebieten. Mann gegen Mann hatten die alten ostpreußischen Landwehrmänner mit Kolben und Bajonett gearbeitet. Aber sie wurden von der Masse überrannt, und was nicht zurückwich, fiel oder wurde gefangen genommen. Bei Petites Tapes, hart an der Straße nach St. Remy, war eine Art Kiesgrube, welche bei den Ausfällen für eine dort stehende Abteilung unserer Truppen z. B. für einen Zug, immer gute Deckung gegeben hatte. Diese war nach dem Kampf vom 7. Oktober keine Grube mehr, sondern ein länglicher Hügel. In der Grube ruhen unsere tapferen Landwehrmänner. Die Inschrift auf diesem Hügel meldet, daß hier 300 tapfere Krieger ruhen. Ein Ehrengrab als Denkmal für die Landwehr, ein eigentliches Denkmal hat die Landwehr nicht. Doch bei Grandes Tapes, St. Remy und Bellevue gibt's noch viele Massengräber und Einzelgräber für Freund und Feind, welche fast sämtlich vom Kampf am 7. Oktober herrühren. Groß war auch die Zahl der Verwundeten aus diesem Kampf und 400 Mann waren abgeschnitten und mußten als Gefangene mit in die ausgehungerte Festung wandern.

Ich sehe im Geiste noch das Bild, wie außer den vielen sonstigen Verwundeten auch ein Kommandeur eines dieser Landwehrbataillone, ein ostpreußischer Edelmann, von mehreren Leuten seines Bataillons auf einer Tragbahre herangebracht wurde. Der Herr war schwer verwundet und wollte in Marange im Lazarett untergebracht werden. Da man hier aber so viel zu tun hatte, daß man nicht wußte, wo zuerst beginnen, mußte der Herr Major einige Zeit draußen auf der Bahre liegen bleiben. Der Herr, so ein richtiger ostpreußischer Landedelmann, war darüber erbost und räsonierte trotz seiner schweren Verwundung. Es half ihm aber nichts, er mußte abwarten, bis er an die Reihe kam.

Nach diesem Kampfe wurden die Landwehrbataillone zurückgezogen, d. h. sie kamen aus den Vorpostenstellungen heraus. Die Ablösung hatten sie voll und ganz verdient.

Von jetzt ab übernahm das X. Armeekorps hier die Stellungen der Landwehr. Die beiden Linien-Regimenter der Division Kummer wechselten den Dienst mit uns.

Die Verpflegung war schlecht, das Brot oft verdorben, weil nicht gut aufbewahrt. Krankes Vieh wurde, anstatt geschlachtet, getötet und vergraben. Dazu war meistens miserabeles Wetter. Diese Zustände hatten den Galgenhumor der Soldaten herausgefordert. Der Division

Kummer hatte man die passende Bezeichnung „Kummer und Elend" gegeben und uns, das X. Korps, nannte man „Hunger und Not". Was die sonstigen um Metz liegenden Armeekorps für Ehrennamen bekamen, weiß ich nicht. Diese hatten es natürlich auch nicht besser. Allerdings waren wir immerhin nicht so übel dran wie die belagerten Franzosen, obgleich wir im Verhältnis wegen der schlechten ungesunden Nahrung und dem Kampieren in Regen und Schlamm fast ebenso viele Kranke hatten wie diese. Anfangs Oktober hatten die Franzosen so im Durchschnitt immer stark 40000 Kranke und wir so an 30000. Das waren bedenkliche Zahlen hüben wie drüben. Zu verwundern war das nicht, denn die ungünstigen Verhältnisse brachten es mit sich.

Vom 10. Oktober ab, also gleich nach der Ablösung der Landwehr, wurde unsere Stellung von der Mosel, quer durch die Ebene, bis zu den westlichen Höhen stärker befestigt. Vor oder bei dem Gehöft Amelange wurde eine Batterie errichtet, zu deren Herstellung die Infanterie bataillonsweise kommandiert wurde. Natürlich immer feldmarschmäßig, mit Wehr und Waffen, um bei einem etwaigen Vorstoß des Feindes zu dessen Empfang bereit zu sein. Die Arbeiten wurden unter Aufsicht und Anleitung der Pioniere ausgeführt. Diese waren die Schachtmeister und wir die Arbeiter. Die Arbeit ging Tag und Nacht durch und die Ablösung erfolgte in gewissen Stunden. In unglaublich kurzer Zeit war die Schanze fertig, mit Bettungen und bombensicheren Räumen. Trotzdem wir abgehärtete Kriegerfäuste hatten, bekamen manche Blutblasen und aufgebrochene Schwielen. Die Pioniere brachten nachher die sogenannte Politur an die fertige Arbeit, z. B. hatten sie nachher sehr geschickt durch abgestochene Rasenstücke den Namenszug „Schanze Wilhelm I." angebracht. Überhaupt machte die Anlage einen exakten Eindruck. Sechs Geschützrohre hatten nach Metz hin drohend ihre Mündungen gerichtet. War auch die Arbeit hart gewesen, so erfüllte es einem doch mit Stolz und Freude, an einem solchen Verteidigungswerk mitgearbeitet zu haben. Ferner legte man Drahtgeflechte an, und es wurden Schützengräben ausgehoben, so daß an ein Durchbrechen der Franzosen nach der Metz-Thionviller Seite hin nicht zu denken war.

Die Franzosen entfalteten ebenfalls eine große Tätigkeit, indem auch sie an zwei Stellen bei ihren diesseitigen Vorposten zwei Batterien, errichteten und Ladonchamps zu einer kleinen Festung machten. Durch eine dieser neuen französischen Batterien, welche mehr nach der Mosel

zu stand, wurde uns gleich am ersten Tage nach dem Wechsel mit der Division Kummer ein schwerer Schaden zugefügt.

Teile unseres Regiments lösten die 81er ab. Der 2. Kompagnie unter Hauptmann v. Finckh, welche nach der Ferm les petites Tapes kam, wurde von dem Hauptmann Otto vom 81. Regiment mitgeteilt, daß sich die neue französische Batterie auf das Gehöft eingeschossen hätte. Kaum daß der Wechsel der Feldwache stattgefunden hatte, kamen auch die Granaten heran geheult und krepierten teils in, teils neben dem Gehöft. Obgleich man infolge der Warnung des Hauptmanns Otto alle Vorsichtsmaßregeln anwandte, besonders das viele dort vorhandene Stroh zur Sicherung aufgetürmt hatte, brachten die Granaten doch Tod und Verderben.

Vor dem Fenster des Zimmers, in welchem sich die Offiziere häuslich eingerichtet hatten, platzte eine Granate. Die Sprengstücke flogen teils in das Zimmer und richteten hier arge Verwüstung an, die Offiziere blieben verschont, verließen aber schleunigst den jetzt ungemütlichen Raum. Ein Musketier aber wurde verwundet. In der Scheune wurde durch eine andere Granate ein Gefreiter getötet und ein Musketier verwundet. Die Kompagnie suchte nun Schutz in den Erdgräben. Da eine längere Pause in der Beschießung entstand, gestattete nachmittags Hauptmann v. Finckh, daß die Leute abkochten. Kaum ist ein Teil der Leute damit in der Küche der Ferme beschäftigt, da fährt ein Projektil durchs Dach, dann durch die Decke und explodiert in der Küche. Fünf Mann wurden teils schwer, teils leicht verletzt.

Ich war gerade auf dem Wege zu unserer Kompagnie, welche in St. Remy auf Feldwache war, da sah ich, wie diese Granate durch das Dach der Ferme schlug, wußte aber nicht, was sie für Unheil angerichtet hatte. Nachher erfuhr ich's. Später bin ich in dem Gehöft gewesen, welches wüst zugerichtet war. Der alte, dicke Turm stand in düsterem Schweigen da, deutsche und französische Granaten hatten ihn arg mitgenommen, aber seine dicken Mauern, wenn auch stark beschädigt, standen noch. Ein blutiges Gehöft, denn hier war mehrfach hart gekämpft worden. Wenn auch später nach obigem Blutbad in der Küche notdürftig aufgeräumt wurde, so waren die blutigen Spuren noch nicht verwischt. In der Küche sah's nicht mehr appetitlich aus, da kochte man besser draußen.

Kurz vor St. Remy lag ein toter Kavallerist im Chausseegraben, er mußte auf einem Melderitt von einer Chassepotkugel getroffen sein.

Seitdem nämlich die Franzosen Ladonchamps wieder inne hatten, konnte man ungefährdet nicht mehr durch die Dorfstraße gehen. Der Ort St. Remy selbst war bei dem letzten Ausfall am 7. Oktober gänzlich in Trümmer gelegt worden, hauptsächlich durch unsere zehn schweren Belagerungsgeschütze bei Semécourt. Nur wenige Häuser hatten noch Dächer, sonst waren alle Ruinen. Das einzige Gebäude, welches noch einen bewohnbaren Raum hatte, war die tiefliegende Schule. Hier war auch das Wachtlokal unserer Feldwache. Ich hatte Zeitungen und Briefe mitgebracht, und so wurde ich von den Kameraden froh empfangen. Wir bekamen nämlich während des Feldzuges zwei Exemplare der Elberfelder Zeitung nachgesandt. Eine für einen Kameraden, welcher in der Druckerei Samuel Lucas in Stellung war, und das zweite von der Elberfelder Turngemeinde für deren Mitglieder bei unserer Kompagnie. Da die Zeitungen während der Belagerung von Metz regelmäßig erschienen, war's für uns ein wahrer Segen, denn die geistige Nahrung war hier so mager wie die körperliche. Die Blätter wurden immer mit großer Sehnsucht und Spannung erwartet. Auch die Herren Offiziere, darunter ein Vizefeldwebel Ritzenhof aus Elberfeld, baten, mitlesen zu dürfen. So erfuhren sie und wir, was außer Metz noch auf den anderen Kriegsschauplätzen passierte.

In dem total zusammengeschossenen Orte befand sich noch, trotz aller Kämpfe, welche hier bei den mehrmaligen Ausfällen hin und her wogten, bei welchem das Dorf oft aufgegeben und dann wieder genommen wurde, dennoch außer Katzen ein lebendes Wesen, nämlich ein steinaltes Mütterchen. Dieses hatte sein Unterkommrn in dem Dorfbackofen gefunden, der nahe bei der Schule lag. Die alte Frau hatte sich da insoweit häuslich eingerichtet, als sie sich darin einen Schlafraum zurecht gemacht hatte, dessen Boden reichlich mit Stroh bedeckt war. Zum Zudecken dienten ihr allerlei Uniformstücke von gefallenen oder verwundeten deutschen und französischen Soldaten. Da ihre Kleidung sehr notdürftig und verschlissen war, zog sie je nach Belieben einen preußischen oder rotepoulettierten Franzosenrock an. Das arme, hagere Geschöpf mit dem spitzen eingefallenen Gesicht huschte wie ein Gespenst in den Trümmern herum, hielt sich aber immer gut mit der jeweiligen Kompagnie, welche hier auf Wache war. Trotzdem wir selbst wenig hatten und bei uns meistens Schmalhans Küchenmeister war, litt das „Mütterchen von St. Remy“ keine Not.

Wenn ein Kampf begann, kroch sie in ihren Backofen, zog die

eiserne Tür zu und war so kugelsicher untergebracht. War's vorüber, so kroch sie wieder heraus und sah dann viel Blut und Jammer. Freund und Feind hat ihr nichts getan, warum auch, zum Spionieren war sie gewiß nicht zu gebrauchen. Das Mütterchen blieb im Dorf. Man wollte sie zurück an eine sichere Stelle bringen, sie wehrte ab, sie blieb.

So ist das Mütterchen denn geblieben, bis der große Tag der Kapitulation kam. Gerade zwischen Ladonchamps und St. Remy war auf unserer Seite die Übergabe. Als der letzte Franzose hinaus und Metz für uns offen war, war auch das Mütterchen von St. Remy verschwunden, man hat's in St. Remy nicht mehr gesehen.

Man forschte nach, alles vergeblich, sie war fort und blieb fort. Sie mochte wohl die Schmach ihrer Landsleute, die Kapitulation nicht mit ansehen wollen oder können.

Hauptmann v. Thaysen, welcher nach der Erkrankung unseres alten Majors v. Wülknitz das Füsilierbataillon übernahm, hat ein schönes Gedicht auf die alte so plötzlich spurlos verschwundene Frau gemacht. Die Überschrift lautete: „Das Mütterchen von St. Remy". Leider ist mir dieses Gedicht abhanden gekommen, sonst würde ich es hier wiedergeben.

An den folgenden Tagen löste eine Kompagnie unseres Füsilierbataillons die zweite, welche so harte Verluste durch die französischen Granaten erlitten hatte, ab, doch blieb man jetzt aus den Gebäuden und nahm gedecktere Stellungen in Gräben usw. ein. Die 9. Kompagnie lag zur Unterstützung bereit auf dem Kirchhof von Maizières, welcher weit südlich des Ortes nahe unserer Repli- oder Pikettstellung lag. Die Kompagnie hatte sich hier häuslich eingerichtet. An den Seiten, nahe der Mauer, welche mit Schießscharten versehen war, wurde gekocht und gespeist. Abends wurde in den Mulden zwischen den Grabhügeln Stroh gelegt, und so schliefen die müden Krieger oberirdisch den kurzen nötigen Schlaf, um wieder gestärkt den Dienst antreten zu können. Unter ihnen ruhten gefallene Kameraden der Division Kummer. Sie schliefen den ewigen Schlaf bis zum großen Appell. Lebende und Tote waren sich hier so nahe.

Am 13. Oktober wurde mit den Franzosen ein kurzer Waffenstillstand vereinbart, um die seit dem 7. Oktober dort zwischen den beiderseitigen Doppelposten noch liegenden französischen Gefallenen zu bestatten. Es waren 30 Leichen, welche eine ganze Woche dort lagen und wegen

des gegenseitigen Schüssewechselns nicht beerdigt werden konnten. So kamen auch diese armen Opfer endlich zur Ruhe.

Wenn unser Regiment, oder Teile desselben, nicht auf Vorposten war, so lag es teils im Barackenlager bei Amelange, in Amelange selbst und in dem Dorfe Maizières. — Das verpestete, oder doch verseuchte Biwakslager bei Marange hatten wir geräumt. — Hier war's besser, wenigstens lag man jetzt unter Dach, wenn auch zu großen Massen zusammen. Da ging man in der freien Zeit von Amelange nach Maizières und umgekehrt. Bei guter Witterung promenierte man auch durch den Park des Schlosses Brieux, wo General v. Kummer lag. Da bewegte man sich mal kurze Zeit auf breiten wohlgepflegten Kieswegen, anstatt in der lehmigen Pappe, in welcher einem die Stiefel stecken blieben. Die Wege zwischen den Lägern, deren ja mehrere waren, waren so in Grund und Boden ausgefahren und aufgeweicht, daß schweres Fuhrwerk oft bis an die Achse einsank.

Wir Füsiliere lagen meistens in Maizières, und hier entwickelte sich ein reges Leben. Manche Einwohner, besonders Wirte, waren im Dorfe geblieben, und diese machten recht gute Geschäfte. Hier war ein munteres Kriegsleben hinter der Front. So wie der Soldat aus Kampf und Not, wo ihn jeden Augenblick das tödliche Blei treffen kann, heraus ist, lebt er wieder froh auf. Er will das Leben genießen und macht sich um das, was kommt, keine Sorgen. Die Drangsale der vergangenen Tage sind schnell vergessen, und wer nicht mehr da ist, na, der braucht nicht mehr mitzumachen. Heute rot, morgen tot.

Mein Bataillons-Revierkranken-Lazarett war aufgehoben und ich wieder in der Kompagnie. Die Kranken und Schwachen hatte man nach Deutschland zurückgeschickt, weil hier doch keine mehr unterzubringen waren. Unter diesen war auch der jüngere, erst 17jährige Bruder eines Einjährigen aus Oldenburg, welcher aus edler Begeisterung als Kriegsfreiwilliger eingetreten war. „Siehste", sagte sein älterer Bruder, „ich hab's dir ja gleich gesagt, es wäre besser, wenn du bei der Mutter bliebst. Nun mach nur, daß du hinkommst, hier gehst du doch drauf." Wir mußten lachen. Aber er hatte recht. Selbst solche, die wie Eisen und Stahl waren, wurden mürbe.

Ich war froh, daß ich wieder in Reih und Glied war, denn dies fortwährende Zusammensein mit Typhus- und Ruhrkranken hatte auch mir schon geschadet, es zeigte sich Neigung zur Dysenterie, wenn auch nur gering.

Nun trat zu all dem Ungemach noch ein neues Übel auf. Die Feder sträubt sich zwar, es hinzuschreiben, aber verschweigen wäre mehr wie Unrecht. Ich möchte nicht nach Schema F nach einer gewissen Schablone berichten. Entweder alles erzählen, oder nichts. Wir sollten unser Übel auch eher nicht los werden, als bis im Jahre 1871 in den Monaten Januar—Februar der Waffenstillstand kam.

Das Ungeziefer, dessen Namen man sich scheut auszusprechen, „Läuse“ — Pediculi restimenti — stellten sich bei uns ein.

Bis dahin hatte es gut gegangen, aber nun waren sie auf einmal da. Es war für uns, die wir alle an Reinlichkeit gewöhnt waren, ein unbeschreibliches, ekelerregendes Gefühl. Von dem Augenblick aber, wie wir das Barackenlager bei Amelange bezogen hatten, waren sie in Mengen vorhanden. Hier hatten die ostpreußischen Landwehrleute gelegen, von diesen stammten sie her. Die Baracken waren von diesen im unsauberen Zustande zurückgelassen worden.

Zuerst schämte man sich, es den anderen Kameraden mitzuteilen, und diesen ging es ebenso. Wer merkte, daß er bevölkert war, ging seitab ins Gebüsch, entledigte sich seiner Unterkleider und warf diese weg, in der Hoffnung, dadurch die Tiere los zu werden. So machten es alle, und bald war das Gehölz besät mit Unterkleidern und Hemden. Aber, o weh, es half nichts. Nun bekannte einer dem andern, daß auch er von dem Übel befallen sei. Alle Versuche, sich davon zu befreien, mißlangen, und so mußten wir uns in das Unvermeidliche fügen. Allerdings wurden tagtäglich erneute vergebliche Versuche gemacht, die Biester los zu werden.

Der einzige Trost war der, daß die Offiziere sie auch hatten. Es war für Offiziere wie Mannschaften eine wahrhaft lausige Zeit. Ich weiß noch, von welchem Entsetzen ich erfaßt wurde, als ich die ersten dieser Bienchen an mir entdeckte. Es lief mir kalt über den ganzen Körper und ein unbeschreiblich miserabeles Gefühl überkam mich. Schon um dieser Misere willen sehnten wir alle das Ende des Krieges herbei. Wie ich diese unangenehme Sache nach Hause berichtete, hat mein armes Mütterlein bitterlich geweint. Die meisten der ekelhaften Tiere hatte der junge Avantageur H. Der arme Kerl wußte sich fast nicht mehr zu helfen.

Nun hatten wir bei unserm Regiment einen Markentender, welcher von Oldenburg mit ausgerückt war. Der Mann wußte auch aus dieser sonst so unangenehmen Sache Nutzen zu ziehen. Er hatte bemerkt,

daß fast sämtliche weggeworfenen Unterzeuge noch neu waren. Denn diese waren uns entweder von Eltern und Geschwistern, oder als Liebesgaben von Behörden oder Vereinen erst in den letzten acht oder vierzehn Tagen zugegangen. Da nun die Zahl dieser weggeworfenen Kleidungsstücke groß war, so berechnete er, daß, wenn er diese sammle und mit heim nähme, damit wohl ein Geschäft zu machen sei. Den Gedanken führte er auch sofort aus. Nachdem er alles zusammengesucht hatte, schnürte oder packte er, Jacken, Hosen, Hemden usw. zu festen Ballen zusammen und verlud sie auf seinen Wagen, um das bedeutende Quantum mit heim nach Oldenburg zu nehmen, oder per Bahn dorthin zu senden. Ob mit oder ohne Insektenpulver oder sonstige Mittel, kann ich nicht sagen.

Dieser Marketender war überhaupt ein gerissener Kunde. Er hat es verstanden, während der Belagerung von Metz soviel zu verdienen, daß er nach der Kapitulation als wohlhabender Mann heimziehen konnte. Er genoß natürlich militärischen Schutz, und unter diesem machte er auch seine Einkäufe, d. h. er kaufte Sachen, welche er sich von daheim nicht nachsenden lassen konnte oder hier billiger bezog, wie Lothringer Landwein, Kognak und dergl. Wenn er nun mit seinem Geschirr hinaus fuhr bis in die Vorpostenstellungen, natürlich nicht bis zu den Feldwachen, weil da die Chassepotkugeln pfiffen, wohl aber bis zu den Replis, also bis in den Bereich der französischen Festungsgeschütze, so ließ er sich alles knollig bezahlen. Nicht mit 100 oder 200 Prozent war er zufrieden, sondern bis zu 500 Prozent schlug er drauf. Manche haben an seinem Wagen für einen Taler verzehrt, ohne satt geworden zu sein. Für eine Schnitte Brot mit einer dünnen Scheibe Speck und ein Gläschen Rotwein bezahlte man 15 Groschen, also einen halben Taler. Denselben Wein konnten wir einige Kilometer rückwärts das ganze Liter zu 3 Groschen haben. Allerdings wurden allmählich die Klagen darüber so laut, daß er sich nicht mehr wohl fühlte. Jedoch hatte er das Geld im Sack. Auch im Lager machte er gute Geschäfte, da allerdings zu anderen Preisen, immerhin noch so teuer, daß er seinen Rebbes dabei machte. Der beste Beweis, daß der Mann über große Summen verfügte, war der: wenn die Feldwebel des Regiments von den Zahlmeistern große Scheine erhalten hatten, so konnte der Marketender immer wechseln. Man bedenke, der gemeine Soldat bekam pro Tag 6 Groschen, also alle zehn Tage 2 Taler. Den größten Teil davon und auch unser Geld aus der Heimat bekam er; besonders auch, weil Brot so rar

war und er diesen Mangel durch Einkäufe in weit abgelegenen Orten zu decken suchte.

Am Schlusse der Belagerung hatte er sich wohl gedacht, daß bei dem unsicheren Weitermarsch, wenn er stattfände, nichts zu reißen sei, denn er übergab Wagen und Pferd seinem überaus treuen Knecht und zog mit gefülltem Geldbeutel heim. Sein Knecht, der nun das Geschäft fortsetzte, hat nichts verdient. Dem armen Schlucker haben wir in dem Winterfeldzug oft unter die Arme greifen und für ihn sorgen müssen. Der Mann ist ärmer heimgekommen, wie er beim Ausmarsch aus Oldenburg war.

Mit Beginn der zweiten Hälfte des Monats Oktober fing es an ruhiger zu werden. Die Franzosen hatten von ihren hochliegenden Forts aus jedenfalls bemerkt, daß wir allerlei Schanzarbeiten gemacht und Batterien angelegt hatten, und wohl eingesehen, daß ein Durchbruch nun zu den Unmöglichkeiten gehörte. Dann waren ihnen auch die Mißerfolge der übrigen Teile der Kaiserlichen Armee bekannt geworden. Denn obgleich sie eingeschlossen waren, kamen ihnen dennoch allerlei Nachrichten zu. Selbstredend sorgte man unserseits auch dafür, daß sie von dem Stande der Dinge außerhalb Metz Nachricht erhielten, zumal diese meist so waren, daß sie nur entmutigend auf die Belagerten einwirken konnten.

Das Elend bei ihnen wurde von Tag zu Tag größer. Besonders merkten wir es, wenn wir auf Vorposten waren. Sie kamen hervor, winkten mit Tüchern, um ihre friedliche Absicht kund zu tun. Dann liefen sie in den Zwischenraum, wo sich sonst kein Mensch sehen ließ, weil er jeden Augenblick gewärtig sein mußte, niedergeschossen zu werden. Aus Menschlichkeit und Mitgefühl ließ man sie ab und zu Kartoffeln ausmachen. Allerdings sollten wir dieses nicht dulden, weil sie durch Hunger zur Übergabe gezwungen werden sollten. Aber mein Gott, wer kann es mitansehen, wenn Menschen, um einige Kartoffeln zu erhaschen, das Leben aufs Spiel setzen. Wir sagten uns, es sind Soldaten wie wir, sie sind eingezogen wie wir und müssen ihre Schuldigkeit tun, und nun darben und leiden sie mehr noch wie wir. Ja, wenn diejenigen gekommen wären, welche starrsinnig und unnützerweise mit der Übergabe zögerten. Aber die kamen nicht, litten auch nicht wie diese armen Teufel. Jedoch als immer mehr und mehr Franzosen herauskamen, sogar ganze Haufen sich als Gefangene meldeten, da kam der Befehl, die Leute durch Schreckschüsse zu ängstigen und die Überläufer gewaltsam zurückzudrängen. Sollte aber auch dies nicht fruchten, so solle hin und wieder einer nieder=

geschossen werden, doch nur dann, wenn's anders gar nicht ginge. Ab und zu wurde mal einer gefangen genommen, um durch diesen Nachricht zu erhalten, wie's im feindlichen Lager aussah.

In der letzten Zeit wurde auch bei uns wieder fleißig exerziert. Erstens geschah es aus Gesundheitsrücksichten, um die Glieder zu bewegen, und zu verhüten, daß Gicht und Rheumatismus um sich greife; dann natürlich auch, um das Exerzieren und dessen Regeln nicht zu verlernen und um in der Bildung von Formationen in Kompagnie und Bataillon kundig zu bleiben. Es ist ja eine bekannte Sache, wenn der Soldat nicht kommandiert wird, tut er nichts, aber auch gar nichts.

Das 2. Bataillon unseres Regiments, welches eine Zeitlang zur Belagerung von Thionville abkommandiert war, stand seit kurzem wieder mit vor Metz. Unser Regiment war nun wieder zusammen.

Die ganzen Umstände um Metz, besonders auf unserer, der eigentlich gefährdetsten Seite — weil nur nach hierhin ein Durchbruch Zweck hatte —, gestalteten sich immer günstiger. Wir hatten eigentlich von den Franzosen in Metz nicht mehr viel zu befürchten. Wären die Seuchen nicht so heftig aufgetreten und hätte es sich ermöglichen lassen, gleich in den ersten Wochen für trockene Unterkunft und gutes Brot Sorge zu tragen, so wären wohl tausende Kameraden dem Leben und dem Dienst erhalten geblieben. Wenn wir mal Brot bekamen, so war es entweder zu frisch, nicht ordentlich gar oder verdorben und verursachte Kollern im Magen und sonstige Beschwerden. Mit dem Vieh war's nicht besser. Ganze Herden standen auf den Feldern hinter oder bei unseren Lagern. Sie warteten nur darauf getötet und verscharrt zu werden, weil alle Klauen- und andere Seuchen hatten. Die Erbswurst war so scharf durch Salz oder was es sonst war, daß man sie nur deshalb noch nahm, weil man doch etwas Warmes, Gekochtes in den Leib bekommen wollte. Wie gesagt, Erbswurst allein bekam nicht gut, wenigstens nicht allen. Allerdings reichlich mit Kartoffeln oder Brot zusammen gekocht, ging's besser. Später, als Hammelfleisch kam, konnte man sich bessere gesundere Mahlzeiten machen. Nun aber half es nicht viel mehr, denn es war, als ob alles rund um Metz verseucht gewesen wäre, und darum sehnten wir uns nach dem Ende der Belagerung. Nur fort von hier, das war unser einziger Wunsch. Wenn man bedenkt, daß wir bei unserm Regiment 30 Prozent Kranke hatten, so begreift man diesen Wunsch wohl.

Das Wetter wurde, je länger sich die Belagerung hinzog, je schlechter. Gerade der Schlußakt der großen Metzer Kriegstragödie spielte sich bei

denkbar schlechtestem Wetter ab. Was hier von Freund und Feind nicht zugrunde ging, holte sich vielfach den Keim zu schleichenden Krankheiten und frühem Tode.

Eines Nachts in der letzten Oktoberhälfte hatten wir ein schweres Unwetter, einen Orkan mit Regen, wodurch große Verwüstungen und Überschwemmungen entstanden. Die vor den Hütten zusammengesetzten Gewehre, auf deren Bajonette die Helme gesetzt waren, wurden vom Sturm umgeworfen und die Helme fortgetrieben, so daß es Kompagnien gab, denen mehr denn ein Dutzend Helme fehlten, obgleich alles aufgeboten wurde, diese wieder zu erlangen. Die langen Bretterbuden wurden so zerstört, daß einzelne Bretter durch die Luft flogen, ganze Seitenteile einstürzten und die Bedachung zusammenbrach, wobei mehrere Leute verletzt wurden. In den Lagergassen konnte man sich auch nicht aufhalten wegen der herumwirbelnden Brettstücke und dergleichen. Das war eine böse Nacht, aber sie ging vorüber.

Am 24. Oktober kam Befehl vom Prinzen Friedrich Karl, daß die Batterien Aufstellung nehmen und die Infantrie in ihre Positionen einrücken solle, weil man bestimmt auf einen letzten Verzweiflungsversuch der Franzosen rechnete. Es blieb aber alles ruhig. Es gingen Gerüchte um von Kapitulation, zu harten Bedingungen usw. Endlich, am 27. abends, hieß es ganz bestimmt, Bazaine wolle kapitulieren. Wir konnten es noch nicht recht glauben, es war in der letzten Zeit so oft gesagt worden. Da, am anderen Tage, wurde offiziell bekannt gemacht, Metz habe kapituliert. Es überkam uns ein wahrer Freudentaumel. Einer erfaßte den andern und tanzte mit ihm herum. Nun waren ja alle Leiden aus. Denn wir sagten uns, Straßburg, Toul und viele andere Festungen sind gefallen, nun kommt das Hauptbollwerk, mit dem Kern der kaiserlichen Armee dazu und gut nochmal soviel Besatzung wie in Sedan. Was könnte die Franzosen nun noch veranlassen, den Krieg fortzusetzen? Paris würde nun jeden Widerstand aufgeben und die Tore öffnen. Dann war Friede. —

So dachten wir, so rechneten, politisierten wir mit unserm schwachen Untertanenverstand. Wir jubelten, wir tanzten und der Marketender machte gute Geschäfte. Es regnete förmlich Feldpostkarten in den Briefkasten resp. Beutel der Feldpost, jeder wollte der erste sein, der diese frohe Nachricht nach Hause berichtete. Daheim wußten sie's eher wie wir, denn als wir am 29. die Elberfelder Zeitung bekamen, stand's schon darin. — Freude an allen Ecken, obgleich man im Morast watete

und wir alle mehr Tiefbauarbeitern glichen, welche bei Regenwetter im lehmigen Boden arbeiteten. Einerlei, „Metz hatte kapituliert".

Die Regimentsmusik kam ins Lager und spielte den Choral „Nun danket alle Gott". Wir sangen mit. Wir waren in einer Stimmung, in welcher man weinen und lachen zugleich kann. Beim Singen des Chorals hätte man ab und zu mal gerne einen Freudensprung gemacht, dies ging aber doch nicht an. Es war eben nun unumstößliche Tatsache: „Metz hatte kapituliert". Eine Katastrophe von welthistorischer Bedeutung.

Die Kapitulation von Metz.

Der Armeebefehl Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Karl, datiert vom 27. Oktober, gab uns erst Aufklärung über die Größe des Ereignisses. Er lautete wie folgt:

Soldaten der I. und II. Armee!

Ihr habt Schlachten geschlagen und den von Euch besiegten Feind in Metz 70 Tage umschlossen: 70 lange Tage, von denen aber die meisten Eure Regimenter an Ruhm und Ehre reicher, keiner sie daran ärmer machte! Keinen Ausweg ließet Ihr dem tapferen Feind, bis er die Waffen strecken würde.

Heute endlich hat diese Armee von noch voll 173000 Mann, die beste Frankreichs, über fünf ganze Armeekorps, darunter die Kaiser-Garde, mit drei Marschällen von Frankreich, mit über 50 Generalen und über 6000 Offizieren kapituliert, und mit ihr Metz, das niemals zuvor genommen.

Mit diesem Bollwerk, das wir Deutschland zurückgeben, sind unermeßliche Vorräte an Kanonen, Waffen und Kriegsgerät dem Sieger zugefallen.

Diesen blutigen Lorbeer, Ihr habt ihn gebrochen in der zweitägigen Schlacht bei Noisseville und in den Gefechten um Metz, die zahlreicher sind als die es rings umgebenden Örtlichkeiten, nach denen Ihr diese Kämpfe benennt.

Ich erkenne gerne und dankbar Eure Tapferkeit an, aber sie nicht allein. Beinahe höher stelle ich Euren Gehorsam und den Gleichmut, die Freudigkeit, die Hingebung im Ertragen von Beschwerden allerlei Art; das kennzeichnet die guten Soldaten.

Vorbereitet wurde der heutige große und denkwürdige Erfolg durch die Schlachten, die wir schlugen, ehe wir Metz einschlossen,

und erinnern wir uns dessen in Dankbarkeit — durch den König selbst, durch die mit ihm abmarschierenden Korps und durch alle diejenigen Kameraden, die den Tod auf dem Schlachtfelde fanden oder ihn sich durch hier geholte Leiden zuzogen. Dies ermöglichte erst das große Werk, das Ihr heute mit Gottes Hilfe vollendet seht, nämlich, daß Frankreichs Macht gebrochen ist. Die Tragweite des heutigen Ereignisses ist unberechenbar.

Ihr aber, Soldaten, die zu diesem Ende unter meinem Befehle vor Metz vereinigt, Ihr geht nächstens verschiedenen Bestimmungen entgegen.

Mein Lebewohl also den Generalen, Offizieren und Soldaten der I. Armee und der Division Kummer und ein Glückauf zu ferneren Erfolgen.

gez. Friedrich Karl.

Das in Metz erbeutete Kriegsmaterial belief sich auf 57 Adler, 622 Feldgeschütze, 876 Festungsgeschütze, 72 Mitrailleusen, 137 420 Chassepotgewehre, 123 326 andere Gewehre, sowie reiches Kriegsmaterial aller Art.

Dies war die Einleitung zu dem Metzer Schlußakt. Nun folgte der Ausmarsch der besiegten Armee, welche die Beweise geliefert hatte, daß sie uns ebenbürtig war. Nur unserer besseren Führung hatten wir's zu verdanken, sowie dem besseren Ineinandergreifen und Unterstützen der einzelnen Teile. Alles an dem einen Gedanken festhaltend, Erfolg des Ganzen.

Der nächste Tag, 29. Oktober, war bestimmt zur Übergabe der Kriegsgefangenen. Diese mußten vorher die Waffen ablegen. Die französischen Offiziere behielten ihre Degen, und es war ihnen freigestellt, mit in die Gefangenschaft zu gehen oder durch schriftliche Abgabe ihres Ehrenwortes, sich nicht mehr am Kriege zu beteiligen, entlassen zu werden.

Die Nacht ging hin, der Tag kam, an welchem wir Zeuge eines Verhängnisses sein sollten, welches über eine berühmte sieggewohnte Armee hereingebrochen war. Wir fühlten mit, wie überaus schmerzlich, wie erniedrigend, ja wie qualvoll es für die braven französischen Offiziere und Soldaten sein mußte, nun als Gefangene an uns vorbeimarschieren zu müssen, die wir regimenterweise in langen Linien, Gewehr bei Fuß, Aufstellung genommen hatten. Man hatte Rücksicht gebraucht gegen die Besiegten. Die Infanterielinien standen von der Straße weit zurück. Hätte man unsere Truppen gleich neben der Landstraße aufgestellt, so

wäre es für die armen Kerle ja ein moralisches Spießrutenlaufen gewesen, so aber war's erträglicher.

Um 10 Uhr früh waren wir angetreten, um die nötigen Aufstellungen zu nehmen. Ich bekam einen Auftrag und stand somit nicht im Gliede. Ich beeilte mich, nach Ladonchamps zu kommen, denn hier, auf dem Felde zwischen Ladonchamps und St. Remy, also dem Terrain, wo sich die Vorposten gegenseitig beschossen hatten, hielt der kommandierende General unseres X. Korps, General v. Voigts-Rhetz, mit seinem Generalstabe. Gegen Mittag kam ein alter französischer General, begleitet von einem Adjutanten, heran. Ob es der General Canrobert, dessen Korps hier an dieser Stelle herauskommen sollte, selbst war, weiß ich nicht. Er war eine echt militärische Erscheinung. Graues, fast weißes Haar und dito Knebelbart. Der alte General ritt auf unsern Korpskommandeur zu, nahm sein Käppi ab, grüßte in höflicher feiner Art und überreichte dem General v. Voigts-Rhetz einen beschriebenen Bogen, wahrscheinlich den militärischen Rapport. Unser General sowie die Stabsoffiziere salutierten ebenfalls. Nach Abgabe des Papiers empfahl sich der alte Herr, grüßte vornehm und ritt mit seinem Adjutanten wieder nach Metz zurück.

Es tat mir in der Seele weh, wie ich den tieftraurigen Gesichtsausdruck des Mannes, dieser ritterlichen Erscheinung, sah. Der kurze Ritt zu unserm General war ihm gewiß schwer, unsäglich schwer geworden. Da ich ganz nahe stand, dicht an einen Chausseebaum gedrückt, konnte ich diesen historischen Moment so recht aus nächster Nähe beobachten. In dem Augenblick, als der alte Herr etwas in sich zusammen gesunken zurückritt, fluteten die ersten Kolonnen französischer Infanterie hervor. Beim Anblick ihres Generals hörte man laute leidenschaftliche, wehmütig klingende Ausrufe. Eine harte, schwere Trennung!

In guter Ordnung rückten die Truppen heran. Sie hielten sich so stramm wie möglich. Wie sie unsere aufmarschierten Linien sahen, reckten sie sich heraus, sie wollten sich nicht lasch und hinfällig zeigen. Sie riefen sich einander aufmunternde Worte zu. Auch mochte ihnen der Aufmarsch resp. die Aufstellung unserer Regimenter wohl imponieren. Die Hauptleute und Leutnants, auch ab und zu höhere Offiziere, begleiteten ihre Bataillone und Kompagnien. Diejenigen, welche kein Ehrenwort gegeben hatten, gingen mit ihren Leuten, die anderen kehrten vor der Stellung unseres Generals um. Da gab es oft ergreifende Szenen, wenn die umkehrenden Offiziere ihren weitermarschierenden

Soldaten ein Lebewohl nachriefen. Einige Leute sprangen aus den Gliedern, umarmten ihre Offiziere und weinten wie die Kinder. Der Franzose ist eben Gefühlsmensch. Besonders hart schien es die altgedienten Leute zu treffen. Ich sah Sergeanten, welche die Ehrenzeichen des Krimfeldzuges von 1854 sowie die Medaillen der Schlachten von Magenta und Solferino aus dem italienischen Feldzuge von 1859 trugen. Viele dieser alten kaiserlichen Kerntruppen weinten still vor sich hin. Hier konnte man sehen und mitfühlen, was es heißt, einer Armee anzugehören, welche bis dahin, seit 1815, nur Ruhm und Sieg gekannt hat, und nun schmachvoll in Gefangenschaft abgeführt wird.

Das Wetter paßte zu diesem traurigen Schlußakte. Es regnete fast unaufhörlich. Wenn eine Pause eintrat, blieb der Himmel doch trübe. Die düsteren Ruinen der zerschossenen und abgebrannten Ortschaften und Gehöfe, welche wie ausgestorben dalagen, die kahle Herbstlandschaft, und dies alles überspannt von einem grauen Regenhimmel. Es gehörte schon eine rohe gefühllose Natur dazu, ohne tieferes Mitgefühl, diesem großen Ereignisse beizuwohnen.

Da kamen auch uniformierte Marketenderinnen, sehr kleidsam, das Cognakfäßchen an einem Riemen umgehängt. Auf einem Wagen thronte eine solche, welche schon im Matronenalter war. Eine korpulente Person. Sie trug ebenfalls die Feldzeichen der früheren französischen Feldzüge. Stolz blickte sie um sich, als wäre sie sich ihrer Würde bewußt. Dieses war wenigstens mal eine erheiternde Stelle in dem großen Trauergemälde.

Es dauerte mir zu lange, das Ende des Canrobertschen Korps abzuwarten. Ich ging deshalb eine Strecke weit mit einer Gruppe, indem ich mich mit einem Elsässer unterhielt; da mir aber ein seitwärts der Straße stehender Offizier warnend drohte, bog ich seitab und ging auf Maizieres zu. Der Ausmarsch des Korps nahm fast vier Stunden in Anspruch, denn erst um 4 Uhr nachmittags langte der Schluß auf dem Lagerfelde an. Man sieht hieraus, wieviel Zeit ein Armee-Korps bedarf, um nach einer Seite hin aufzumarschieren. Nun waren diese Truppen ohne Pferde, Kanonen und Kriegsmaterial. Dieses hätte also die Zeit noch verlängert. Es wurde damals ausgerechnet, wenn Bazeine nach der nördlichen Seite, der einzigen, wo es Zweck hatte, einen Durchbruch mit seiner ganzen Armee durchsetzen zu wollen, zu dem Aufmarsch allein, bei allen Hilfsmitteln und Benutzen der dortigen Straßen und Brücken, mindestens zwei Tage nötig gewesen wären.

Also eine Zeit, in welcher wir alle Truppen nach dieser Stelle hin-dirigieren und die Artillerie so aufstellen konnten, daß sie Verderben bringend ihre Geschosse in die großen Massen des vordringenden Feindes hineinschleudern konnten. Demnach war es überhaupt keine Möglichkeit, daß die Franzosen aus Metz heraus konnten.

Die Stärke des nach unserer Seite herausmarschierten Korps Canroberts betrug 28 000 Mann zu fünf Divisionen. Zwei wurden von den 16er und 57er direkt auf das rechte Moselufer geleitet, während drei zu uns aufs linke Ufer kamen und je auf einen Lagerplatz bei les grandes Tapes, Maizieres und Semécourt zu liegen kamen. Die armen Kerle! Durch den anhaltenden Regen waren die Lagerplätze schon mehr Sümpfe. Die Gefangenen mußten Gräben ziehen, um sich so wenigstens wasserfreie Lagerplätze oder -Stellen zu verschaffen. Es war ein Elend, ein unbeschreibliches Elend. Totkranke Menschen hatten sich, mit Aufbietung aller Kraft, bis hierhin geschleppt, um hier zu sterben. Da lagen sie ohne Stroh im Schlamm. Wer konnte den Kranken und Sterbenden helfen? Unsere Ärzte waren unermüdlich tätig, doch wohin mit den Unglücklichen, da wir mit unseren eigenen Kranken nicht mehr zu bleiben wußten? Ein Teil der Gefangenen hatte Zelte mitgebracht, diese schützten wenigstens gegen die Näſſe von Oben. Es gab aber eine große Zahl Franzosen, die Zelt und Mäntel zurück gelassen hatten, wahrscheinlich in dem Glauben, sie würden sofort unter-gebracht oder mit der Bahn weiter befördert. Gewiß, dieses sollte auch geschehen, ließ sich aber nicht machen. Wenn man bedenkt, daß unser Armee-Korps schon am 2. November den Weitermarsch in südlicher Richtung antrat und bis dahin die Gefangenen schon fast alle nach Deutschland abgerückt waren, so war das eine Riesenleistung. Denn die beiden Armeen, welche den großen eisernen Ring um Metz ge-schlossen hatten, zu unterhalten, war allein schon schwer genug, da mangelte es fortwähreud an allen Ecken. Es war eben ein großer Jammer beiderseits. Hunderttausende durchnäßte, frierende, darbende Menschen, ein großer Teil krank, elend, durchseucht. Beiderseits monate-lang fast nur unter freiem Himmel, bei der denkbar ungünstigsten Witterung. Und nun die letzten Tage, sie machten das Maß der Leiden voll.

Natürlich waren die Gefangenen schlimmer daran wie wir, denn sie hatten mehr gelitten und gehungert, besonders in der letzten Zeit. Wohl hatte sich unsere Intendantur bemüht und für den sicheren Fall

der Festung, wenigstens von dem Augenblicke an, wo die Kapitulation bevorstand, Vorkehrungen getroffen, um den aus der Festung kommenden halbverhungerten Gefangenen etwas bieten zu können. Für die beiden Läger, welche unser Regiment zu bewachen hatte, kam Brot an. Irrtümlicherweise aber war der ganze Vorrat in ein Lager gebracht worden und natürlich hier sofort vergriffen. Dadurch ging das andere Lager leer aus und Ersatz war für den Tag nicht zu schaffen. 5000 Menschen ohne Nahrung. Dazu kam noch, daß die anderen Nahrungsmittel wegen der unglaublich schlechten, ja durch den Regen bodenlosen Wege nicht früh genug herangeschafft werden konnten, und die Verteilung erst am andern Tage stattfand.

Nun kam ein glücklicher Umstand wenigstens denjenigen in etwa zu Hilfe, welche absolut nichts erhalten hatten. Eine große Zahl Händler kam teils mit Pferd und Wagen, teils auch mit Körben und Kiepen, viele von der Luxemburger Seite her. Diese schickten wir in das Lager hinein. Im Nu waren sie ihre Waren los. Allerdings vielfach ohne Bezahlung, denn die armen Teufel, welche kein Geld hatten, wollten doch deshalb nicht verhungern. Damit nun die nachfolgenden Händler nicht erfuhren, wie schlecht ihre Kollegen abgeschnitten hatten, ließen wir die ersteren nicht wieder auf demselben Weg zurück, den sie gekommen waren, sondern schickten sie auf Amelange zu. Wir sagten uns, die Händler haben zum größten Teil während der Belagerung an uns soviel verdient, daß sie mal eine ordentliche Schröpfung vertragen können. Auch gönnten wir besonders den Lothringer Händlern, welche die Notlage ihrer armen Landsleute ausnützen wollten, daß sie ordentlich hereinfielen. Natürlich dirigierten wir die Händler nach verschiedenen Stellen des Lagers, damit möglichst viele Bedürftige davon profitieren konnten.

Es war nun für uns ein Gaudium zu sehen, wie die Franzosen, von Hunger getrieben, über die Vorräte der Händler herfielen. Diese wußten sich nicht zu helfen. Wohl erhielten sie von diesem und jenem Geld. Es kam vor, daß ein Gefangener ein Zehn- oder Zwanzigfrankstück gab. Während nun der Händler herausgeben wollte, griffen die andern schon zu. Dadurch bekam mancher Gefangene sein Geld nicht wieder. Heulend und fluchend kamen oft Händlerinnen und Händler auf uns zu und baten ihnen zu helfen, sie wurden aber abgewiesen und mit dem Bemerken, nur mal ordentlich für ihre halbverhungerten Landsleute zu sorgen, auf den Weg nach Amelange gebracht.

Am andern Morgen, als Lebensmittel ankamen, beteiligten sich auch unsere Offiziere an der Verteilung, und dieses machte auf die Franzosen einen großen Eindruck. Sie staunten darüber, daß die Herren unermüdlich arbeiteten und sorgten, daß alles geregelt zuging. Die Franzosen äußerten darüber laut ihre Verwunderung und lobten diese Aufopferung sehr. Es schien bei ihnen so etwas nicht vorgekommen zu sein, wenigstens drückten sie sich so aus, daß ihre Offiziere sich dazu nie hergegeben hätten. Daß Lebensmittel kamen, war nötig, daß sie unter Aufsicht und festem Mitzugreifen unserer Offiziere verteilt wurden, war noch nötiger. Viele Franzosen gehorchten ihren Vorgesetzten nicht mehr, die Disziplin war hin. Sie betrachteten sich nicht mehr als Soldaten, die gehorchen müssen. Hier hieß es: „Denke an dich", „Not kennt kein Gebot". Die Not, das Elend, die Schmach hatten den Stolz dieser ehemaligen in Gloire schwelgenden Armee gebrochen. Allerdings gab es noch viele Gefangene, welche auch im Unglück und hier unter Hunger, Leiden und Elend ihren militärischen Stolz bewahrten und auch die Disziplin hochhielten. Dieses war hervorragend bemerkbar bei den Chasseurs, der Artillerie und den Geniesoldaten. Bei der Infanterie dagegen waren extreme Elemente. Es kam soweit, daß einige arretiert und sogar mit Erschießen bedroht werden mußten.

Der Weitertransport der Gefangenen erfolgte am 1. November. Unser 2. Bataillon brachte sie in einzelnen Kolonnen fort, jedesmal unter Begleitung einer Kompagnie und eines Zuges Dragoner. Gegen Abend war die Arbeit getan und endlich das Elend hier beendigt. Im Schlamm des verlassenen Lagers lagen hie und da Tote. Ein schauerlich trauriger Anblick. Eine große Anzahl Schwerkranker mußte zurückbleiben und wurde unter ärztlicher Behandlung im Barackenlager zu Amelange untergebracht.

Tags zuvor waren schon große Transporte derjenigen Gefangenen bei uns durchgekommen, welche das 3. Armee-Korps aufgenommen hatte. Wie diese durch Maizières kamen, erfüllten sie die Luft mit ihrem Geschrei nach Brot. Die wenigen Bewohner, meist arme Leute, die nichts zu verlieren hatten und deshalb dort geblieben waren, gaben auch das letzte Stück heraus. Jedoch auch wir deutschen Soldaten haben alles gegeben, was wir hatten. Es war nicht zum Anhören, und darum gab man gern und behalf sich mal ohne Brot. Ja einige französische Infanteristen kamen zu uns hereingesprungen, ergriffen die ekelhaften Reste vom Spülstein und steckten davon dieses und jenes

gierig in den Mund. Draußen beim Marketender habe ich an die armen Kerle meine Barschaft, es waren allerdings nur zwei Taler, verteilt. Ein Chasseur d'Afrique schnitt einen Knopf von seiner Uniform, schrieb seinen Namen in mein Notizbuch und gab mir dieses mit dem Knopf. Er meinte, wir könnten uns im Leben mal wiedersehen, und da sollte der Knopf das Erkennungszeichen sein. Knopf und Buch ging später im Winterfeldzug verloren, und ich habe leider auch den Namen vergessen. Der Mann gefiel mir, er war ein hübscher, kräftiger Reiter, und hat mir zum Abschied und Dank die Hand gedrückt, so fest, wie sie ein Deutscher nicht fester drücken kann.

Ein tragikomischer Fall ereignete sich bei uns noch an diesem Tage. Bei den endlosen Vorbeimärschen wurde man des Sehens müde. Auch das Ohr wurde taub von dem Lärm, so daß man nicht mehr hinsah und hinhörte. Zufällig trat eine Pause ein, und wie ich zur Tür hinaussehe, liegt da, halb vom Straßenkot bedeckt, ein junger französischer Artillerist. Ich dachte, na wieder einer, der tot zusammengebrochen ist. Als ich ihn aber näher ansehe, finde ich, daß er noch lebt. Ich rief einige Kameraden herbei, und wir hoben den fast leblosen Menschen auf und trugen ihn in den Küchenraum des kleinen Häuschens, wo wir uns einquartiert hatten. In Ermangelung von Stühlen, welche fast alle verbrannt waren, setzten wir ihn auf ein Reisigbündel vor den brennenden Kamin. Hier kam der junge Mann allmählich wieder zu sich. Seine hübsche, kräftige Figur, sowie sein intelligentes Gesicht gaben mir Gewißheit, daß er aus besseren Kreisen stammte. So war's auch. Nachdem er sich etwas erholt hatte, sagte er, daß er der Sohn eines Pariser Kaufmanns sei. Nun boten wir ihm einen Feldkesseldeckel voll warmen Kaffee an, er nahm einen Schluck, verzog aber das Gesicht und sagte mit leiser Stimme, indem er den Deckel zurückgab: „il n'a pas du sucre" und schüttelte den Kopf. Ein Oldenburger Bauernsohn sah mich an und fragte: „Wat har he segt? Er möchte keinen Kaffee ohne Zucker. Mot dä auk noch Zucker hebben, man sölt nig seggen". Der Franzose zog seine wohlgefüllte Börse, nahm ein Francstück heraus und gab es dem Oldenburger mit der Bitte, Zucker zu holen. Dieser gutmütige Mensch tat das auch. Wie er nun mit dem Zucker zurückkam, wollte der Franzose ihm den Rest als Belohnung geben. Dieser Oldenburger lehnte aber mit den Worten ab: „Holt man Junge, ik har sülm Geld". Er mußte sich den Menschen aber immer wieder ansehen, der unter solchen Verhältnissen wirklich guten,

heißen Bohnenkaffee ohne Zucker nicht trinken wollte. Ich sagte ihm, daß dieser Mann sicherlich in seinem ganzen Leben noch keinen Schluck Kaffee ohne Zucker getrunken habe. Wir kriegten den verwöhnten Pariser soweit, daß er wieder auf die Beine kam und sich den späteren Kolonnen anschließen konnte. Jetzt ging uns auch ein Seifensieder darüber auf, daß man in dem Eisenbahnzuge bei Saargemünd soviel Zucker fand. Na, so fein waren wir's nicht gewöhnt.

Ade Metz; der Weitermarsch.

Vor dem Ausrücken aus dem Lager wurden alle kranken und nicht kapittelfesten Leute sowie auch einige kranke Offiziere zurückgestellt und nach Oldenburg geschickt. Daß uns durch unsere Heimatsgedanken, Entlassung und Heimkehr ein dicker Strich gemacht worden, und wir nun erst in das eigentliche Frankreich einmarschieren sollten, war uns allen klar. Doch nicht nur wir, sondern auch die Offiziere glaubten, es könne sich höchstens noch um einige Wochen handeln, dann müsse Paris fallen, das Ende des Feldzuges da sein. Also los, hieß es, damit wir zum Schluß kommen.

Wie um diese Zeit die allgemeine Kriegslage war, — daß die junge Republik sich aufraffte, Gambetta alle Anstrengungen machte Paris zu entsetzen, und diese Riesenstadt zähe aushielt —, ist ja allgemein bekannt und brauche ich hier nicht weiter zu erklären. Nur sei erwähnt, daß die II. Armee unter Prinz Friedrich Karl an die Loire sollte, um vor allem den hartbedrängten Bayern bei Orleans zur Hilfe zu kommen. 160000 Mann waren vor Metz frei geworden. Diese standen zur Verfügung. So zirka die Hälfte, genau wohl $^2/_5$ blieben unter dem Prinzen, nämlich das III., IX. und X. Korps. Das I., VII., VIII., und auch das II. Korps sowie die Landwehr erhielten verschiedene andere Bestimmungen. Eine Brigade von unserem X. Korps, die 40., blieb vorläufig zur Besetzung von Metz zurück. So konnte es denn wieder losgehen. Eins machte uns froh, daß wir nicht wieder zur Belagerung einer Festung benutzt wurden, sondern frei losmarschieren konnten. Wir hofften dabei, hin und wieder mal so recht „wie Gott in Frankreich leben zu können". Diesen Wunsch konnte uns keiner verdenken, hatten wir hier vor Metz doch zehn Wochen verlebt, welche in seinem Leben noch einmal durchzumachen gewiß keiner wünschte.

Am 2. November früh gegen 8 Uhr brach unser Füsilierbataillon von Amelange auf, um bei „Maison Rouge" vor Metz mit den anderen beiden Bataillonen des Regiments zusammenzutreffen. Merkwürdig, das Wetter war schön, die Sonne schien sogar und lächelte uns freundlich zu. Quer über den Lagerplatz unserer Gefangenen schritten wir auf St. Remy zu. Gleich vorn auf dem Felde lag noch ein toter Franzose, halb mit Schlamm bedeckt. Auch einer von denen, welche hier den Strapazen erlegen waren. Die Wassergräben waren noch voll Wasser, so daß wir darüber wegspringen mußten. Mein Nebenmann Karl T. sprang zu kurz und saß bis an die Patronentaschen im Wasser. Ich half ihm heraus, und nun quitsch-quatschte er mit Wasser gefüllten Stiefeln neben mir her. Zum Glück waren diese nicht mehr dicht, so daß bei jedem Schritt an den Seiten ein Wasserstrahl herauskam. Interessante, aber auch traurige Bilder sollten wir beim Betreten des früheren feindlichen Terrains erblicken. Zunächst als wir durch das zerschossene Dorf St. Remy kamen, sah alles suchend nach dem Mütterchen von St. Remy, es war nicht zu sehen. Gerne hätten wir die alte Frau nochmal gesehen, welche uns in der schweren Zeit wegen ihrer Ausdauer und mutvollen Beharrlichkeit Bewunderung abgerungen hatte. Das Mütterchen war verschwunden. Dann kam Ladonchamps, auch eine historische Stelle. Hier sahen wir, mit welcher Fixigkeit die Franzosen Schloß und Park in Verteidigungszustand gesetzt hatten. Und nun ihre Schützengräben und runden Erdlöcher, dann die von Schießscharten durchbrochenen Häuser, Mauern usw. Wahrhaftig, man konnte etwas von ihnen lernen. Gerade diese Stellungen ihrer Vorposten mit Gräben und Schanzen waren für uns hoch interessant. Aber nun kamen wir an den verlassenen großen Lägern vorbei. O, o! Hier war wieder eine verseuchte Gegend. Abgesehen von den umherliegenden militärischen Gegenständen aller Art, wie Zelte, Tornister, Käppis, Kleidungsstücke, Kochgeräte usw., lagen hier die Kadaver der eingegangenen Pferde, welche einen schrecklichen Pestgeruch verbreiteten. Überall standen noch kranke Gäule herum, manche sogar noch eingespannt. Mitleidige Hände hatten ihnen Heu vorgeworfen, aber sie fraßen nicht mehr. Nicht nur die Menschen, sondern auch die hilflosen Tiere, welche ganz auf die Menschen angewiesen waren, hatten schwer gelitten. Wir waren froh, als wir diese Stellen hinter uns hatten.

Dann ging's über Festungsgräben, d. h. über deren Fallbrücken und durch dunkle Torwölbungen. Als wir uns der eigentlichen Stadt näherten, hieß es, Prinz Friedrich Karl stände an der Kathedrale und

wolle unsern Vorbeimarsch sehen. Das zündete. Es wurde nach rückwärts weiter gesagt. Vor dem Prinzen hatte alles „Strang", was soviel sagen will, wie „Hochachtungsangst". Unser Regiment war vorn. Also stramm. Im festen Tritt ging's weiter. Hier gezupft am Mantel, da am Brotbeutel, Helm zurechtgerückt. So, nun aufgepaßt. Unser Hauptmann brauchte nur einen Blick über die Kompagnie zu werfen, da wußten wir genug. — Aha, Musik. — Links, links. Jetzt kommt der Moment. Da hinten hält der Prinz, hoch zu Roß. Wir kommen näher. — Das ist kein Prinz Friedrich Karl. Statt des Prinzen hält vor der Kathedrale unser Peter von Oldenburg mit seinem Thronfolger, auch hohe Herren, aber keine Feldherren. Tschink, bumm, zinktatata, mehr hörten wir von der Regimentsmusik nicht, aber es genügte, um im Tritt an seiner Königl. Hoheit und Sohn vorbeizukommen. Als wir eine Strecke weiter waren, rief ein Wuppertaler: „Dat wor jo usse Pitter, un nit dä Prenz!"

Die Hoheiten wollten ihre Soldaten, Lands- und andermanns Kinder noch mal sehen, um dann nach Versailles zu reisen ins große Hauptquartier unseres Heldenkönigs Wilhelm, welcher 1866 als Siebzigjähriger noch bei Königgrätz die große Kavallerieattacke mitmachte.

Viel zu sehen bekam man bei dem schnellen Durchmarschieren durch Metz nicht. Aber es war doch ein erhebendes Gefühl, durch die besiegte Stadt marschieren zu können. Daß die Bürger sich nicht zeigten, sondern trauernd in ihren Häusern saßen, auf Bazaine schimpften und den Marschall de Boef jetzt „la vache" nannten, war uns Wurscht. —

Dann ging's am andern Ende wieder durch dunkle Tore und über Fallbrücken hinaus. Da kamen wir auch an der Stelle vorbei, wo die stolze Kaiser-Garde die Gewehre gestreckt hatte. Tausende zusammengesetzte Gewehre standen hier, die Haubajonette mit samt den gefüllten Patronentaschen hingen daran. Wie schwer mochte es den stolzen Gardisten geworden sein, demütig, ohne Waffen an den Siegern vorbeimarschieren zu müssen! Wahrlich ein hartes Los, denn die französische Kaiser-Garde war Ia. Allerdings ist die Garde bei den Kämpfen um Metz von Bazaine geschont worden, während unsere Garde bei St. Privat heldenhaft kämpfte, sich unvergängliche Lorbeeren erwarb und auch selbstredend Ia. war und ist.

Endlich waren wir im Freien und hatten Metz hinter uns. Das erste, was uns da auffiel und interessierte, war die alte römische Wasserleitung, ein Beweis, daß wir uns hier an einer alten Kulturstätte befanden.

Man hatte uns zu unserm schweren Kriegsgepäck noch zu je zwei Mann eine wollene Decke aufgebürdet, in der guten Absicht, daß wir diese in den Biwaks zum Zudecken benutzen sollten. Die Bürde wurde aber zu schwer und mußte uns später genommen und nachgefahren werden. Wo sie dann geblieben sind, weiß ich nicht.

Der erste Marsch ging bis Coin sur Seille und der nächste brachte uns bis Blénod les Pont a Mousson. Weil das ganze Regiment in diesem Vorort von Pont a Mousson lag, so quartierten wir in großen Massen eng zusammen. Selbstredend beeilte ich mich, die freie Zeit dazu zu benutzen, um so viel wie eben möglich mich umzusehen. Ist doch Pont a Mousson eine althistorische Stadt, welche in früheren Jahrhunderten eine bedeutende Rolle gespielt hat und geschichtlich mit den Geschicken von Metz eng verknüpft ist. Weil ich von Jugend auf für alte Städte, Schlösser und Burgen schwärmte, so hatte ich mir vorgenommen, bei unserm Weitermarsch ins Herz von Frankreich hinein mich gründlich umzusehen, soviel mir dazu Zeit und Gelegenheit blieb.

Sowie es nach unserer Ankunft in Blénod der Dienst erlaubte, ging ich über die Mosel in die Stadt und sah mich, soweit sich deutsche Soldaten bewegten, in derselben mit großem Interesse um. Weiterzugehen, war erstens zu gefährlich, zweitens auch strenge verboten. Eigentlich sollte kein Soldat ohne Erlaubnis die Grenzen des jeweiligen Kompagnie-, Bataillons- oder Regimentsbezirks überschreiten, je nachdem die Einquartierung in größeren oder kleineren Massen stattfand. Da wir nun in unserm Quartier so massig zusammengepfercht waren und mit der Verpflegung nichts los war, kaufte ich mir in der Stadt am Markt bei einem Metzger für einen Frank Wurst. Ob mir nun der französische Metzger absichtlich verdorbene Wurst gegeben hatte, oder ob diese für mich zu fett oder mächtig war, kann ich nicht sagen, nach dem Genuß derselben wurde ich nachts krank; ich mußte mich übergeben und bekam Durchfall. Im elenden Zustande ging's am nächsten Tage weiter. Zum Glück bekam ich in Marbach, in welchem Orte unsere Kompagnie Quartiere bezog, bei einfachen Leuten insoweit ein gutes Quartier, als ich ein Bett erhielt. Eine unbeschreibliche Wonne, denn wie lange hatte ich nicht diese Wohltat genossen. Da der nächste Tag ein Ruhetag war, bekam mir dieses besonders gut. Trotzdem merkte ich, daß innerlich bei mir etwas nicht in Ordnung war.

Am 6. November erreichten wir Toul und kam unser Füsilier-Bataillon hier für diesen Tag zu liegen, während das II. nach Colombey

und das I. auf einige Dörfer in der Nähe einquartierte. Der Marsch war kurz, wie denn überhaupt die ersten Märsche nach der Kapitulation nicht sonderlich anstrengend waren. Man mußte die Knochen der Belagerungsarmee, welche 10 Wochen unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen vor Metz gelegen, erst wieder an Märsche und Anstrengungen gewöhnen.

Die Quartiere in Toul waren meistens wieder sehr gut. Ich lag bei einem Drogisten, wo ich wirklich sehr gut aufgenommen wurde. Die Leute waren froh, daß die Belagerung dieser Festung, welche allerdings nicht lange andauerte und deren Bezwingung erst kurz vorher den Mecklenburgern gelang, nun beendet war. Die Bewohner als echte Franzosen hofften, trotz unserer kolossalen Erfolge, sowie des Vordringens unserer gewaltigen Massen, immer noch mit fester Zuversicht, daß die französische republikanische Armee den Sieg über uns davontragen würde. Man mußte staunen und die Leute bewundern, welche nach all den furchtbaren Niederlagen doch den Mut nicht sinken ließen. Sie seufzten und klagten laut über ihr Unglück. Aber sie glaubten fest und sicher und sprachen es offen aus, die neue republikanische Armee würde alles gut machen, was die kaiserliche verdorben hatte.

Ein Photograph in der Nähe der Kathedrale, bei welchem einige meiner Kameraden in Quartier lagen, hatte eine große Karte von Frankreich aufgespannt. Auf dieser hatte er alle festen und offenen Plätze, welche in den französischen Zeitungen als von uns besetzt angegeben waren, mit schwarz-weißen Fähnchen und die der Franzosen mit blau-weiß-roten besteckt. Wir machten ihn darauf aufmerksam, daß Straßburg und mehrere andere Stellen, wo er noch französische Fähnchen hatte, längst von uns besetzt wären. Dieses ließ der Mann aber nicht gelten, er meinte, wir würden absichtlich getäuscht. Das Gegenteil wollte er absolut nicht glauben. Ein Kamerad schrieb ihm alle Stellungen, welche wir inne hatten, auf und sagte ihm, er möge sich später mal des heutigen Tages erinnern, um seinen Irrtum einzusehen.

Toul bot wieder sehr viel Interessantes und hat auch eine alte gotische Kirche. Der schöne Bau hatte ja auch durch das Bombardement gelitten, glücklicherweise aber nicht viel. Einige Straßen, besonders nach der Angriffsseite hin, hatten starke Beschädigungen. Am meisten wunderten wir uns darüber, daß der ganz nahe der Stadt liegende hohe Berg St. Michèl von den Franzosen nicht befestigt und besetzt gewesen war. Der hohe kahle Hügel beherrschte die Stadt vollständig.

Von hier konnten die Mecklenburger dieselbe total in Asche legen. Zum Glück ist dies nicht geschehen, wohl aber hat die deutsche Artillerie da oben sofort posto gefaßt und losgedonnert und die Franzosen zur Übergabe gezwungen.

Am 7. und 8. November ging's weiter von der Mosel an die Meuse, und für mich war es ein Genuß, durch diese Gegenden zu marschieren. Hart an der Straße lag das uralte Schloß St. Blin, seine grauen Mauern reichten bis dicht an die Landstraße. Drohend sahen die düsteren Wehrtürme und Mauern auf uns herab und ich glaubte, jeden Augenblick hätten geharnischte Ritter dahinter hervorkommen müssen, um uns mit Speer, Schwert und Schild den Weg zu verlegen, unser Vordringen ins Innere Frankreichs zu wehren und Halt zu gebieten. Andere Zeiten, andere Waffen, andere Kriege!

Da unser Füsilier-Bataillon den allerdings unangenehmen Dienst hatte, die große Trainstaffel des X. Korps schützend zu begleiten, so marschierten wir in aufgelöster Form, d. h. je nach Bedürfnis und Anordnung für die einzelnen Staffeln. Da gab es Stockungen und Pausen, doch auch wieder Annehmlichkeiten. Man ließ sich von den Fuhrwerken so halb und halb mitziehen, legte auch mal das Gewehr hintenauf usw. So kamen wir denn auch an Vaucouleurs vorbei durch Domremy.

Dieses Dorf ist bekanntlich der Geburtsort der Jungfrau von Orleans. Es ist, soweit ich gesehen habe, ein unansehnliches Dörfchen. Gleich an der Straße steht ein kleines, altes, damals weiß getünchtes Häuschen, so niedrig gestochen, daß man fast mit der Hand das Dach erfassen kann. Vor dem Hause steht ein altes, kunstloses und vom Zahn der Zeit zernagtes Denkmal. Die Poussèlle, wie sie hier genannt wurde, kniet betend, die Hände bittend hoch erhoben. Sofort lief ich ins Haus, wo weiter nichts zu sehen war, als ein Zimmer mit einigen kleinen Fenstern und die armseligen Möbel der Bewohner. Ob hier sonst noch etwas von historischem Wert war, weiß ich nicht, denn ich konnte mich nur den Bruchteil einer Minute hier aufhalten. Ein alter Mann an der Tür sagte die Worte: „la Maison de la Poussèlle" und zeigte hinein. Nun, ich war doch im Hause, der Geburtsstätte der Jungfrau von Orleans gewesen. In Orleans selbst sollte ich später das große Reiterstandbild der Jungfrau sehen. Wie marschierten noch durch verschiedene Orte, und dann kam unsere Kompagnie nach Midriveaud.

Der ganze Vormarsch richtete sich natürlich nach den Verhältnissen,

wie's vorn bei der Spitze des Armeekorps ging. So ganz freiweg konnten die auch nicht marschieren. Stellenweise waren die Straßen aufgerissen und unpassierbar gemacht. Dann Haut Chaumont, noch von Mobilgarden besetzt, welche bei ihrem Abzuge die große dreifachgewölbte Eisenbahnbrücke sprengen wollten, welches aber durch das mutvolle und energische Eingreifen des Präfekten verhindert wurde. Ferner konnte auch die große Trainkolonne nicht eher folgen, bis vorn alles sicher war. Wir hatten darum am 9. Ruhe und am 10. kam unsere Kompagnie auf zwei Orte, nämlich Chantraines und Septfontaines. Auch der nächste Tag war wieder aus obigen Gründen ein Ruhetag.

An diesem Tage war den Bewohnern dieser Gegend durch den Telegraphen bekannt gegeben, die Bayern hätten bei Orleans eine Niederlage durch die französische Loire-Armee erlitten, dann eiligst Orleans verlassen und seien zum Rückzuge gezwungen worden. Diese Nachricht war ja insoweit richtig, als von der Tann Orleans aufgeben und sich bei Coulmiers vor der erdrückenden Übermacht der Franzosen zurückziehen mußte. Gewiß, dies war ein unbestrittener Sieg der Franzosen. Dieser eine Sieg ließ den gallischen Hahnenkamm wieder gewaltig anschwellen. Die Leute bedauerten uns förmlich. Alle wir jungen Leute würden sämtlich an der Loire unsern Tod finden. Nach diesem Siege waren alle vorherigen Niederlagen vergessen. Es war eigentlich interessant zu beobachten, wie sich bei den Leuten der Mut hob. Der Vorbeimarsch unserer großen Massen der II. Armee schüchterte sie nicht ein. Sie schüttelten die Köpfe über unser tollkühnes Wagen. Bei ihnen stand es fest, alle diese Soldaten, Mann, Pferde und Kanonen marschierten ins Verderben. In wenigen Tagen würde der zweite Vorstoß kommen, wodurch alle noch zwischen Orleans und Paris stehenden deutschen Truppen überrannt würden, und dann war Paris frei und das große „Wehe" kam über die Deutschen. Schade um die vielen jungen Deutschen, welche nun ins Gras beißen mußten. Sie gaben ja zu, daß wir auch ganz tüchtige Soldaten wären, aber ein Franzose leiste doch soviel wie drei Deutsche.

Wer wollte es den Leuten verdenken, daß sie mal froh aufatmeten, und der Sieg bei Coulmiers war wirklich von Bedeutung. In Versailles mochte es sogar hohe und höchste Kriegszuschauer geben, welche sich da nicht mehr wohl fühlten und vielleicht wie damals Kamerad O. beim ersten Laden mit scharfer Munition an eine Tarnkappe dachten, denn es kam an den Prinzen Friedrich Karl von Versailles die Aufforderung,

möglichst in Eilmärschen auf Orleans loszumarschieren. Die Ruhetage sollten gänzlich wegfallen, und indem ein Teil der Armee zur Rücksicherung bestimmt wurde, alles andere schleunigst gegen die Loire vorbringen. Nun ja, die Sache war mit einem Male wieder ernst geworden und die Friedensluftschlösser, welche wir uns bauten, weil wirklich um diese Zeit Friedensverhandlungen schwebten, oder geschwebt hatten, fielen zusammen wie Kartenhäuser.

Die Nacht vom 10. zum 11. November verlief für mich sehr schlecht. Wir lagen in einem Winkel des Hausflurs auf kalten Steinfließen. Die Streu war dünn, so daß man die Kälte der Steine durchfühlte. In meinen Mantel gehüllt, lag ich frierend zwischen den anderen Kameraden. Ich merkte, daß bei mir etwas nicht in Ordnung war. Auf dem Marsche schon hatte ich mehrfach austreten müssen, und nun lag ich innerlich frierend, ohne schlafen zu können. Meine Kameraden meinten, weil morgen Ruhe wäre, solle ich mich revierkrank melden, man würde schon für ein warmes Lager und Decken sorgen, möglich, daß ich dann den folgenden Tag wieder mitkönne. Sonderbar, den ganzen Feldzug 1866, wo ich doch auch 5 Monate im Dienst war und Märsche, Biwaks und Strapazen aller Art gehabt hatte, war ich keine Minute aus dem Gliede gewesen, und nun diese Ruhrbeschwerden. Es mußte doch mit meinem Krankenkommando von Metz zusammenhängen.

Am andern Morgen, o weh! Kaum graute der Tag, da kam der Unteroffizier „du jour" und rief: „Sauder, sogleich Kranke nach Chaumont ins Lazarett bringen." Was war da zu machen? Hätte ich mich nun krank gemeldet, so konnte man es als Drückerei ansehen, und dieses wollte ich doch schon unserm Hauptmann gegenüber vermeiden. Eine solche Meinung sollte dieser von mir nicht bekommen. Ich machte mich marschfertig, schlürfte etwas warmen Kaffee, welchen sich einige Kameraden schon früh zubereitet hatten, und meldete mich beim Feldwebel. Dieser gab mir die nötigen Papiere, und ich ging zu der Stelle, wo schon ein Bauer mit seinem Gefährt hielt, auf welches einige schwer fußkranke und marschunfähige Soldaten hinaufkletterten. Ich legte mein Gepäck auch drauf, hing das Gewehr am Riemen über die Achsel und gab dem pisang einen Wink zum Losfahren.

Das Wetter war schlecht. Der Wind peitschte uns Schnee mit Regen vermischt ins Gesicht, so daß das Pferd immer wieder durch Peitsche und Zurufe angetrieben werden mußte. Ab und zu drehte der Bauer seinen Kopf, über welchen er die warme Zipfelmütze weit herunter-

gezogen hatte, zu mir hin und rief im klagenden Ton: „la guerre nix bon", „oui", dann wieder: une malheur pour vous et pour nous, „oui". Darauf trieb er wieder mit hélas und hádonc sein Pferd an. So wechselte es immer ab. Bald kam er mit dieser oder jener kurzen Frage. Da ich aber in meinem Zustande nicht in der Stimmung war, zu sprechen, resp. mit ihm französisch zu radebrechen, so sagte ich entweder „oui" oder „non", wie's gerade nötig war. So ging es denn in dem langsam ansteigenden Gelände weiter, bis wir nach einigen Stunden in dem ziemlich hoch liegenden Haut Chaumont-sur-Marne ankamen.

Von den anderen Kompagnien unseres Bataillons waren ebenfalls Wagen mit Kranken hierhin unterwegs und trafen in Chaumont zusammen. Nachdem wir unsere Kranken abgeliefert hatten, trafen wir uns laut Absprache in einem Restaurant. Bei einem der Wagen war ein Unteroffizier. Dieser übernahm nun sofort das Kommando. Es war uns nämlich aufgetragen worden, hier bei der Feldpost die Briefsäcke für die Kompagnien in Empfang zu nehmen und abzuliefern. Nun befahl der Unteroffizier, mit den Säcken wieder zurückzufahren. Ich schlug ihm vor, dieses nicht zu tun, sondern hier Quartier zu nehmen und am andern Tage in einem Hause an der Hauptstraße den Anmarsch des Bataillons abzuwarten. Auf diesen höchst vernünftigen Vorschlag ging er nicht ein, sondern bestand darauf, baldmöglichst zurückzufahren, obgleich wir so spät heimkommen mußten, daß an Briefausgeben kein Gedanke mehr war. Da ich sah, daß mit dem Mann durch vernünftige Vorschläge nichts zu machen war, verfiel ich auf eine List. Dem Gefreiten Dorn von der 10. Kompagnie teilte ich meinen Plan mit. „Höre", sagte ich, „wir lassen die Bauern mit ihrer voiture abfahren, dann ist kein Gefährt mehr da und er muß hierbleiben." Dorn war einverstanden. Ich ging hin, gab den Bauern einen Wink und mit „hot hü" zogen diese ab. Nun meldete ich mit dem unschuldigsten Gesicht, die Bauern wären ausgerissen, was von Dorn bestätigt wurde. Der Unteroffizier wurde fuchswild, sah mich sehr mißtrauisch an und sagte: „Ich komme Euch doch noch hinter Eure Schliche und dann melde ich die Sache. Auf alle Fälle bleibt es dabei, wir kehren heute zum Bataillon zurück und wenn Ihr die Säcke auf Eurem Buckel hintragen sollt." Wütend rannte er fort, und richtig, nach kurzer Zeit kam er mit einem kleinen zweispännigen Omnibus heran. Und ich fahre nicht mit, sagte ich zu Dorn. Ich bin ruhrkrank und werde

jetzt ins Lazarett gehen und mir Gegenmittel geben lassen, dann quartiere ich mich bis morgen hier ein und melde mich beim Anmarsch bei unserm Hauptmann. Du kannst wohl dem Unteroffizier dies melden, ich werde, ehe er hereinkommt, verduften. Dieses war nämlich nötig, denn wenn der Mann befahl mitzufahren, so mußte ich's tun, und wenn ich noch so krank war. An einer verborgenen Stelle wartete ich die Abfahrt ab und trollte auf das Lazarett zu, um mir irgendwelche Gegenmittel geben zu lassen.

Im Lazareth.

Ich hatte Glück, denn gerade, als ich ans Portal kam, begegnete mir der Chefarzt, ein Braunschweiger Stabsarzt. Ich trug ihm mein Anliegen vor und fügte hinzu, daß ich vor einigen Stunden hier Kranke abgeliefert hätte. Ich mußte den Mund öffnen und die Zunge zeigen. So wie er hineinsah, sagte er zu einem in der Nähe stehenden Lazarettgehilfen, der Mann muß sofort hinauf zu den Schwerkranken. Da wußte ich, daß ich kranker war, als ich dachte. Es war gerade noch die richtige Zeit gewesen, noch einige Tage so mitgequält, und es hätte mir gegangen wie vielen anderen, und ich wäre phantasierend ins Lazarett gebracht worden. Oder, wie unserm Unteroffizier Kolrenken, welcher so lange mitmarschierte, bis er tot zusammenbrach. Gewiß, dies war heroisch, alle Achtung! Aber es war mir lieber so. Ich kam wieder auf den Gedanken, es sollte so sein. Fügung oder Bestimmung? Mein eigentlich ganz vernünftiger Eigensinn dem Unteroffizier gegenüber hatte mich gerettet.

Man führte mich oben hinauf, wo in einem großen Saal 32 Betten standen und einige noch nicht belegt waren. Da kam ich in ein weißüberzogenes reinliches Bett. Man gab mir einige Tropfen Opium und hieß mich ruhig liegen bleiben. Dieses tat ich schon gern, die Bettwärme und Ruhe tat mir wohl. Zu essen bekam ich den Tag nichts, verlangte auch nicht danach. Erst am nächsten Tage gab's etwas warme Suppe.

Die Woche, welche ich hier in diesem Schulsaal zubrachte, und in der sich meine kräftige Natur unter Bettruhe, wenig Essen und etwas Opium und Chinin vollständig wieder herausarbeitete, ist für mich hochinteressant gewesen.

Solch ein Lazarett hat außer den Ärzten die dazu gehörenden Lazarettunteroffiziere und Gehilfen und einige Krankenschwestern. Diese

letzteren haben nach meinen Beobachtungen und Erfahrungen neben den Ärzten den Hauptwert. Auf unserm Saal waren es zwei Nonnen, welche frühmorgens kamen und spät abends gingen. Bei Nacht sollten die Lazarettgehilfen zur Hand sein, doch war dies eine große Seltenheit, wenn sich von denen mal einer blicken ließ. Man denke, hier lagen Leute, welche phantasierten, aufstanden, hinfielen und sich in ihrem Kot wälzten. Arme Geschöpfe, nicht mehr fähig, sich aufrecht zu halten.

Eine der Nonnen war eine zartrotwangige, mittelgroße Elsässerin, eine anmutige Erscheinung. Sie sprach selbstredend, wie alle Elsässer, deutsch. Die andere, eine dunkeläugige, schwarzhaarige Französin, schien aus dem Süden Frankreichs zu stammen. Ihr Teint war dunkelgelblich. Sie machte mehr einen tiefernsten, religiösen Eindruck. Da sie kein deutsch konnte, beschäftigte sie sich mehr mit den Schwerkranken, welche nicht wußten, wer sie behandelte, denn einige lagen ganz still und bekamen nur kalte Umschläge auf die Stirn. Diese beiden still und mild schaltenden Wesen waren ein Segen für den Krankensaal. Wären sie nicht gewesen, wie hätte es dann mit der Versorgung, Behandlung, Bedienung und Pflege nach Anordnung des Arztes gestanden? Wenn nach unruhiger Nacht, in welcher phantasierende Kranke aufstanden, sich ihre Säbel umschnallten, herum hantierten und dann mit Mühe und Not von den genesenden Kameraden zur Ruhe gebracht wurden, andere vor ihren Betten hinsanken und in ihrem Schmutz liegen blieben, früh morgens die beiden Nonnen im Rahmen der Tür, am Eingange des Saales erschienen, dann war's, als kämen zwei Wesen aus dem bessern Jenseits. Dann huschte über die Gesichter der denkfähigen Kranken ein freudiges Lächeln, denn nun kam Hilfe, wirkliche, tatkräftige Hilfe. Diese beiden zarten, sicherlich den gebildeten Ständen angehörenden Schwestern begannen sofort mit der höchstunangenehmen Reinigung. Vor einzelnen Betten hatten sie wahre Kloaken zu entfernen. So wurde der ganze Saal in kurzer Zeit gereinigt und gelüftet. Welche Dünste sich unter solchen Umständen in dem Raume entwickelt hatten, läßt sich denken, doch schon eine halbe Stunde nach Ankunft dieser beiden Schwestern war alles wie umgewandelt.

Natürlich mußten ihnen dabei die Lazarettgehilfen Handlangerdienste tun, das Schmutzwasser hinuntertragen und frisches heraufholen. Dann ging's an die Reinigung der Kranken. Wo frische Wäsche nötig war, wurde diese besorgt. Wenn dann der Stabsarzt kam — nur diesen habe ich bei uns gesehen — war alles sauber. Der Arzt gab dann den

Schwestern allerlei Anordnungen bezüglich Medizin, Kompressen usw. Bei den Typhuskranken wurden fast nur kalte Umschläge verordnet. Ich hörte, wie der Arzt immer dieselben Worte an die französische Nonne richtete: „Ne que compresses froides, s'il vous plait".

Alle diese Verordnungen wurden pünktlich, mit Schonung und Milde, in der christlich liebenswürdigsten Weise besorgt. Die pflichttreue, aufopfernde Art, in welcher sie auch die ekelhaftesten Arbeiten verrichteten, war bewunderungswürdig. Ich sage dies als Protestant, und halte es für selbstverständlich, daß die evangelischen Schwestern gleiches geleistet haben. Und dennoch war da ein genesender 57er (aus Ronsdorf zu Hause), welcher sich in der abfälligsten und schmutzigsten Weise über diese christlich tätigen Nonnen äußerte, so daß der Feldwebel R. von der 4. Kompagnie desselben Regiments, der auch ruhrkrank hier lag, ihm mal gründlich die Meinung sagte. Besonders spottete der junge Mensch darüber, wenn die Schwestern in der freien Zeit in ihrem „Breviarium" lasen. Es gibt eben Menschen, die das Erhabenste in den Staub ziehen und die menschenfreundlichste Hilfe mit grobem Undank lohnen.

Die Schwestern hörten, merkten und verstanden es nicht, und wenn sie es verstanden hätten, so würden sie dennoch ihre Pflicht unverändert, in gleicher Liebe getan haben. Die christliche Erziehung, Demut und Opferwilligkeit bei diesen Schwestern war groß und über alles Gewöhnliche erhaben.

Am zweiten Tage meines Dortseins, so gegen Abend, brachten zwei Lazarettgehilfen einen schwer typhuskranken Fahrer von der Artillerie herein. Er sah wirr um sich und phantasierte vom Vorder- und Mittelreiter. Daraus ging hervor, daß er Stangenreiter war. Die Leute mußten den schweren Menschen, welcher nicht mehr gehen konnte, förmlich bis ans Bett tragen und schleifen. Der Lazarettunteroffizier sagte zu dem nebenanliegenden Ronsdorfer, er möge mal mit acht geben und, wenn der Kranke aus dem Bett fiele, ihn wieder hinein zu bringen suchen. Denn nun kam die Nacht und da ließ sich niemand mehr sehen. Noch einige Stunden phantasierte der arme Stangenreiter und der 57er drückte ihn mehrmals nieder, wenn er auf wollte. Dann wurde er still.

Am andern Morgen, ganz früh, ehe die Nonnen erschienen, kam der Lazarettunteroffizier, um mal nach den Kranken zu sehen. Der Artillerist hatte ausgelitten. Mit Vorder- und Mittelreiter, mit welchen er sich in seinen Phantasien stundenlang beschäftigt hatte, war nun

Frieden. Krumm in sich zusammengezogen, lag er da, sein Dienst war aus. „Ein anderer Mann vor!" So hieß es in diesem wie in jedem gleichen Falle.

Jetzt kam etwas, was mich und auch andere empörte. Zunächst in welch' gefühlloser, abgestumpfter Weise der Unteroffizier dem Toten die Glieder streckte. Er kniete auf die Leiche und krach, krach wurden die Gelenke der Arme und Beine gereckt und gestreckt. Nun dies wäre ja zu verzeihen gewesen, weil's doch einmal sein mußte, um ihn in die schmale Gruft legen zu können, obgleich wir lieber gesehen hätten, wenn man den Toten fortgebracht und das Recken und Strecken anderswo besorgt hätte. Empörend wirkte aber, daß er bei dieser Arbeit an dem Toten erzählte, er sei die ganze Nacht unterhalb des Lazaretts in einem Bordell gewesen und käme jetzt von eben da. Die weiteren Einzelheiten erzählte der Mann ziemlich laut, so daß auch wir in den weitabstehenden Betten es hören konnten. Von unserer Seite rief jemand „Pfui". Aber das kümmerte ihn nicht, er hantierte an dem Toten herum und erzählte gemein lachend die Erlebnisse seiner durchschwelgten Nacht.

Kaum war der arme Artillerist hinausgetragen, um ohne Sang und Klang in die winterliche Erde eingebuddelt zu werden, da erschienen unsere zwei Nonnen, um sofort in gewohnter Weise ihr segensvolles Tagewerk zu beginnen. Welch ein Unterschied! Da das rohe gefühllose, entmenschte Gebaren des Sanitätssoldaten, hier die Menschlichkeit in fast überirdischer Vollkommenheit. Dort Verworfenheit und strafbare Pflichtvergessenheit, hier christliche Opferwilligkeit.

Wir beschwerten uns beim Stabsarzt darüber, daß man uns nachts ohne Aufsicht und Hilfe lasse und wir die ganze Nacht auf uns selbst angewiesen seien. — Von dem Fall mit dem gestorbenen Artilleristen erwähnten wir nichts. — Der Arzt versprach Abhilfe zu schaffen. Er meinte es gewiß gut, denn er war ein sehr liebenswürdiger Mann.

Abends kamen sechs Landwehrleute von dem Bataillon, welches hier als Besatzung lag, auf Lazarettwache. Es waren rauhe Kerle aus der Eisen- und Kohlengegend. Zunächst heizten sie den großen Schulofen derart, daß er glühend wurde. Für die fiebernden Typhuskranken war das sehr nachteilig. Dann schlossen sie die Oberlichter der Fenster, welche nach neuester Anordnung des Stabsarztes offen bleiben sollten. Als wir ihnen dies sagten und gegen ihr Gebaren protestierten, hieß es, sie wollten es gemütlich haben und nicht frieren. Dann zogen sie die Spielkarten hervor, und nun ging der Kartenspektakel los. Es

wurde aufgetrumpft, daß es dröhnte. Wenn mal ein phantasierender Kranker aus dem Bette sprang, so riefen sie ihm zu: „Wutt du woll liagen bliewen!“ Oder es kam einer und beförderte ihn ziemlich unsanft wieder auf sein Lager. Vom Lazarettpersonal ließ sich selten jemand sehen. Diese hatten wahrscheinlich dem Stabsarzt begreiflich gemacht, sie hätten bei Tage zuviel aufreibenden Dienst und müßten nachts Ruhe haben. Wo und wie manche die Nacht zubrachten, erfuhr er leider nicht, und wir wollten auch nicht gerne denunzieren.

Selbstredend teilten wir dem Arzt mit, wie es die Landwehrleute trieben. Da wurden dann die Oberlichte sofort ausgehoben und fortgetragen. Ferner wurde dem Lazarettunteroffizier befohlen, darauf zu achten, daß der Ofen nicht überheizt würde, auch das Kartenspielen verboten. Die Leute seien kommandiert zu wachen und zu helfen, nicht um sich nach Belieben die Zeit zu vertreiben.

In den folgenden Nächten ging's nun besser, es wurde ruhiger. Wenn auch die Leute meist in der Nähe des Ofens lagen, ihre Flaschen leerten, schliefen und in allen Tonarten schnarchten, so fiel mir doch in der folgenden Nacht besonders einer auf, welcher sofort bei der Hand war und schonend half, sobald ein Fiebernder aus dem Bette sprang. Es war ein großer Mann mit intelligenten Gesichtszügen. Ja, das war eben ein Mann mit Mitgefühl, der seine Nachtwache nicht als lästige Dienstsache ansah. Bei den anderen aber, sowie bei den Lazarettmannschaften war alles Dienst, von welchem man sich soviel wie möglich drückte. Ausnahmen gibt's ja, diese sind aber selten. Es sind eben Männer, rauher von Natur und darum gefühlloser wie die Frauen. Letztere sind aus anderm Lehm geknetet, und wenn es so ist, daß das erste Weib „Eva“ aus der Rippe Adams entstanden ist, so hat der liebe Gott die allerbeste Rippe genommen, die Adam im Leibe hatte.

Ich möchte mir hier erlauben zu bemerken, daß ich es, nach meinen Erfahrungen und Beobachtungen, für das allerwichtigste halte, eine „Organisation für Frauenhilfe im Kriege“ in die Wege zu leiten und zwar in der Weise, daß sie sich in gleicher selbstloser Hingabe der Verwundeten und Kranken annehmen wie die Ordensschwestern. Es wäre ein Segen für die armen Opfer des Krieges. Tag und Nacht müßten in allen Lazaretten und auf allen Sälen Krankenschwestern zur Behandlung der Kranken sein, dann könnte so etwas, wie eben erzählt, nicht vorkommen, und es wäre immer die richtige Hilfe zur Stelle. Die Sanitätssoldaten sollten nur zur Unterstützung der Ärzte direkt vor dem

Feind und bei chirurgischen Hilfen bereit stehen, sowie zu gröberen Arbeiten.

Nach Verlauf von acht Tagen war ich von meinem Blutdurchfall wieder hergestellt, ebenfalls Feldwebel R. von den 57er sowie ein Unteroffizier von unserm Regiment. Ein Sergeant von unserer Kompagnie lag noch besinnungslos auf seinem Lager.

42 Rekonvaleszenten von verschiedenen Regimentern des X. Korps, darunter einige Jäger und mehrere Kavalleristen, wovon zwei mit Sätteln belastet, sollten nun unter dem Kommando des Feldwebels R. auf den nächsten Wegen dem Armeekorps nachmarschieren. Eine bunte Truppe, jedoch nicht ohne Waffen.

Von Chaumont nach Orleans.

Ehe dieses Kommando vollzählig und marschfertig war, vergingen zwei Tage. Der Feldwebel sagte zu mir, wir beide bleiben bis Orleans immer zusammen. Ich sorge als Führer der Truppe dafür, daß wir immer zusammen ins Quartier kommen. Mir war das recht, ich stand mich ja nicht schlecht dabei. Der Grund war der. Er hatte weiter keine Waffe als seinen geraden Feldwebeldegen, sogenannten Spieß. Dieser saß merkwürdigerweise so fest in der Lederscheide, daß, wenn er gezogen werden sollte, einer die Scheide festhalten mußte, während der Feldwebel zog. Ob sich dieses Degenübel nun während der Lazarettzeit entwickelt hatte, oder ob es ein altes chronisches Leiden war, das habe ich nicht erfahren. Seinen Dienstrevolver mußte er irgendwo eingebüßt haben, genug, es sah mit seiner Bewaffnung schlecht aus. Darum mußte ich immer mein geladenes Gewehr mit in den Raum nehmen, wo wir beide schliefen.

Chaumont ist, wie die meisten Städte Frankreichs, sehenswert. Abgesehen von Präfektur usw. waren es wieder die alten Kirchen und sonstigen Bauten früherer Jahrhunderte. Besonders eine alte Torkirche oder Kapelle erregte mein Interesse. Diese war quer über eine enge Verbindungsstraße gebaut, so daß alles, zu Fuß, zu Roß oder Wagen hier durch mußte und gezwungen wurde, dem Gnadenbild der Jungfrau seine Reverenzen zu machen. Kam da ein Mann durch mit einem Eselgespann; der Esel hielt. Der Mann stieg ab und machte seine religiösen Verrichtungen. Dann, als der Mann aufgestiegen war, setzte er das Tier wieder in Bewegung. Handwerker, Händler usw. folgten zu gleichem Tun.

Die Stadt liegt ziemlich hoch und man hat an einigen Stellen prächtige Fernsichten. Interessant ist auch die dortige Eisenbahnbrücke, welche ein tiefes, enges Tal in drei Etagen überspannt. Ich erwähnte schon an anderer Stelle, daß man diese hochwichtige Brücke sprengen wollte, um unserm Vordringen dadurch Schwierigkeiten zu bereiten. Zum Glück für die Stadt unterblieb es, weil sich der Präfekt mit in die Luft sprengen lassen wollte. So wurde damals erzählt.

In diesen Tagen fand auch der Überfall der Garibaldianer auf das Landwehrbataillon Unna in Chatillon-sur-Seine statt. Man hatte ein Bataillon schwarze Braunschweiger, welche bei Langres lagen, beordert, in Eilmarsch den Landwehrmännern zu Hilfe zu kommen. Dieses Bataillon kam gerade heran, war schon eine ordentliche Strecke marschiert und mußte noch selbigen Tages bis Chatillon. Die Leute marschierten stramm, das Gepäck wurde gefahren. Da las ich auf dem Schild am Ausgange der Stadt die Entfernung: Chatillon 52 Kilometer. Na, dachte ich, da habt Ihr noch was zu tippeln. Die konnten erst in der Nacht dort ankommen. Sie haben's aber geleistet, leider waren die Freischärler schon wieder fort.

Endlich war unser buntes Häuflein zum Abmarsch fertig. Da wir gleich den ersten Tag bis Bar-sur-Aube mußten, so war das ein anstrengender Marsch. Fürsorglich hatte der Feldwebel einen Leiterwagen requiriert und alles Gepäck wurde darauf geladen, so daß wir freiweg marschieren konnten. Die drei Jäger mußten als Spitze vorauf, denn ohne Vorsichtsmaßregeln gingen wir natürlich nicht. Anfangs ging es famos, so in die frische Winterlandschaft hinein. Aber da wir alle kürzere oder längere Zeit im Lazarett gelegen hatten, stellte sich bald Müdigkeit ein. Der Feldwebel ließ darum abwechselnd einzelne den Wagen besteigen, und so kamen wir flott von der Stelle. Als ich eine Zeitlang hinten auf dem Wagen gesessen hatte, bemerkte ich, daß ein blutjunger 57er sehnsüchtig nach oben schaute. Er hielt sich am Wagen fest und ließ sich so mitziehen. Ein Kamerad von ihm flüsterte mir zu, es sei der „Graf Bülow v. Dennewitz", das Bürschchen sei erst 17 Jahre alt und hätte weiche Füße. Mochte sein. Das schwere ungewohnte Kommißzeug und besonders die rauhen benagelten Stiefel waren dem jungen Herrchen nicht bequem. Aber alle Achtung, der junge deutsche Edelmann hatte sich freiwillig gestellt und als gewöhnlicher Soldat in Reih und Glied alle Strapazen mitgemacht. Daß er den Mut und guten Willen hatte, weiter mitzumachen, ging daraus

hervor, daß er nach kurzer Rast in Chaumont, wo er seine wunden Füße geheilt hatte, wieder feste mitmarschierte. Da ich entschieden härtere Füße hatte wie er, so stieg ich ab und ließ ihn hinaufklettern. Vorrechte genossen diese Freiwilligen, deren es viele in der Armee gab, nicht, was in Reih und Glied stand, mußte mitmachen, auch in den Quartieren gab's keine Bevorzugung.

In Bar-sur-Aube angekommen, mußten wir auf dem Marktplatze solange warten, bis der Feldwebel die nötigen Quartierbillets erhalten hatte. Ein alter Veteran, ehemaliger Grenadier des großen Napoleon, machte den Dolmetscher. Wahrscheinlich war's ein Elsässer, denn er sprach gut deutsch.

Feldwebel R. und ich bekamen ein feines Quartier bei einem Fabrikanten. Nachdem uns ein sauberes Schlafzimmer angewiesen war und wir uns gewaschen und überhaupt etwas herausgeputzt hatten, war's Zeit zum Diner, denn wir waren erst spät nachmittags angekommen. Wir wurden überaus gut und fein bewirtet. Im Speisesalon war serviert, und der Hausherr setzte sich mit zu uns, um uns die Gläser zu füllen und freundlichst zum Essen aufzuforden. Auch die anmutige junge Frau kam hinzu und reichte uns bald diese oder jene Schüssel.

Der Herr wurde gesprächig und legte allmählich seine Zurückhaltung ab. Er sprach fließend deutsch, obgleich er Stockfranzose war. Unter anderm sagte er uns, daß er drei Jahre in Deutschland an verschiedenen Universitäten, besonders in Süddeutschland studiert und nun eine Fabrik gegründet hätte, daß aber sein junges Unternehmen jetzt leider durch den plötzlich ausgebrochenen Krieg still liege, wodurch er großen Schaden erlitte.

Der Feldwebel, dem die Unterhaltung zu lange dauerte, empfahl sich und meinte, ich möge mich auch bald oben einfinden, weil wir um 7 Uhr morgen früh wieder abmarschierten. Ich war aber mit dem freundlichen, hochgebildeten Herrn in so angenehme Unterhaltung gekommen, daß ich noch lange keine Lust fühlte, diese abzubrechen, zumal ich merkte, daß der Quartiergeber gerne mit mir weiterplauderte.

Um seine freie Zeit nützlich zu verwerten, beschäftigte sich der Herr damit, Schillers Don Carlos aus dem Deutschen ins Französische zu übersetzen. Einige Stellen waren ihm im Sinn nicht ganz klar, und so war's ihm angenehm, mit mir darüber reden zu können. Dann, als er noch eine dicke Bouteille Rotwein geholt — in der Gegend gibt's einen guten Tropfen —, diese entkorkte und unsere Gläser gefüllt hatte, wurde ich

warm, nahm mein Glas und wollte mit ihm anstoßen, dieses lehnte er mit der höflichen Entschuldigung ab, er könne nicht mit einem Feinde anstoßen, so leid es ihm täte. Ich wäre ihm ein überaus lieber Gast und er möchte gerne noch ein Stündchen mit mir plaudern, aber anstoßen ginge mit dem besten Willen nicht. Na, sagte ich, dann trinke ich auf die baldige Beendigung des Krieges zu unserer beider Nutzen. Ja, ja, meinte er, alles ganz schön, fordern Sie Geld, soviel Sie wollen, aber lassen Sie uns Elsaß-Lothringen. Was sollte ich machen, dem freundlichen Mann alle Hoffnung nehmen? Ne, das konnte ich nicht. Ich sagte ihm, hoffentlich gehen Ihre Wünsche in Erfüllung, was mich anbeträfe, sähe ich lieber heute wie morgen den Krieg beendet. Dieses stimmte ihn wieder etwas froh, und ich trank den köstlichen Wein, auch ohne anzustoßen, mit wahrem Wohlbehagen. Dann sagte er, ich möge ihm doch mal über Folgendes, wenn möglich, aufklären.

„Sehen Sie, ich war, wie schon gesagt, drei volle Jahre in Deutschland. Gleich nach 1866 kam ich nach Süddeutschland, lernte da die total antipreußische Stimmung kennen, welche auch im Jahre 1869, als ich wieder nach Frankreich ging, noch bestand. Weil ich der deutschen Sprache mächtig war, habe ich politischen Versammlungen beigewohnt, auch die stark frequentierten Volkswirtschaften besucht; überall derselbe Ton. Euer Bismarck wurde mit Gift und Galle überschüttet, so daß ich, wie die Sache zwischen Frankreich und Preußen scharf wurde, gesagt habe, Süddeutschland geht mit uns. Glauben Sie mir, ich nehme in hiesiger Gegend eine Stellung ein, daß man auf das, was ich sagte, Wert legte, hohen Wert, und es war auch meine festeste Überzeugung, daß Süddeutschland mit uns ginge, und von wem haben wir die ersten Schläge bekommen? Von den Süddeutschen. Sehen Sie, mein Herr, dieses ist mir auch heute noch ein Rätsel, und nun frage ich Sie, können Sie mir die Sache aufklären?" Er wischte sich die Stirn, denn er war ein echter Franzose und hatte sich aufgeregt, mit Feuer und Erregung gesprochen. Ich nahm ruhig einen Schluck des köstlichen Weins und sagte: „Dieses werde ich Ihnen erklären und zwar durch ein Gleichnis.

Zwei Brüder, ein älterer und ein jüngerer, beide ein paar prächtige und ganz gesunde Jungen, bekommen miteinander Streit, wie es ja vorkommen kann. „Ganz recht, gewiß." Der ältere, als der stärkere, verhaut den jüngeren. Nun ist natürlich der jüngere böse und schimpft auf seinen Bruder. „Ja ja, natürlich." Ein fremder Junge, welcher mit dem älteren der beiden Brüder ein Hühnchen zu rupfen hat, möchte

diesem gerne ans Leder, wagt es aber nicht recht. Nun weiß er, daß der jüngere auf den älteren böse ist, und denkt, jetzt ist es Zeit, den großen anzugreifen, denn der kleine wird die Gelegenheit benutzen und mit auf den großen Bruder losgehen. „Jawohl, gewiß." Darauf rechnend, greift der fremde Junge den großen Bruder an, und siehe da, bei dem jüngeren erwacht die Bruderliebe und er ist der erste von beiden, welcher dem fremden Jungen an die Kehle springt. Folglich bekommt dieser Schläge." „Hm — Ja, — Ich glaube, Sie haben recht, es wird wohl so sein", meinte mein liebenswürdiger Wirt. Er erhob sich seufzend, bat mich, die Flasche allein zu leeren und wünschte mir gute Nacht.

Ich leerte in aller Ruhe meine Flasche, bedauerte aufrichtig den prächtigen Mann und ging dann zur Ruhe, denn am andern Tage mußte wieder feste marschiert werden. Mein Feldwebel schlief bereits, sein Spieß ruhte auf dem Stuhle bei der Uniform. Ich verschloß die Tür, stellte mein Gewehr an das Kopfende meines Bettes und war gleich drauf im Reich der Träume.

Als wir uns am nächsten Morgen zum Weitermarsch rüsteten, schliefen die Herrschaften noch, doch das Dienstmädchen sorgte zeitig genug für Kaffee, so daß wir unser Frühstück in aller Ruhe einnehmen konnten.

Bei guter Witterung ging's nun hinaus in die prächtige Weinlandschaft. Wenn es auch Spätherbst war, so bot dennoch die reich mit Wein angebaute Gegend manch schönes Bild. Wir marschierten hier noch dazu auf historischem Boden. Bekanntlich hat bei Bar-sur-Aube Ende Februar 1814 eine Schlacht stattgefunden, in welcher die Alliierten die Franzosen schlugen und sich unser nachmaliger Kaiser Wilhelm I. als junger siebzehnjähriger Prinz die Sporen verdiente.

So ging's denn weiter durch wohlhabende Ortschaften und an Villen sowie alten Edelsitzen vorbei. Es war schon eine Lust bei Winter und Kriegszeiten hier durchmarschieren zu können; wieviel schöner muß es sein, in Frieden bei günstiger Jahreszeit diese Gegend durchwandern zu können. Aber jetzt war's Krieg. Nur unter Vorsichtsmaßregeln durften wir marschieren, weil wir in Ortschaften und Gehölzen Franktireure zu vermuten hatten. Beim Rendezvous wurden Posten ausgestellt und die Jäger, welche meist immer die Spitze bildeten, dann zum Ausruhen eingezogen. Das Gepäck mußte getragen werden, einen Wagen, wie am ersten Tage, gab's nicht. Schlimm hatten es dabei einige Kavalleristen, welche ihre Sättel samt dem Zaumzeug tragen mußten. Sie legten sich die Sättel ins Genick und hatten die Steigbügel vorn

herunterbaumeln. Da der Marsch nicht allzu stark war, kamen wir zeitig in Vendeuvre an.

Der folgende Tag brachte uns nach Troyes, einer bedeutenden Stadt in dieser Gegend. Obgleich an der sich hier mehrfach teilenden Seine gelegen, ist sie die Hauptstadt des Departements Aube. Die Gegend ist hier einförmiger und nicht so anmutig wie bei Chaumont und Bar-sur-Aube. Die innere Stadt ist alt und hat viele interessante Bauten aus früherer Zeit. Da der Marsch hierhin unser dritter Marschtag war, so hatten wir den nächsten Ruhe. Dieses war auch nötig, da einige Leute noch nicht so recht wieder auf dem Damm waren. Ein besonderes Vorkommnis sollte dem Feldwebel und mir zwei verschiedene gute Quartiere verschaffen.

Wir beide bekamen ein nobles Unterkommen mitten in der Altstadt. Was für eine Lebensstellung der Hausherr einnahm, weiß ich nicht. Es war ein feiner alter Herr, welcher im Knopfloch das rote Bändchen der Ehrenlegion trug. Es schien überhaupt eine vornehme Familie zu sein, das ganze Hauswesen war danach. Feldwebel N., der Führer unserer Truppe, gab sich auf diesem Marsche als Offizier aus. Warum auch nicht? Alle Vizefeldwebel, weil sie Offizierdienste taten, galten ja auch als Offiziere. Sein Quartierbillett lautete 1 Offizier und 1 Mann. Der alte Franzose sah bald das Billett und bald den Feldwebel an, dabei machte er ein sehr mißvergnügtes Gesicht. Dann sagte er „J'ai déja un officier", ging hin und her und murmelte allerlei vor sich hin. Endlich, nachdem er mehrfach das Zimmer verlassen und wieder betreten hatte, wobei er in der Aufregung die Tür hinter sich zuschlug, kam er wieder und machte uns begreiflich, daß wir hier warten möchten. Der Feldwebel meinte, lassen wir den kollerigen Franzosen zur Ruhe kommen und gehen mal ein bißchen auf die Straße. Eben sind wir unten auf dem Hausflur, da kommt ein preußischer Leutnant herein. Der Franzose hatte ihn gewiß schon kommen sehen, denn er kam eilig die Treppe herab und hielt dem Offizier das Billett hin. Ich hörte in seinem eiligen Sprechen immer das Wort Offizier. Da sagte der Leutnant „Pas officier, il est sousofficier."

Nun schlug sich der Franzose lachend auf die Schenkel und wiederholte mehreremal die Worte des Leutnants. Dann wandte sich dieser an den Feldwebel und fuhr ihn barsch an. Der Feldwebel schlug die Absätze zusammen und stand stramm. Nun kanzelte der Offizier den ehrenwerten, altgedienten Feldwebel, welcher sich bei Mars-la-Tour das eiserne Kreuz

verdient hatte, in Gegenwart des Franzosen gründlich ab. Das war nicht fein. Der Feldwebel wurde so rot vor Zorn, daß sein Gesicht mit dem Kragen gleiche Farbe hatte. Ich sah es ihm an, er wäre am liebsten in die Erde gesunken.

Obwohl der Franzose kein Wort verstand, sah er an der ganzen Handlung, was los war, und hatte seinen Heidenspaß daran. Ich bewunderte den Feldwebel, daß er sich so beherrschte. Aber wer so lange gedient hat, der hat auch das Beherrschen und Herunterwürgen gelernt. Zum Schlusse sagte der Leutnant: „Sie können mit Ihrem Mann hier bleiben, weil es zu spät ist, noch ein anderes Quartier zu bekommen. Sie beziehen für die Nacht das Zimmer meines Burschen und morgen quartieren Sie um.“ Dann teilte er dieses auch dem Franzosen mit, welcher sich darüber freute. Der Feldwebel knurrte „zu befehlen“, machte eine Wendung mit Nachtritt, daß es an den Flurwänden widerhallte, und zog mit mir ab.

Das Zimmer des Burschen mochte wohl zu anderer Zeit die Wohnung des Portiers oder Kutschers gewesen sein, denn es befand sich in einem kleinen Anbau zu ebener Erde. Es war recht wohnlich und hatte ein großes Doppelbett. Auf alle Fälle waren wir hier für die Nacht gut untergebracht. Jetzt machte sich der Feldwebel Luft und fluchte kommismäßig. Der Leutnant bekam dabei Ehrentitel verschiedenster Art. „Thekenspringer in Uniform“, „Grünspechtiger Einfaltspinsel“ waren aus der Musterkarte die zartesten Farben. Dann legte er sich zu Bett, um seinen Ärger zu verschlafen.

Ich blieb im Zimmer, putzte unsere Sachen, um am andern Tage blitzeblank zu sein. Da kam die Küchenfee und rief: „à table, messieurs“. Der Feldwebel schlief noch nicht, darum sagte ich ihm, wir wären zum Essen gerufen. Hab's schon gehört, knurrte er verdrießlich, und fügte hinzu, er habe keinen Hunger. Wenn ich hinauf gehen wolle, wär's ihm recht, eigentlich solle auch ich dem alten Franzosen mit dem Zitronengesicht den Gefallen garnicht tun. Das wollte mir nun doch nicht einleuchten. Ja, für ihn war's ja besser, wenn er nicht aß, weil er sich zu sehr geärgert hatte. Hunger hatte er gerade sogut wie ich. Also ich ging.

Ich wurde in dasselbe Zimmer gewiesen, wo wir bei unserer Ankunft gewesen waren. Bei meinen Eintritt prallte ich fast zurück. Nämlich auf einem sauber gedeckten Tisch stand ein Menü, bei dessen Anblick einem schon das Wasser im Munde zusammenlief.

Auf der Mitte der Tafel ruhte in einer länglichen Schüssel eine

ganze, große, gebratene Ente. — Man muß wissen, daß alles Geflügel in Frankreich groß und schön, also gut ist. — Daneben stand eine dickbauchige Literflasche voll Rotwein, ferner Kartoffeln, Salat, Butter, Brot usw. Natürlich war für zwei Personen gedeckt.

Nun sah ich erst den alten Franzosen, welcher lesend an einem Tischchen saß. Obwohl das ganze Gemach hell erleuchtet war, hatte ich ihn nicht bemerkt. Er lächelte freundlich, wie ich „bon soir, monsieur“ sagte, und zeigte mit einer einladenden Handbewegung nach dem Tisch. Dieser freundlichen Einladung folgte ich selbstredend sofort. Nun frug er: „Où est votre camerad?“ Ich sagte: „il dorme, il n'a pas faim, je mange seul.“ Er schien etwas überrascht, daß der Feldwebel nicht mit kam und sagte: „Helas, il n'a pas faim? Eh bien, eh bien.“ Nun fing ich an, mit aller Ruhe zu speisen. Zunächst steckte ich mir die Serviette vor, nahm Tranchiermesser und Gabel, schnitt ein ordentliches Stück von der Prachtente ab und legte es mir auf den gewärmten Teller. Wenngleich ich auch einen kriegsmäßigen Barbarenhunger hatte, wollte ich dem alten Herrn doch zeigen, daß ich anständig essen konnte, denn ich merkte wohl, daß er mich beobachtete. Dieses genierte mich keineswegs, ich aß in aller Ruhe. Nun goß ich mir auch ein Glas Rotwein ein. Dunkelrot füllte sich das Glas, es war köstlich duftendes Traubenblut. Alsdann wendete ich mich nach dem Hausherrn hin, erhob mein Glas und sagte: à votre santé, monsieur! und merci, merci klang es zurück. So speiste ich gemächlich mit vollem Wohlbehagen. Als der Alte sah, daß ich über die Hälfte kam und ungeniert weiter tafelte, machte er große Augen, stand auf und verschwand durch eine Flügeltür, welche zu einem großen Gemach führte. Ich hörte, daß dort Damen waren, denen er etwas mitteilte, denn diese kicherten.

Die Abwesenheit des alten Herrn benutzte ich dazu, die untersten drei Knöpfe an meinem Waffenrock zu lösen, machte eine kleine Kunstpause und sah mich im Zimmer etwas um. Das Gebäude mit seinen Einrichtungen schien aus der Empirezeit zu stammen, denn Fenster, Türen und Möbel zeigten diesen Stil. Dann nahm ich meine höchst angenehme Beschäftigung wieder auf und speiste und trank behaglich weiter. Ich merkte, daß mir der Wein das Blut heiß machte, und wie ich einen Blick in den gegenüberhängenden Spiegel warf, zeigten sich darin meine Wangen noch eine Schattierung dunkler als mein roter Kragen. Welch ein Unterschied; dem Feldwebel war sein Gesicht vor

Zorn dunkelrot geworden und bei mir durch Wohlbehagen. Wie doch zwei ganz verschiedene Ursachen gleiche Wirkung haben können.

Der alte Herr erschien mit seiner Zeitung wieder auf der Bildfläche, nahm seinen früheren Sitz wieder ein und sah mit sichtlicher Freude und Bewunderung, daß ich ruhig weiter speiste. Dann, als er merkte, daß es mit Ente und Wein, teils auch mit den anderen Zutaten zu Ende ging, erhob er sich und verschwand nochmals durch die Flügeltür. Ich hörte, wie er in die Hände klatschte und mit unterdrückter Stimme rief: „il mange tout, il mange tout!“ Die Damen lachten so in sich hinein, wie es vornehme Damen machen. Es waren eben feine Leute, welche auch in solchen Fällen nicht laut lachen.

Ich machte wirklich reinen Tisch, wenigstens von der Ente blieben nur die Knochen. Die Flasche wurde selbstredend geleert. Auch vom Salat, welcher in Frankreich immer vorzüglich ist, blieb keine Spur. Von den Kartoffeln blieben einige über und von Brot und Käse nahm ich nur ein Stückchen zum letzten Glase Wein. — Das war mal wie Gott in Frankreich gelebt.

Ich wartete nicht ab, bis der alte Herr zurückkam, sondern erhob mich und ging hinunter.

Der arme Feldwebel schlief noch immer nicht. Als ich ins Zimmer kam, frug er knurrig, wo ich denn gesteckt hätte, das Essen hätte doch unmöglich so lange dauern können. Doch, sagte ich, gerade das Essen hat die ganze Zeit in Anspruch genommen.

Nun zählte ich auf, was es gegeben; — dieses war nun eigentlich nicht schön von mir, denn was mußte der arme Mensch für Tantalusqualen ausstehen —. Da drehte er sich herum und sagte ärgerlich: „Halten Sie's Maul, ich mag nichts mehr hören.“ Der arme Kerl, er tat mir ja leid, aber ich hatte tapfer für ihn mitgearbeitet und ihn gut vertreten. Es war ja für zwei berechnet und auch genügend, jedoch ein echter deutscher Soldat muß auch mal für zwei essen können, weil es vorkommt, daß er für drei hungern muß.

Am nächsten Tage machte sich der Feldwebel beizeiten auf die Socken, denn er wollte so schnell wie möglich hier fort. Nach kurzer Zeit kam er denn auch zurück und hatte ein anderes Quartier für uns, nämlich ganz in der Nähe, neben der Kathedrale, beim „Monsieur curé“. Hochwürden empfing uns sehr freundlich, und siehe da, wir hatten wieder ein gutes und feines Quartier. Hier konnte sich der Felbwebel erholen, schade, daß wir nur einen Ruhetag hatten.

Mit Hochwürden war ich bald im Gespräch, d. h. soweit ich mich mit meinen paar Brocken Französisch verständlich machen konnte. Wie er hörte, daß ich mich für die Gegenden, welche ich bis jetzt gesehen, interessierte, holte er einige illustrierte Bücher hervor, in welchen sämtliche Schlösser Frankreichs abgebildet waren und die auch gleichzeitig den geschichtlichen Teil derselben behandelten. Weil er dabei nun frug, woher wir kämen und wohin wir wollten, so wurde der Feldwebel argwöhnisch und sagte: „Nehmen Sie sich in acht und sagen Sie dem Kerl nicht, wohin wir morgen marschieren. Hier in der Gegend ist der Teufel los, Überfälle an allen Ecken. Ich traue dem verdammten Pfaffen nicht, wer weiß, ob er uns nicht an die Freischärler und Franktireure verrät, also Vorsicht!“

Gewiß, er hatte recht, die „Pfaffen“ waren meist die ärgsten Deutschenhasser. Tags zuvor war ein Kommando vom 36. Regiment in Auxon von Garibaldianern überfallen worden, hatte sich aber heldenhaft gewehrt und durchgeschlagen. Uns konnte gleiches passieren. Aber ich konnte es von diesem freundlichen und ehrlich dreinschauenden Herrn nicht glauben. Abends, nach aufgehobener Tafel, wo es wieder Braten und Wein gegeben hatte, ging ich doch mit dem Feldwebel zugleich zur Ruhe, damit er nicht fürchte, ich würde mich verplaudern.

Der Ruhetag war um und nun hieß es wieder weiter marschieren. Als unsere 42 Rekonvaleszenten angetreten waren, kamen zwei Offiziere, ebenfalls Rekonvaleszenten, welche auch zu ihren Regimentern wollten. Einer der Herren, ein sehr energisch dreinschauender Hauptmann, hielt eine kurze Ansprache und sagte ungefähr folgendes: „Ich übernehme für heute die Führung. Unser heutiger Marsch führt durch eine gefährliche Gegend, sie wimmelt von Franktieuren, und Überfälle auf Feldposten und einzelne Kommandos sind an der Tagesordnung. Ich verlange, daß Ihr, wenn wir mit dem Feind in Berührung kommen sollten, Eure Schuldigkeit tut. Trotzdem wir genötigt sind, stramm durchzumarschieren, und es wohl einigen schwer fallen wird, darf keiner zurückbleiben, weil er von der fanatischen Bevölkerung abgeschlachtet würde. Damit dieses nicht geschieht — nun hob er seinen geladenen Kriegsrevolver —, jage ich demjenigen, welcher nicht mehr mitkann, eine Kugel durch den Kopf, dann hat er wenigstens einen ehrlichen schnellen Tod; So, nun rechts um, marsch!“ Der war aber kurz angebunden! Der Herr hatte also in seinem Revolver ein halbes Dutzend Gnadenkugeln. Darauf schien doch keiner Appetit zu haben, denn die Kerle

marschierten, daß es ein Vergnügen war. Wir kamen an abgebrannten Gehöften vorbei.

Der Hauptmann sagte, „da seht Ihr's, das sind Strafbrände." Die Sache ging gut; es blieb keiner zurück, der Revolver kam nicht in Anwendung. Es war ja wohl etwas Wahres an dem, was der Hauptmann sagte, aber hauptsächlich wollte er uns einschüchtern und zum flotten Marschieren zwingen. Nun, er hatte seinen Zweck erreicht. Unser Marsch ging bis Estissac, wo eine Kompagnie Landwehr als Besatzung lag. Wir kamen infolge unseres flotten Marschierens hier zeitig an.

Der Feldwebel und ich kamen zu einem Kaufmann ins Quartier, wo wir wieder ein sehr gutes Unterkommen hatten und gut bewirtet wurden. Da es aber, wie gesagt, in der Gegend nicht geheuer war, so wurde befohlen, daß abends die ganze Landwehrkompagnie, mit Ausnahme der Wachen, in einer großen Scheune schlafen solle. So mußten denn auch wir abends dahin ziehen. Ich sagte zu unserm Feldwebel, er möge mich daheim lassen, ich fühle mich hier sicher, und ob er nicht auch hier bleiben wolle. „Fällt mir gar nicht ein," sagte er, „bei einem Überfall würden wir zuerst abgemurkst. In der Scheune, wo Offiziere und Mannschaften zusammen sind, ist's sicherer, dann würde man mein Fehlen auch merken. Wenn Sie's riskieren wollen, soll's mir recht sein, jedoch ich stehe für nichts und weiß auch nicht anders, als daß Sie mit zur Scheune gegangen sind." „Gut, einverstanden. Gute Nacht, Herr Feldwebel." So war ich denn der einzige Soldat, welcher im Ort zurückgeblieben war. Nun setzte ich mich zu meinem Quartierwirt, tranken guten Wein zusammen und radebrechten über den Krieg. Natürlich kam Bismarck schlecht dabei weg. Aber ich sagte mir, Bismarck ist daheim so oft ausgeschimpft worden und es hat ihm nicht geschadet, was sollte es ihm schaden, wenn mein Quartierwirt auch mit Kosenamen kam, der Wein war zu gut.

Natürlich schimpfte er auch feste auf Napoleon und viele andere. Da ich fast immer mit „oui" antworte, wo er's gern hatte, holte er noch eine Bouteille, und so saßen wir noch lange zusammen, bis er sich satt räsoniert hatte und wir uns gegenseitig mit „bon nuit" verabschiedet hatten.

Ah, war das ein Genuß. Draußen wirbelten die Schneeflocken gegen die Fenster und ich befand mich in einem urgemütlichen Schlafzimmer. Man denke, ein Bett ganz aus grüner Seide; diese knirschte,

wenn man darauf drückte. Wenn soweit auch die Scheune ein ganz gutes Nachtquartier war und es sich im Stroh ganz gut ruhen läßt, mein Schlafgemach mit dem grünseidenen Bett war mir lieber.

Das Zimmer hatte zwei Fenster und zwei Türen. Eine Tür konnte ich verschließen, die andere unterhalb meines Bettes nicht. Vor diese schob ich ein Tischchen und stellte zwei Stühle so darauf, daß diese bei einem Druck von außen sofort umfallen mußten. Die andere Tür am Kopfende meines Bettes verschloß und verriegelte ich. Dann stellte ich mein geladenes Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett ans Kopfende meines Bettes. So, dachte ich, was hättest du nun noch zu fürchten, legte mich hin und schlief in der weichen Seide, daß es eine Lust war. Es war das erstemal in meinem Leben, daß ich diesen Genuß hatte. Später in Les Mans habe ich nochmal in Seide geschlafen.

Frühmorgens, als der Feldwebel ziemlich steifbeinig herankam, hatte ich schon Toilette gemacht und saß gemütlich beim Kaffee. „Na," meinte er, „ist Ihnen die Gurgel nicht abgeschnitten worden?" „Ne," erwiderte ich, „die hat gestern abend noch fleißig Wein geschluckt und eben ist schon wieder eine Tasse Kaffee durchgelaufen."

Bald waren wir wieder auf dem Marsch. Heute hatte unser Feldwebel wieder das Kommando. Denn als wir zum Abmarsch fertig waren, kam der gestrige gestrenge Herr Hauptmann mit den anderen Offizieren in einem Wagen herangefahren, um so schneller zu ihrem Truppenteil zu gelangen. Ich dachte mir, Ihr seid gestern auch mehr zu Eurer als zu unserer Sicherheit mit uns gegangen. Von dem eventuellen Totschießen waren wir nun wieder befreit, und befreit von dem Druck ging's unter Führung des Feldwebels nach Villeneuve und den folgenden Tag nach Sens. Hier gab's wieder einen Ruhetag.

Der Feldwebel hatte sich diesmal anderswo einquartiert, ich glaube mit einem Unteroffizier zusammen. Ich dagegen lag allein, wieder bei einer vornehmen Familie. Es war ein überaus prächtiges junges Ehepaar. Die Leute waren so zuvorkommend und liebenswürdig gegen mich, wie ich es in Deutschland im Feldzuge 1866 selten angetroffen hatte. Auch in den Manövern, welche ich vorher beim 40er Regiment mitgemacht habe, hatte ich solche Quartiere nicht wie dieses. Natürlich habe ich mich auch danach benommen. Der Franzose behandelt selbst seinen Feind, wenn er bei ihm zu Gast ist, mit großem Entgegenkommen, nur hie und da stieß man aufs Gegenteil. Allerdings durfte man nicht die Barbarenseite zeigen und den stolzen Sieger herauskehren,

dann sind sie empfindlich. Ich bin fast überall gut mit ihnen fertig geworden und zwar bei Vornehm und Gering. Je mehr ich mit den Franzosen in Berührung kam, um so weniger konnte ich verstehen, daß diese unsere Erbfeinde sein sollten. Jedoch die leidige Politik verdirbt den Charakter und hetzt Völker gegeneinander, welche sich besser nie entzweien sollten.

Schön war's, daß wir hier bei gutem Wetter einen Ruhetag hatten. Sens liegt an der Yvonne. Das ganze Tal dieses Flusses ist schön und hat stellenweise sehr malerische Punkte. Dies zu sehen, hatte ich später Gelegenheit, als wir auf dem Rückmarsche waren. Sens ist ein freundliches Städtchen und hat eine schöne alte gotische Kirche. Merkwürdig, an diesem Gotteshause hatte man ein beredtes Zeugnis von Menschenwahn, Fanatismus religiöser oder politischer Art; denn zu irgend einer Zeit, wann kann ich nicht angeben, hat man sich veranlaßt gesehen, sämtliche Heilige, welche bis hoch hinauf in den Portalen, Fensterbogen, Turmvorsprüngen usw. wohl zu hunderten angebracht sind, zu enthaupten. Ich gab mir Mühe, irgend eine Figur zu finden, welche nicht geköpft war, konnte aber keine entdecken. Das war Wahnsinn, hatte aber insoweit Methode, als alle enthauptet waren und so eine gewisse Gleichmäßigkeit hergestellt war. Unwillkürlich dachte ich an die Worte Schillers: „Jedoch der schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn."

Ich speiste mit der kleinen Familie Vater, Mutter und Söhnchen zusammen. Gangweise kam das Essen, und ich wurde von dem Ehepaar so liebenswürdig bedient, als wenn ich ein zugereister lieber Gast gewesen wäre. Der Hausherr mengte den Salat bei Tische selbst. Es ist dies wohl ein alter Brauch, welcher in den besseren französischen Familien aufrecht erhalten wird. Dabei erzählte er die Geschichte von dem Höfling, welcher Minister wurde, weil er den besten Salat zustande brachte.

Es tat mir leid, als ich auch dieses gastliche Haus verlassen mußte, denn es wurde weiter marschiert. Meine Erholungstour war bis dahin so schön gewesen; schade, nun ging sie zu Ende. Allerdings kam ich in Nemours nochmal in ein gutes Quartier bei zwei sehr alten Jungfern, welche eine Riesenangorakatze hatten; dann aber war's Schluß. Die schönen Tage von Aranguez gingen nun zu Ende. Bei Nemours hörte man nachts das dumpfe Dröhnen der Belagerungsgeschütze von Paris; wahrscheinlich vom Mont Valerien, oder einer hochgelegenen

schweren deutschen Belagerungs-Batterie. So sagten wenigstens die alten Damen. Es war ja immerhin möglich, daß der Nordwestwind den Schall über Longjumeau und Fontainebleau nach Nemours trug. Es konnten aber auch dumpfe Kononenschläge von Abteilungen unserer Armee sein, welche auf Orleans zu rückten. Dieses lag uns näher, und der Kampf hatte dort schon wieder begonnen. Wir näherten uns nun der großen Kriegsbühne von Orleans, denn überall sah man Fuhrkolonnen, welche zu den weiter vornstehenden Truppen gehörten.

Auf der Straße von Nemours nach Puiseaux stießen wir zu der Dresdener Liebesgabenkolonne. Dies war eine eigentümliche Karawane. Hatte man da in Dresden eine Liebesgabenkolonne, bestehend aus einer großen Anzahl sächsischer Fuhrwerke, reich mit allerlei guten Sachen, die einen langen Transport aushalten können, voll beladen und gut gegen die Unbilden der Witterung geschützt. Die Wagen waren leicht, aber stark gebaut und gut bespannt, so daß sie sich leicht fortbewegen und lange Strecken zurücklegen konnten. Alles war daheim gut durchdacht und eingerichtet worden. Die Marschroute Dresden—Paris, wo bekanntlich das XII. Korps (Sachsen) in der Zernierungslinie lag, war dem Führer, einem Herrn Schäfer, genau vorgezeichnet, so daß alles klappen mußte. Ferner hatte man einen Wagen mit Lebensmitteln für Führer und Fuhrleute beladen und zwar so reichlich, daß sie für Hin- und Rückfahrt genügend bedacht waren. Nun klagte uns der Führer sein Leid und bat unsern Feldwebel, seine Fuhrwerke mit in Schutz zu nehmen resp. bewachen zu lassen; er würde sich dafür erkenntlich zeigen. Wir sagten ihm, daß er ganz von der Route abgekommen und auf dem Wege nach Orleans sei. Ja, meinte er, das weiß ich wohl, ich will und kann nicht mehr nach Paris, denn wenn ich da mit dem erbärmlichen Rest ankäme, würde ich schön anlaufen. Und nun erzählte er, wie es ihm ergangen war. Seine Fuhrleute wären fast sämtlich Spitzbuben. Schon unterwegs, auf der langen Fahrt von Dresden bis zur französischen Grenze, hätten sie ihn bemopst; gestohlene Sachen verkauft und versoffen. In Nancy aber hätten die Kerle des Nachts ganze Säcke Kaffeebohnen gestohlen und den Erlös in schlechten Häusern verjubelt. Nun hätte er abends seine Fuhrwerke unter militärischen Schutz stellen müssen, und dadurch wäre sein Vorrat auch nicht vermehrt worden. Wie er nun gesehen, daß alles so zusammengeschrumpft sei, habe er sich gesagt, verfehle den Weg nach Paris und fahre bis Orleans, und wenn's geht, noch etwas darüber hinaus, dann

machste kehrt und fährst wieder heim, ich werde mich dann schon herausschwätzen. Das war für die guten Dresdener daheim und erst recht für die Dresdener Krieger beim XII. Korps allerdings ein schwerer Hereinfall. Die schönen Kaffeebohnen, worauf sich die Kaffeesachsen bei Paris gewiß gefreut und sehnlichst darauf gewartet hatten, viele, viele Säcke voll, alle weg. Speck, Wurst und ganze Ladungen der besten Fleischkonserven, geräucherte und gesalzene Sachen, alles weg, nur noch ein elender Rest, welcher hier an der Loire nun schnell zusammenschmelzen sollte. Da war's doch besser, wie's andere Städte und Komitees machten, alles auf der Bahn und unter Begleitung einiger gesetzter, energischer Herren bis möglichst nahe der Stellung der Truppen zu befördern und dann hinzuschaffen. „Mir is egal, wersch bekommt, Preißen, Pajern oder Sachsen, es sein ja doch ketzt alle teitsche Prieder", sagte Schäfer und tröstete sich damit.

An der Straße bei Pithiviers erlebten wir mit den „Priedern" noch einen besonderen Spaß, welcher leicht böse hätte enden können. Es war in den letzten Tagen kalt geworden und eine leichte Schneedecke lag auf dem weiten Gelände. Da mußte der Wagentroß, bei welchem wir nun angekommen waren, in der Vorwärtsbewegung auf der großen Straße nach Orleans eine längere Pause machen, denn es wurden eine große Anzahl französischer Gefangener aus den Kämpfen vor Orleans vorbeigeführt. Diese Zeit benutzte unser Feldwebel und ein Unteroffizier dazu, den Führer Schäfer zu veranlassen, eine Dose Fleischkonserven zu opfern. Dieses tat der dann auch. Nun zogen die drei damit in ein kleines Haus, welches etwas zurück lag. Wir ärgerten uns darüber und gönnten es ihnen nicht. Ein Kamerad und ich machten uns hinter die Dresdener Wagen und mausten uns ein Stück Speck. Ein Fuhrmann sah's und sagte: „Prieder, maust Ihr Speck? Na, nähmt's nur, es is egal, wersch frißt, Preiß oder Sachs." Nun legten wir uns an die Straßenböschung und sahen den Vorbeimarsch der Gefangenen an. Da, ein Knall, wie wenn in der Nähe eine Granate krepiert wäre, gleichzeitig flogen die Splitter des Fensters an dem kleinen Hause klirrend zur Erde, und aus der Tür kamen Feldwebel, Unteroffizier und Führer. Diese sprangen mit entsetzten Mienen in langen Sätzen heran. Ihre Kleider waren beschmutzt und einer hatte eine Schmarre im Gesicht. In der Küche des Hauses aber hingen die Fleischstücke an der Decke und den Wänden, und von der geplatzten Dose waren Spiegel und andere Gegenstände zerstört worden. Nun stellte sich heraus, daß

die Herren die unglaubliche Dummheit begangen hatten, die Konservenbüchse ans Feuer zu stellen, ohne den Deckel zu lüften. Natürlich war die Dose explodiert und hätte den dreien übel mitspielen können; so kamen sie schon mehr mit dem Schrecken und leerem Magen davon.

In der Kirche von Pithiviers lagen viele Verwundete. Das Stöhnen und Jammern der armen Menschen wurde übertönt von einem herrlichen Choral, welcher aus der Orgel herniederbrauste. Unser Divisionsküster ließ diesen, meisterhaft gespielt, ertönen, welches den unten liegenden Verwundeten jedenfalls eine angenehme Unterhaltung bot und bei manchem wohl als musikalische Predigt wirken mochte.

Schon auf dem Marsche nach hier fanden verschiedene von unserm Kommando ihre Truppenteile wieder, und hinter Pithiviers löste sich allmählich die Gesellschaft auf. Ich traf Blumenfeld, welcher einen Einspänner mit verschiedenen Sachen für die Kompagnie nachzufahren hatte. Wir blieben diesen Tag zusammen, um am nächsten Tage bei Orleans unser Regiment aufzusuchen. So hatte ich doch wieder Anschluß und erfuhr, wie es bis dato gegangen. Daß ich im Lazarett zu Chaumont wegen Blutdurchfall zurückgeblieben, mußte man, denn ich hatte klugerweise unserm Hauptmann bei meiner Aufnahme ins Lazarett durch die Feldpost sofort genaue Nachricht gegeben. Damit war allen eventuellen Anzeigereien des damaligen Unteroffiziers vorgebeugt. Blumenfeld erzählte mir, daß sie bei dem weiteren Vormarsch über Chatillon-sur-Seine Tonnerre und andere Städte und Orte, teils in reicher Weingegend, dann nach Montargis und von hier nach Ladon gekommen waren, hier aber hätte die Brigade ein längeres ernsthaftes Gefecht gehabt, um sich den Weg nach Beaune-la-Rolande frei zu machen. Einige Tage später sei dann bei letzterer Stadt den Franzosen eine Schlacht geliefert worden, in welcher unser Füsilierbataillon einen harten Stand gehabt hätte. Bei den augenblicklichen Kämpfen wäre das Regiment nicht tätig.

Der Kampf vor Orleans wütete noch in voller Stärke und die vielen Verwundeten hatten bei der inzwischen eingetretenen empfindlichen Kälte und den scharfen Winden viel zu leiden. Überhaupt waren es für die im Kampfe stehenden Truppen, besonders die der Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg, schwere Tage. Die Bayern von der Tann's, sowie die 17. Division waren seit mehreren Tagen ohne Unterbrechung im Feuer, denn gerade gegen diese, weil auf dem Terrain stehend, durch welches die Straßen nach Paris führen, wandte sich immer wieder der Ansturm der Franzosen. Das III., IX. und X. Armeekorps

kamen dabei weniger in Betracht. Rechts von uns bei Loigny und Pouprn hörte der Kanonendonner nicht auf. Hier wurde auf der Kriegsbühne wieder ein großer blutiger Akt aufgeführt, bei eisiger Kälte und Schnee, als befände man sich im Norden Europas.

Abends lagerten wir mit unserm Fuhrwerk und einigen Mann in einem Dörfchen, bei welchem ein großer Teil des Fuhrparks aufgefahren war, und die Begleit- und Wachtmannschaften suchten Unterkunft zu finden, wie und wo es war. Dicht an dem mit einer hohen Mauer umgebenen Kirchhof stand ein Haus, wahrscheinlich das des Totengräbers. Hier war zwischen Haus und Mauer eine geschützte Stelle. Sofort machten wir uns daran, ein ordentliches Feuer anzuzünden, Holz dazu wurde schleunigst verschafft. Dann wälzten wir einen Baumstamm heran, auf welchem wir Platz nahmen. Nicht lange, da brodelte in einem Kessel eine kräftige Suppe, denn Blumenfeld hatte für ein tüchtiges Stück Fleisch gesorgt. Jetzt ließ sich's schon aushalten. Hätten nur die armen Bayern und Hanseaten gleiches gehabt. Aber es ist eine bekannte Tatsache, je näher am Feind, je größer die Entbehrungen. Proviant kann nicht herangebracht werden; diese Kolonne ist weit zurück. Nur Proviant für Kanonen und Gewehre muß in der Nähe sein, denn das ist selbstredend wichtiger. Der große Troß der Proviantkolonne ist zu hinderlich und kann, wenn nahebei, bei irgend einer Stellungsänderung zu leicht weggenommen oder zusammengeschossen werden.

Wir löffelten gerade am Feuer unsere Kraftsuppe, da hörten wir von den rückwärtsliegenden Häusern her lautes, polteriges Gespräch und Gelalle. Da kamen auch schon zwei Offiziere in bekneiptem Zustand, begleitet von ihren Burschen, laute Reden führend, herangetorkelt, denn sie waren nicht mehr sicher auf den Beinen. Sie schritten auf das offene Tor des Kirchhofes zu. Der Bursche des vordersten Offiziers rief: „Herr Leutnant, das ist ein Kirchhof!“ „Ki-up-irchhof? ga-anz egal!“ Dann folgte der zweite, fuchtelte mit den Armen in der Luft herum und lallte: „Kirchhof o-oder Ga-asthof, ganz egal, rinn!“ Die Burschen schüttelten die Köpfe, wie beide Herren hineintorkelten. Dann hörten wir sie noch allerlei lallen und wie sie sich zwischen die Gräber zum Schlafen hinwarfen. Die Burschen warfen Mäntel über die müden Männer und entfernten sich dann. Einer lallte noch: „Wer weiß, heu-eute schlafen wir noch au-auf der Erde u-hund mo-orgen drunter.“ Dann wurde es still. „Na“, sagte ich, „was wird das für ein Erwachen geben, jedenfalls auch mit Heulen und Zähneklappern.“

Im Hause neben der Mauer lag oben im Stroh alles voll Soldaten, sonst war weder Mensch noch Vieh darin zu sehen. Alles wie ausgestorben. Auf dem Hausflur stand ein Kübel mit frischem Kuhkäse, der aber so hart gefroren war, daß man nichts davon losbekommen konnte. Wir setzten uns wieder an unser Feuer, da war's doch warm. Der Kessel stand daran, damit Fleisch und Suppe, welches wir noch erübrigt hatten, warm blieb. So saßen wir im Halbschlaf zusammen gekauert nebeneinander.

Es mochten wohl so einige Stunden hingegangen sein, da wurde es auf dem Kirchhof plötzlich lebendig. Paßt auf, sagte ich zu den anderen Kameraden, die Toten stehen auf. Und richtig! Der erste Offizier, fest in den Mantel gehüllt, kam herausgeschossen, als wenn der Sensenmann hinter ihm gewesen wäre. Er war aschfahl im Gesicht und sein ganzer Körper zitterte. Kein Wunder bei der Kälte und dem Schreck, beim Erwachen nur Kreuze und Leichensteine um sich zu sehen. Direkt hinterher fegte der zweite aus dem Tor heraus. Den Mantel schleifte er hinter sich her und blickte mit weit aufgerissenen Augen zurück nach den Gräbern. Brrr, machte er, und kam mit ein paar Sätzen bis an das Haus. Beide setzten sich zunächst auf einen dort liegenden Stamm. Sie sagten kein Wort, sondern saßen zähneklappernd nebeneinander. Dann erhoben sie sich, kamen zu uns und fragten ganz höflich, ob wir für sie noch ein Plätzchen am Feuer hätten. Natürlich wurde bereitwilligst Platz gemacht. Ach, das tut gut, wir sind bis ins Mark hinein durchfroren. Sie zitterten noch. Nun ja, Kirchhof oder Gasthof war doch wohl ein Unterschied. — Wie sie die dampfende und kräftig duftende Suppe sahen und auch wohl rochen, fragten sie sehr bescheiden, ob wir nicht einen Teller voll über hätten. Sofort wurde der Kessel hervorgeholt und ihnen der Inhalt zur Verfügung gestellt. Sie benutzten sogar unsere Eßgeschirre und Löffel, so wie wir sie gebraucht hatten. Die Löffel wischten sie einfach mit dem Mantelfutter aus und speisten dann mit wahrem Wohlbehagen. Nun bekamen sie auch wieder Farbe in den Gesichtern. Der Kater schien verschwunden. Sie wurden gesprächig und äußerten, daß sie in ihrem bekneipten Zustande sinnlos gehandelt hätten und nicht wußten, wie sie dahin gekommen wären. Es sei ein eisiges, grauenerregendes Gefühl, beim Erwachen sich zwischen Gräbern und Leichensteinen zu befinden. Der eine Offizier lächelte, schüttelte den Kopf und sagte: „Ja ja, im Kriege geht's wohl mal toll zu, wir hätten bei der schauerlichen Kälte

ganz gut erfrieren können." „Jawohl," entgegnete der andere, „man hätte uns dann gleich an Ort und Stelle begraben können." „Sehr recht, die Möglichkeit war da, Gott sei Dank hat's gutgegangen, wir haben aber mal wieder Glück gehabt." „Ach was, Glück, Unkraut vergeht nicht. Aber hier den braven Kameraden haben wir's zu danken, daß wir wieder Leben in den Körper bekommen haben, es war wirklich bald zu Ende."

Als das Feuer schwächer wurde, stiegen wir doch noch auf den Boden über den Stall, krochen ins Stroh und schliefen. Die Offiziere blieben beim Feuer sitzen.

Am andern Morgen waren die Herren fort. Ich weiß nicht, ob sie gesund aus dem Feldzuge heimgekommen sind, wenn doch, so werden sie noch oft an diese Nacht gedacht haben.

Dank dem rechtzeitigen Eintreffen der drei Armeekorps unter dem Prinzen Friedrich Karl, welche den Vormarsch und Durchbruch der großen französischen Armee bei Beaune-la-Rolande vereitelt und jetzt mit Gewalt gegen die Stellungen vor Orleans an der Ost- und Nordostseite drückte, wurde es dem Großherzog von Mecklenburg möglich, vereint mit v. d. Tann dem Durchbruch der Franzosen nicht nur Halt zu gebieten, sondern sie auch zum Rückzuge zu zwingen. Diejenigen, welche hier bei Orleans den härtesten Stand gehabt und die größten Opfer gebracht, sollten nun auch die Ehre haben, als erste Sieger in Orleans einzuziehen. Dieses war am 4. Dezember 1870.

Der französische Oberbefehlshaber General d'Aurelles hatte sich alle Mühe gegeben, dem Befehle Gambattas, auf den Straßen, welche von Orleans nach Paris führen, durchzubrechen, aber vergeblich. Nachdem er mehrere tausend Mann an Toten und Verwundeten und 18000 Gefangene, sowie 74 Kanonen eingebüßt hatte, räumte er Orleaus und zog sich hauptsächlich Loire abwärts zurück. Dadurch geriet Orleans wieder in die Hände der Deutschen. Den Hauptanteil an der Wiedereroberung hatten die Bayern, welche diese Stadt nach dem Rückzuge bei Coulmiers aufgeben mußten, sowie ihre norddeutschen Brüder, die Hanseaten und Mecklenburger. Hier hatten so recht Nord- und Süddeutschland Schulter an Schulter gekämpft. Wenige Tage später mußten sie eine gleich harte Arbeit wieder zusammen ausführen. Jetzt zogen sie als erste Sieger in die wiedereroberte Stadt ein. Aber anstatt Ruhe zu haben, folgten sie den abziehenden Franzosen und saßen ihnen auf den Fersen.

Von allen Seiten wälzten sich nun die deutschen Heeressäulen auf die historische Stadt zu. Wie die Meereswogen bei Sturm die schützenden Deiche durchbrechen und unaufhaltsam in das offene Land hineinströmen, so drangen hier unzählige Regimenter zu Fuß, zu Pferd und mit rasselnden Geschützen durch die Vororte, auf allen Straßen in die Stadt hinein. Diesen entgegen kamen lange Züge gefangener Franzosen in buntscheckig durcheinandergewürfelten Uniformen. Welch ein Unterschied. Die Sieger, wenn auch müde und abgespannt, doch in stolzer Haltung. Die Besiegten dagegen physisch und moralisch gebrochen, ausgehungert, frierend und gleichgültig gegen alles. Nur ein Araber, ein Scheich der Gums, dieser malerischen, afrikanischen Reiterschar fiel uns auf. Stolz und aufgerichtet zog er dahin! Er war eines Hauptes größer als die ihn umgebenden Franzosen. Wie einem dieser dunkeläugige, schwarzbärtige Herkules imponierte. Nicht weit von diesem einige Spahi in ihren hellen, phantastischen Reiterkostümen. Dann eine Gruppe kleiner, behender Chasseurs à pièd. Auch sogar einige Zivilisten waren dabei. Immer neue Trupps folgten. Alle wurden auf den Straßen, welche Gambetta dem General d'Aurelle als Siegeswege angegeben, in der Richtung auf Paris weiter getrieben. Aber nicht als vordringende, Paris befreiende Sieger, sondern als geschlagene mut- und waffenlose Gefangene. „C'est une autre chose". Gambetta selbst war mit knapper Not in einem Eisenbahnzug von Orleans entkommen.

Wieviel tausende Mal mochte an diesem Tage wohl der Name Orleans und der der Jungfrau Jeanne d'Arc genannt worden sein? Nun sollten wir ja in die Stadt einziehen. Hier, wo das einfache Bauernmädchen aus Domremy — in dessen Geburtshaus ich einen Blick hineingeworfen — in dem schweren, langen Kriege, den Frankreich gegen England im Jahre 1429 zu führen hatte, die französische Armee als begeisternde, heldenmütige Jungfrau, geharnischt, hoch zu Roß zum Siege führte. Später, nachdem sie in englische Gefangenschaft geraten, wurde sie in Rouen als Hexe verbrannt. Jetzt sollten wir als Sieger einziehen. Weit hinten lag die Stadt mit ihrer herrlichen Kathedrale. Noch hatten wir mehrere Vororte zu durchziehen. In einigen, wo scharfe Kämpfe stattgefunden, sah es wild und wüst aus. Von den schwarzen Braunschweigern, welche in einem dieser Vororte noch einen erbitterten Kampf mit der Nachhut der Franzosen gehabt, lagen noch unbeerdigte Gefallene herum. Blutlachen, Waffen, Uniformfetzen, tote

Pferde, umgestürzte Fuhrwerke, zerschossene und niedergebrannte Häuser, verlassene Behausungen, düster, öde, alles grauenhafte Bilder des Krieges —.

Da stockt der Vormarsch wieder, weil halbbeseitigte Barrikaden und nur notdürftig zugeworfene Gräben noch nicht genügend Raum ließen, um in breiten Massen durchmarschieren zu können. Da sitzt müde und abgespannt eine Kompagnie Infanterie am Wege. Sie hat noch einige Stunden vorher einen Kampf mit einer versprengten französischen Truppe gehabt und die dabei gemachten Gefangenen abgeliefert.

Doch endlich kamen wir in die eigentliche Stadt, hier hörten die Schreckbilder auf; denn sie war von blutigen Straßenkämpfen verschont geblieben. Trauernde Menschen standen hie und da an den Häusern. Sie sahen mit Angst und Schrecken die Massen des feindlichen Heeres einziehen. Hilf, heilige Jeanne d'Arc, wirf sie hinaus! So mögen sie wohl gebetet haben. Aber es half nichts, es war keine da. Sie werden wohl schwerlich je wieder eine Jeanne d'Arc bekommen. — Weiter, weiter.

Ah, da ist rechts die Kathedrale, das herrliche alte Gebäude. Doch was ist das? Das ganze Gotteshaus ist angefüllt mit Gefangenen. Mehr denn 6000 sind hier hineingedrängt worden. Die großen Gittertore der Portale sind geschlossen. Zu Massen drängen die Insassen gegen diese Öffnungen, klettern in dem Eisengestänge herum, daß es von weitem aussah, als ob buntgekleidete Affen da herumkletterten. Sie strecken die Hände durch das Gitter und bitten um Brot, um Nahrung. Weinende Frauen und Männer kommen mit Schüsseln und Körben aus der Nachbarschaft heran und wurden auch von unseren Wachtposten herangelassen. Aber, o Herr, was ist das Wenige unter so viele?! An den Gittern streiten, stoßen und schlagen sich die armen Kerle um die Lebensmittel. Da hört alle Kameradschaft auf. Das tägliche Bedürfnis des Menschen, Nahrung, Nahrung, läßt alles vergessen. Und welch ein übler Geruch kommt aus dem Innern der Kirche. Keiner darf heraus, keiner hinein. Alle täglichen, ja stündlichen Bedürfnisse müssen von diesen tausenden Menschen innerhalb des Raumes erledigt werden! Deutsche Krieger mit geladenen Gewehren umstehen das Gebäude, denn es ist augenblicklich ein Gefängnis und zwar auf mehrere Tage, weil nicht alle so schnell fortgeschafft werden können. Auch muß der Sieger zunächst an sich denken, er will ein Unterkommen und Nahrung haben. Wo solche Massen zusammenkommen, leidet Freund und Feind. Der

Krieg, welcher zerstört, vernichtet, ganze Gegenden aussaugt, Zufuhren stellenweise unmöglich macht, lehrt Entbehrungen ertragen, hungern, dürsten. Viele ertragen's, viele gehen zugrunde.

Nun waren wir mitten drinn im Herzen der Stadt. Merkwürdig, gerade die Hauptstraße im Mittelpunkt, nahe der Kathedrale und dem Place du Martrois, wo das Reiterstandbild der Jungfrau von Orleans steht, war unserm Bataillon zur Einquartierung angewiesen. Bayern und Hanseaten, welche drei Tage in Schnee und Eis gekämpft, sandte man hinter den Franzos her, anstatt sie ausruhen zu lassen und uns zur Verfolgung nachzusenden. Aber der Großherzog saß ihnen nun einmal auf dem Kittel, und wir waren am 4. Dezember noch zu weit zurück. Wir konnten uns hier drei volle Tage ausruhen, allerdings starke Wachen geben, jedoch was war's gegen die Strapazen der Abteilung des Großherzogs. Ich habe keinen gehört, der die Bayern beneidet hätte, wohl aber traf ich in den Tagen einen leichtverwundeten Bayern, welcher äußerte: „Dös is kei Sach' nöt, Ihr seid ebe ankomme un ruht Eich scho wieder aus, mir aber sei drei Tog im Kampf kesin, un misse kleich wieder furt." Der Mann hatte recht, wir konnten's selbst nicht begreifen. Das sind Anordnungen des Oberkommandos, die ihre bestimmten Gründe haben. Auch spielt der Zufall eine große Rolle dabei.

Wie sonderbar es im Kriege zugeht, zeigen folgende Beispiele: Die erste Kompagnie unseres Regiments hatte im ganzen Feldzuge nur einen Verlust von 15 Mann an Toten und Verwundeten zu verzeichnen, dahingegen die sechste 150 Mann. So im kleinen wie im großen. Welch ein Unterschied zwischen dem III. Armeekorps und dem VI. Ersteres hatte die allergrößten, letzteres nur minimale Verluste. Es war eben meines Wissens nicht eher ins Feuer gekommen wie bei der Belagerung von Paris. Ich glaube, es gibt in einzelnen Korps Regimenter, welche allein mehr verloren haben, wie das ganze VI. Armeekorps. Ging doch das 16. Regiment bei Mars-la-Tour mit 51 Offizieren und 2700 Mann in den Kampf und es brachte nur 11 Offiziere und zirka 900 Mann zurück. Wen's trifft, den trifft's, wer's Glück hat, kommt davon.

Als unser Regiment in Orleans eintraf, meldete ich mich bei unserm Hauptmann, welcher weiter keine Fragen an mich stellte, denn er war ja durch meinen Brief über alles aufgeklärt. Also stand ich wieder in Reih und Glied.

Die Tage in Orleans wurden außer Wachtdienst — die Wachtmannschaft betrug jedesmal 400 Mann — dazu benutzt, Waffen, sonstige Ausrüstung, Uniform und besonders das Schuhwerk in Ordnung zu bringen. Letzteres war dringend nötig, denn es befand sich in sehr bedenklichem Zustande. Obgleich die Schuhmacher im Regiment fleißig arbeiteten und auch gegen gute Bezahlung Zivilschuster herangezogen, resp. gezwungen wurden, konnte das Übel nicht behoben werden. Die Kräfte genügten bei weitem nicht. Auch die Beinkleider waren bei manchem schlecht, und man fing schon an, Zivilkleider zu verwenden. Waffenrock und Helm mußten unter allen Umständen bleiben und durften nicht durch fremde Sachen ersetzt werden. Auf einem Appell, wo ein Mann ein Paar Wasserstiefel und ein anderer eine dunkle Zivilhose mitgebracht hatte, sagte unser Hauptmann: „Ihr dürft alles nehmen, was zu Eures Leibes und Lebens Nahrung und Notdurft gehört oder nötig ist, aber ich will es wissen und sehen." Stiefel und Hose durften die beiden Füsiliere verwenden.

Man kann sich denken, daß der Place du Martrois, wo sich das Reiterstandbild der Jungfrau von Orleans befand, von den deutschen Kriegern stark besucht wurde. Da wir in der Nähe lagen und auf dem Platze mehrmals dienstlich antreten mußten, bekamen wir das schöne Denkmal öfter zu sehen. Meistens sah man hier betende Frauen, welche man natürlich ungestört ließ. Gerade wie der Platz durch dienstlich Angetretene bestellt war, kam eine alte, vornehme, weißhaarige Dame, ganz in schwarz gekleidet, welche einen Kranz an den Stufen des Denkmals niederlegte und dann lange betete. Die patriotische Dame mochte wohl inständig bitten, die damals so tapfere Jeanne d'Arc möge auferstehen und die verhaßten Barbaren vernichten. Wir störten sie nicht, uns schadete es nicht und geholfen hat ihr Bitten auch nicht.

An diesem Denkmal waren die jungen, von Begeisterung beseelten Gambettaschen Regimenter in dem festen Glauben, die Deutschen zu besiegen, vorbeigezogen und hatten in hellem patriotischen Enthusiasmus der Jungfrau zugerufen und gejubelt, ja geschworen, den Feind zu besiegen, und um ihre Hilfe gebeten. In der phantasiereichen Einbildungskraft wurde geglaubt, sie hätte ihnen zugenickt, und die Truppen waren, so durch Hoffnung gestärkt, vorgestürmt. In gleicher Weise waren Regiment auf Regiment gefolgt, und durch den Kanonendonner und das Knattern der Gewehre berauscht, ebenfalls hier vorbeimarschiert, begleitet von den Segenswünschen der betenden Bürger und Frauen. Denn

während des dreitägigen Kampfes ist das Denkmal fortwährend von Gruppen betender Einwohner umlagert gewesen, welche in steter Ablösung aushielten, bis sie durch die ersten, eiligst sich zurückziehenden französischen Truppen aufgeschreckt wurden und weinend und klagend den Platz verließen. Nach dreitägigem Ringen, in welchem es den Franzosen mehrmals vorübergehend gelang, Terrain zu gewinnen, gaben sie hier ihr fruchtloses Bemühen auf, und kamen, im Eilschritt zurückflutend, wieder am Denkmal vorbei. Diesmal die Blicke abgewandt, das Haupt gesenkt. Sie wagten nicht, die Reiterin anzusehen, und wenn einer scheu hinauf sah, so war's ihm, als hätte diese ihm einen verächtlichen strafenden Blick zugeworfen. Vorbei, vorbei „sauve qui peut", denn hinter ihnen her, dicht auf den Fersen, folgten die „bleu diables" und die blonden reckenhaften Norddeutschen von der Waterkant. Sie waren wieder da, die Barbaren, welche schon im Oktober hier das Reiterbild umstanden hatten. Doch jetzt hatten sie keine Zeit, um sich mit historischen Begebenheiten zu befassen oder Kunststudien zu machen. Coulmiers, von wo sie, von siebenfacher Übermacht erdrückt, zurückgedrängt wurden, und Orleans, das sie räumen mußten, sollte heimgezahlt werden und das gründlich. Die Deutschen folgten den Flüchtigen und ließen nicht locker, bis sie bei der Stadt Beaugency und Umgegend nochmals einen harten Strauß, welcher wiederum drei Tage währte, mit den weit überlegenen Kräften der Chanci'schen Armee ausfochten. Hier hielten sie die Franzosen fest und der geplante Durchbruch wurde vereitelt. Dann kamen die Bayern endlich hier zur Ruhe.

Unser Quartier an der Ecke von zwei Straßen, deren eine nach der Kathedrale, die andere nach der Loirebrücke führte, war bei einem bedeutenden Metzger, Monsieur Coutau, den Verhältnissen nach gut. Hier lag wieder ein großer Teil unserer Wuppertaler Gruppe zusammen. Das Quartier war dadurch noch besonders angenehm, weil die Großmutter des Metzgers eine Deutsche war. Alles machten wir durch Madame Ruf. So war ihr Name. Sie stammte aus Süddeutschland. Von ihr erfuhren wir auch viel über Orleans und die Leiden des Krieges, denen die Stadt durch das fast monatelange Hin- und Herziehen der feindlichen und eigenen Armeekorps ausgesetzt war. Der Metzger war ein großer kräftiger Mann. Obgleich er Stockfranzose war, sah er dennoch mehr wie ein Deutscher aus, das machte wohl das deutsche großmütterliche Blut. Der Mann sowohl wie seine junge, überaus hübsche Frau waren immer in still-trauriger Stimmung. Kein Wunder, das Geschäft fast stillliegend und

trotzdem die großen Opfer. Bald Freund, bald Feind in der Stadt, da sah man keine frohen Gesichter. Es ist nicht angenehm, den Jammer eines Volkes mitanzusehen. Wie ein großes stilles Weinen ohne Tränen, ein Klagen ohne Worte. Wer Gefühl hat, fühlt mit.

Durch Madame Ruf hatten wir erfahren, daß etwas weiter, in einer andern Straße, ein deutscher Wirt wohne, welcher gutes Bier hätte, „Monsieur Müllèr“. Er hatte es also für gut befunden, ein Akzent über sein e zu setzen. Wir natürlich hin. Bei Monsieur Müllèr ging es lustig zu. Er hatte die Tage, überhaupt die ganze Zeit hindurch, so lange hier Deutsche lagen, viel zu tun, machte ein brillantes Geschäft, war aber doch nicht in Stimmung. Ich fragte ihn mal, warum er denn nicht lustig wäre, er verdiene ja Geld wie Heu. Ja, meinte er, das ist ja wohl wahr, aber durch den unseligen Krieg und besonders dadurch, daß deutsche Soldaten fortwährend bei mir verkehren, mache ich mich verhaßt. Wenn mal Schluß ist und alle Deutschen weg sind, geht's mir an den Kragen. Ich erwiderte, dann machen Sie auch Schluß und gehen wieder nach Deutschland. Dazu hatte er keine Lust. Es kam mir so vor, als wenn er daheim etwas auf dem Kerbholz hätte und darum keine Sehnsucht nach Deutschland. Wie's ihm später ergangen ist, weiß ich nicht.

Obwohl wir unsern Bezirk aus sehr triftigen militärischen Gründen nicht verlassen sollten, konnte ich es doch nicht unterlassen, darüber hinauszugehen, um mir auch andere Stadtteile anzusehen. Ich schlenderte so durch die Straßen und gewahrte in einer derselben den Eingang zu einer sehr alten Kirche. Ich ging hinein, um mal einen Blick in das Innere derselben zu werfen. Da sehe ich, daß der ganze innere Raum, sowie die Gänge eine Unzahl von Pferden beherbergen. An den reich mit Malereien gezierten Wänden hängen Sattel und Zaumzeug. Heu ist an verschiedenen Stellen hoch aufgeschichtet und die Trainsoldaten — denn diese Kolonne hatte hier ihre Pferde stehen — putzten, striegelten, fütterten, als wenn sie daheim im Kavalleriestall gewesen wären. Not kennt kein Gebot. Wohin auch mit den Pferden, wenn's an Ställen fehlt? Kirchen sind im Kriege von jeher gute Nothelfer gewesen. Entweder brauchte man sie zu Lazaretten oder zu Massenquartieren für Truppen, zu Magazinen oder auch zu Pferdeställen. Die Kathedrale war ein Menschen- und diese Kirche hier ein Pferdestall. In solchen Fällen hört alle Rücksicht und Pietät auf.

In dem Revier, wo Regimenter des IX. Armeekorps lagen, traf

ich mit ehemaligen Kameraden des 36er Regiments zusammen und zwar von derselben Kompagnie, bei welcher ich während des Mainfeldzuges, resp. des schweren Kampfes bei Üttingen und Roßbrunn gestanden. Die Freude war groß und ich mußte mit in ihr Quartier. Da gab's viel zu erzählen und zu fragen. Ich erfuhr, daß Hauptmann v. Roeben, welcher 1866, nachdem unser Hauptmann gefallen, als Premierleutnant die Kompagnie geführt, jetzt vor einigen Tagen bei Cercottes elend ums Leben gekommen sei. Er habe während des Vormarsches auf den Ort, welcher erstürmt werden mußte, ein weggeworfenes französisches Gewehr ergriffen und dieses mit den Worten: „Aus dieser Knarre soll kein Franzose mehr schießen", zerschlagen. Im selben Augenblicke sei v. Roeben tot zusammengesunken. Alle Kämpfe in den beiden Feldzügen hatte er glücklich überstanden, nun entleibte er sich unfreiwillig mit einem feindlichen Gewehr!

Ferner erzählten sie mir von dem Überfall auf ein Kommando des Regiments durch die Garibaldianer bei Auxon, wo von diesen drei Schwerverwundete 36er im „Maison des soeurs de Langre" in ihren Betten, in Gegenwart der wehrenden, weinenden Schwestern durch Dolch- und Bajonettstiche ermordet wurden. Eine unmenschliche, bestialische Banditentat. Die drei Ermordeten waren Meves und Müller III von der zweiten, und Krause von der 7. Kompagnie. — Mit Mühe kam ich von den alten lieben Kameraden los.

Bei einem anderen Spaziergange kam ich an die Loirebrücke. Hier lagen zwei kleine feindliche Flußkanonenbote. Bei dem schnellen Rückzuge der Franzosen und unserm sofortigen Nacheilen hatte man diese beiden Bote zurücklassen müssen. Ob sie irgendwo in Tätigkeit gewesen sind und uns Schaden zugefügt haben, ist mir nicht bekannt. Später sind sie demontiert und nach Deutschland versandt worden.

Am 9. Dezember war's aus mit unserer Ruhe in Orleans. Das Regiment mußte als linke Seitendeckung Loire aufwärts nach Jargeau marschieren. An diesem Tage sollten wir unerwartet und unvorhergesehen eine Doppelmarschleistung in Schnee und Eis machen. Wir rückten über die Brücke auf das jenseitige Ufer auf der Straße, welche links stromaufwärts führt, glitschend und gleitend unserm fünf Wegstunden entfernten Ziele zu, wo wir dann auch zwischen ein und zwei Uhr nachmittags ankamen. Nun, der Marsch ließ sich ja leisten, aber anstrengend war er doch gewesen. Die Unterbringung des Regiments in dem kleinen Ort bot insoweit Schwierigkeiten, weil ganze Straßen-

fronten mit der Bezeichnung: „Hier sind die Pocken", versehen waren. Mit vieler Mühe wurde es endlich erreicht, die Leute truppweise unterzubringen. Einige hatten derweilen, bis sich alles regeln würde, ein am Sammelplatz liegendes Restaurant betreten, tranken Bier und spielten Billard. Doch war noch nicht mancher Ball gemacht und fast alle noch beim ersten Glase, da blies es Alarm. Die Billardstöcke flogen beiseite. Der Inhalt der Gläser wurde schnell hinabgestürzt und fort ging's. Bezahlen, ja dazu war keine Zeit, ein andermal, wenn wir wiederkommen. — Was war denn los? Man hörte doch keine Schüsse. „Antreten!" Das Gewehr über! Rechts um, marsch!" Und trippel trappel, ging's ohne Tritt auf demselben Wege zurück, auf welchem wir gekommen waren. Es war Gegenbefehl gekommen. Die Ansicht, der Feind stände mit seinen Hauptkräften bei Bourges, hatte sich als falsch herausgestellt. Die Franzosen standen unterhalb Orleans zwischen Beaugency und Cravant und versuchten schon seit zwei Tagen hier den Durchbruch nach Paris zu erzwingen. Sie hatten es klug überlegt und unser Oberkommando getäuscht. Der Herzog von Mecklenburg hatte dem Vordringen dieser Massen gegenüber einen harten Stand, und besonders das schwer mitgenommene bayerische Korps von der Tann mußte in diesen Tagen wieder den Hauptansturm der Franzosen, gerade wie fünf oder sechs Tage vorher bei Orleans, abwehren. Nun galt es, im Eilmarsch diesen zu Hilfe zu kommen, darum mußten wir sofort an demselben Tage wenigstens wieder bis Orleans zurückmarschieren. Donnerwetter, das war eine harte Pille. Eine große Anforderung, aber sie mußte geleistet werden. Da noch kein Mann des Regiments etwas zu essen bekommen hatte, wurde nach kurzem Marsch Halt gemacht und abgekocht. Zum Glück waren die nötigen Viktualien mitgenommen worden.

Als zum Weitermarsch angetreten wurde, war's dunkel, denn wir befanden uns in der Zeit der kurzen Dezembertage. Der Schnee gab der Dunkelheit wenigstens etwas Reflexlicht. So tapsten und stampften wir denn in die Nacht hinein und kamen, natürlich hundemüde, nach Mitternacht wieder in der Vorstadt bei Orleans an, wo das erste und unser Füsilier-Bataillon einquartiert wurden; das zweite marschierte in die Stadt. Gruppenweise wurden uns in der Finsternis die einzelnen Häuser angewiesen, und bald bummsten die Kolben gegen die Haustüren, so daß die Bewohner erschreckt und meistens im Nachtgewand an die Türen liefen, mit ängstlichen Gesichtern öffneten und die deutschen

Krieger einließen. Auch wir vier Kameraden, die an ein sehr kleines altes Häuschen gewiesen wurden, gaben ein paar kräftige Kolbenstöße gegen die alte schwere Tür und riefen: „ouvre la porte!“ und gleich darauf wurde es drinnen lebendig. Die Tür öffnete sich, und ein sehr hagerer Greis mit einem Lichtstumpf in der Hand, stand halb angekleidet vor uns. Bereitwilligst machte er Platz und ließ uns eintreten. Das armselige Häuschen mit seiner dürftigen Einrichtung hatte nur einige Räume, welche von diesem Greis und seiner dito alten Frau bewohnt wurden. Diese guten alten Leute boten uns ihr Nachtlager an und wollten selbst den Rest der Nacht auf Stühlen zubringen. Erfrischungen konnten sie uns nicht bieten, sie hatten nur etwas Brot. Wir lehnten selbstredend alles ab und streckten uns auf den Fußboden hin, indem wir den Tornister unter den Kopf schoben. Der Greis sah, daß ich mich mit meinem rechten Fuß beschäftigte, an welchem ich eine Wasserblase hatte. Sofort holte er eine Stopfnadel mit einem Wollfaden, zog diesen hin und her durch die Blase, und siehe, das Wasser lief heraus. Dann kam er mit einem weißen Lappen, welchen er mit Talg bestrich, und verband mir kunstgerecht den Fuß. Dabei erzählte er, daß er als Grenadier unter Napoleon le grand gedient und als solcher alle Kriege mitgemacht habe. Wie diese lange, hagere, knochige Gestalt in dem nur spärlich von einem Kerzenstumpf beleuchteten Raume stand, glaubte man einen Geist zu sehen, und ich dachte an die Worte: „Nachts um die zwölfte Stunde verläßt der Tambour sein Grab“, denn der alte Grenadier, im Alter zwischen 80 und 90 Jahren, sah wirklich aus, als sei er soeben dem Grabe entstiegen. — Trotzdem wir auf dem harten Fußboden lagen, schliefen wir bald ein, denn es war uns nur eine kurze Nachtruhe von einigen Stunden gewährt. Um vier Uhr früh hieß es schon wieder aufstehen und fertigmachen. Der alte Grenadier hatte Feuer gemacht und Kaffee gekocht, so konnten wir uns durch einen warmen Trunk und ein Stück Brot wieder für den neuen Marsch stärken.

Von Orleans bis Blois.

Es war dunkle Nacht, als wir zum Weitermarsch an dem alten, hier in der Vorstadt der Jeanne d'Arc errichteten Denkmal antraten. Langsam setzten sich die Bataillone in Bewegung, denn die Glieder waren noch steif und ungelenk durch die gestrigen Überanstrengungen und die kurze schlechte Nachtruhe. Ohne Tritt ging's über die Loire-

brücke aufs rechte Ufer und an diesem stromabwärts an der nächtlich düsteren Häusermasse entlang. Nächtliche Stille in der wie trauernd daliegenden Stadt, still auch bei uns im Gliede. Halb im Schlaf wie alles ringsumher, trabten wir im knirschenden Schnee weiter.

Allmählich ging's besser, die Glieder wurden gelenkig. Orleans lag hinter uns, und so marschierten wir auf der Straße, auf welcher sich nach der Schlacht bei Orleans ein großer Teil der geschlagenen französischen Armee zurückgezogen hatte. Im Halbdunkel erkannte man hie und da noch die bekannten Spuren, welche den Rückzug einer geschlagenen, verfolgten Armee kennzeichnen. So wie der Tag graute, hörte man dumpfe Kanonenschläge. Aha, hieß es, dahinten beginnt das Tagewerk schon wieder. Solch eine Musik macht munter. Die gesenkten, noch schläfrigen Köpfe hoben sich. Der Gehörsinn wurde schärfer, und sonderbar, ganz von selbst wurde das Marschtempo schneller. Nicht lange, so kamen wir in St. Ay an, wo sich unsere Brigade sammelte. Hier standen Gepäckwagen der Mecklenburger; auch sah man einige leichtverwundete Bayern und Hanseaten aus dem gestrigen Kampfe. Heute war's der dritte Tag des hartnäckigen Kampfes Beaugency-Cravant. Wir kamen dem Kanonendonner immer näher. Endlich passierten unsere Bataillone Meung, wo früh morgens die Bayern von den Franzosen angegriffen worden, diese aber, welche eine stärkere Rekognoszierung hierhin gemacht, bald wieder das Feld räumen mußten. Der Kirchturm war von einigen Kanonenkugeln durchlöchert; sonst sah man wenig Zerstörung. Nun ging's hinauf durch die Weinberge, welche schwer zu ersteigen waren, weil überall querdurch von Rebstock zu Rebstock Drähte gezogen waren, an welchen die Ranken sich ausdehnten. Das mußte hier vor wenigen Stunden ein schwieriges Kämpfen gewesen sein, denn die Bayern waren hier hinaufgestiegen, um die Franzosen, welche von oben herab feuerten, zu vertreiben.

O, o! Da hing ein braver Bayer, vornübergebeugt. Beide Arme über den Draht, den Kopf gesenkt, dem der Helm entfallen. Mit den Knieen berührte er fast die Erde. Das Gewehr lag unter ihm in dem gefrorenen Blute. In dieser Lage war er verblutet. Indem ich unter dem Draht durchkroch, sah ich ihm unwillkürlich ins Gesicht. Wie eigen es doch ist, in so junge gebrochene Augen zu sehen. Einige Schritte weiter, wieder ein gefallener Bayer. Er lag unter den Reben in einer großen Blutlache. An diesen Rebstöcken würde wohl der dunkle Rotwein im nächsten Jahre noch dunkler? Mühsam arbeiteten wir uns

hinauf. Oben kamen wir auf die Hochfläche an das Dorf Les Monts. Hier mußten wir einige Zeit warten, bis sich alle eingefunden hatten. Vor einem Hause am Ort waren bayrische Kürassiere abgesessen. Sie hatten einem großen Fasse Wein den Boden eingeschlagen und schöpften nun mit allerlei Geräten den Wein heraus. Ein Kürassier, welcher eine Gießkanne, an welcher die Brause fehlte, voll Wein hatte, frug mich: „Kamerad, wilscht a mol trinke?" Natürlich wollte ich trinken. Er hielt mir das Rohr an den Mund, und ich sog mit wahrem Wohlbehagen ein ordentliches Quantum ein. Dann nahm er meine Flasche und füllte diese. „So", sagte er, „kezt keh, deine Leit sei schon anketrete." Richtig, da marschierten sie schon ab. Ich trabte hinterher. Da kam querüber eine bayrische Batterie, welche zum Kampfplatz eilte. O weh, da fehlten viele Bedienungsmannschaften. Sobald diese vorbei war, trabte ich wieder los. Eine Eskadron bayrischer Kürassiere ritt in derselben Richtung. Der Rittmeister sah nach meinen Achselklappen und fragte, von welchem Armeekorps ich wäre. Ich antwortete vom X. Ja, wo ist denn das? Alles hier, Herr Rittmeister, da vorn geht unsere Brigade. Da machte der Herr ein frohes Gesicht und rief laut: „Gott sei Dank!" Wie ich dann noch hinzufügte, unsere ganze Artillerie sei schon im Feuer, teilte er dieses freudig seinen Reitern mit. Ich erreichte unsere Kompagnie und trat in die für mich freigelassene Lücke ein.

Auf der Hochfläche machten wir halt, denn es war Mittag, und da wir im zweiten Treffen standen, durften wir abkochen. Schnell ging's ans Werk. Ein Teil machte Kochgräben, der andere sorgte für Holz, und der Zug, zu dem ich gehörte, mußte Wasser holen.

Trotzdem wir ja seit anderthalb Tagen eigentlich nur einmal gegessen, und in diesen 36 Stunden 18 Stunden auf Marsch gewesen waren, wunderten wir uns, nicht sofort durch den vor uns liegenden Wald ins Gefecht geführt zu werden. Es mußte wohl nicht nötig sein, weil vom ganzen X. Korps nur die Artillerie im Feuer war. Jenseits des Waldes, aus welchem ab und zu einzelne verwundete und auch unverwundete Bayern herauskamen, war ein wahrer Höllenlärm und die Wölkchen der französischen Zeitzünder tanzten ununterbrochen in der Luft herum. Es schien, als ob der Schlußakt des dreitägigen Kampfes mit einer großen artilleristischen Aktion enden sollte. Arbeiteten doch mehrere hundert Kanonen gegeneinander. Die hier kämpfende französische Armee verfügte allein über 300 Stück.

Da wir das Wasser von einem Gehöft links vor uns, dem französischen

rechten Flügel gegenüber, holen mußten, konnten wir einen Blick in das hier heiß umstrittene Terrain werfen, denn das Gehöft lag auf einer Anhöhe. Es war, wie überall bei derartigen Kämpfen, Pulverdampf und Kampfgetöse. Wer da unten nichts zu suchen hatte, blieb am besten mit der Nase weg. An dem Gehöft, wo viele Wasser holten, sah's übel aus; denn hier mußte wohl Artillerie gestanden haben, weil die Toten, welche hier lagen, teils zerrissen oder schwer verstümmelt waren. An einer etwas geschützten Stelle lagen amputierte Gliedmaßen und blutige Fetzen. Da konnte man einen Blick in die sogenannte Kriegsküche tun, um sich den Kriegsappetit zu verderben. Raubtiere können sich gegenseitig sehr zerfleischen, aber die Menschen können's noch besser. —

Die Feuer brannten, man wartete auf uns. Sowie das Wasser da war, ging's Kochen los. Jeder holte sein Stück Erbswurst, welche er als „eisernen Bestand" bei sich hatte, hervor, warf's ins kochende Wasser und rührte, so gut es ging, mit dem Löffel oder einem Holzspahn darin herum, bis die Masse breiig wurde. Wir armen, ausgehungerten Kerle freuten uns mächtig auf den warmen Brei oder die Suppe, je nachdem mehr oder weniger Wasser drin war. Da kommt plötzlich das Kommando: „An die Gewehre!" Welche stülpten den Kessel mit dem ganzen Inhalt um, andere liefen unschlüssig hin und her, griffen dann aber auch zu und schütteten voller Unmut mit einem derben Fluch und wütender Gebärde das, wenn auch armselige, doch jetzt vom hungrigen Magen so begehrte Essen aus. Ich nahm den Kessel, in welchem ich mit meinem Kameraden August Wagner zusammen gekocht, in die Hand, obgleich ich mir dabei die Finger verbrannte. Während Wagner umhing, hielt ich den Kessel, dann nahm er ihn. „Gewehr in die Hand!" Das ging. „Das Gewehr über!" Da mußte ich den Kessel so lange hinsetzen. „Marsch!" Wupp hatte ich ihn wieder. Nun aßen wir abwechselnd je ein paar Löffel Suppe. Das war sehr beschwerlich und dabei beschlabberten wir uns die Uniformen.

Dieses war uns weniger unangenehm, als daß die gute Suppe verloren ging. Unsere Uniformen waren nämlich in demselben Zustande, wie 1813 bei den Truppen Yorks, über deren Zustand sich damals König Friedrich Wilhelm III. so mißbilligend äußerte. Nun, als ein Teil der Loire-Armee später in Versailles ankam, hat dieser wegen seiner Uniformen gewiß auch keinen guten Eindruck gemacht, aber eine mißbilligende Äußerung aus höherem Munde hat man nicht gehört, und

wir an der Loire, besonders Bayern und 17. wie 22. Division, waren von der ganzen Armee wohl die Zerlumptesten. Also der Uniform schadete es nicht. Wir bekamen doch etwas Warmes in den Leib. Der Hunger wurde doch in etwa gestillt. Ich sah, daß wir nicht allein die Klugen gewesen waren, andere hatten es auch so gemacht. —

Nun rückten wir noch bis Grande Chartre vor. Anstatt uns in den Kampf eingreifen zu lassen, wurde am Rande der Kriegsbühne Halt gemacht, und wir blieben am Walde hinter den Kulissen stehen. So standen wir bis zum Abend, hörten den Riesenradau auf der Bühne, sahen verwundete Krieger, welche als Akteure mitgewirkt, als nicht mehr mitspielfähig von dieser abtreten, hörten einige zu weit gezielte Granaten über uns weg heulen und sahen dann, wie die hereinbrechende Nacht den schwarzen Vorhang herabließ und dadurch den letzten Akt dieses eigentlich vieraktigen Dramas — denn schon am 7. Dezember begann das Vorspiel — beendete. Nun war's hier aus, weitere Aufführungen folgten.

Die armen Bayern! Sie hatten wieder die größten Opfer gebracht. Nun waren sie fertig. Bis auf 7000 Mann war das Korps von der Tann's zusammengeschmolzen. Wieder hatten die Franzosen ihren Hauptanlauf gegen diese gemacht, gerade wie bei Orléans. Wieder hatte der bayerische Löwe dem Feinde seine Tatzen fühlen lassen, aber nun lag er, aus vielen Wunden blutend, heilungs-, ruhe- und schonungsbedürftig an der Stelle, wo er den Feind zurückgeschlagen, am Boden. Endlich wurden die nun wirklich kampfesmüden „bleu diables" abgelöst; durften nach Orléans zurückmarschieren und sich schonen, um zur Weihnachtszeit nach Paris zu marschieren. Auch die 17. und 22. Division hatten wieder wie bei Orléans feste mit eingegriffen, aber dem bayrischen Löwen blieb doch der Löwenanteil. —

Ob die Bayern am Abend dieses Tages noch nach einer entfernteren, weit von uns liegenden Stelle rückten, ist mir nicht bekannt. Sie hatten während des Kampfes grade voraus gestanden und wir hätten nur durch den Wald zu gehen brauchen, um sie tatkräftig zu unterstützen. Wie würden sie sich gefreut haben! Wir hätten's ganz gern gemacht, denn das untätige Halten hinter der Front war fürchterlich. Daß die Bayern kampfesmüde waren, nachdem sie eigentlich zehn Tage ohne Unterbrechung im Feuer gewesen — denn am 4., 5. und 6. Dezember hatten sie bei der Verfolgung, und um Fühlung mit dem Feinde zu halten, immer kleine Gefechte gehabt — ging daraus hervor, daß wir eine ziemliche Anzahl versprengter unverwundeter Bayern, welche aus dem vor uns

liegenden Walde herauskamen, aufnahmen und bei uns einstellten. Dieselben wurden auf die verschiedenen Kompagnien verteilt und zu jedem Dienst herangezogen. Sie blieben bei uns bis zum 6. Januar, dann wurden sie ihrem Korps nachgeschickt. Wären die Bayern am Abend des 10. Dezember durch Meung marschiert, so hätten sie ihre versprengten Leute wieder mitnehmen können.

Nachdem, wie gesagt, der Vorhang vor der blutigen Bühne herunter gelassen und die Nacht ihren dunklen Schleier über all diese Schreckbilder gebreitet hatte, marschierten wir wieder nach Meung zurück, wo wir vormittags angekommen und in dem festen Glauben, bei Cravant in den Kampf mit eingreifen zu können, hinaufgestiegen waren. Auch der tapfere Großherzog von Mecklenburg lag mit seinem ganzen Stabe hier, und unser Regiment mußte für ihn eine Schutzwache stellen. Nun, der hatte es verdient. Aber Wache schwitzen für andere fürstliche Schlachtenbummler war immer unangenehm.

Wir wurden in Meung sehr dicke einquartiert. Unsere Korporalschaft lag in einem Gebäude, in welchem ich sonst niemand gesehen habe. Nachdem ein langer Raum als Aufenthalts- und Schlafraum gewählt war, ging's ans Suchen nach Nahrung. Nach langem, erst vergeblichem Bemühen fanden wir Kartoffeln. Nun waren wir schön heraus. Heisa, jetzt gab's Pellkartoffeln mit Salz. Wir brauchten uns also nicht hungrig niederzulegen. Während sich nun ein Teil mit der Zubereitung der Kartoffeln beschäftigte, gingen mehrere andere, wozu auch ich gehörte, um Stroh herbeizuschaffen; denn sofort, nachdem wir etwas genossen hatten, wollten wir uns niederlegen. Aber Stroh war rar und der Ort so gut wie ausfuragiert. Endlich sahen wir Ulanen, welche aus einem umschlossenen Hof mit Gebäuden Strohbündel herausschafften und diese auf die Straße niederlegten. Wir stellten uns wie richtige Spitzbuben hinter eine nahe Hausecke, warteten einen günstigen Augenblick ab, brachen plötzlich gemeinsam hervor, ergriffen jeder zwei Bündel und verschwanden damit, so schnell wir konnten. Dann, als wir unsern Raub in Sicherheit gebracht, gingen wir wieder auf die Straße, um mal zu sehen, was die Ulanen für Gesichter machten, wenn sie kein Stroh mehr fanden. Sofort kamen diese auf uns zu und meinten, wir wären wohl die Strohräuber, welche Beschuldigung wir uns natürlich verbaten. Nachdem wir uns an den guten Pellkartoffeln den Bauch recht voll gegessen hatten, streckten wir unsere müden Glieder auf dem gemopsten Stroh aus und schliefen über alle Maßen gut.

Am andern Tage sollten wir die 17. Division ablösen, weil man glaubte, die Franzosen würden noch mal standhalten. Diese hatten sich aber unter dem Schutze der Nacht, nachdem sie eine Arrièregarde zurückgelassen hatten, rückwärts konzentriert. Ein Ablösen der in letzter Zeit sehr mitgenommenen Division gab's nicht. Diese war schon wieder hinter einen Teil der französischen Armee her, mit welcher sie einige Tage später am Loir (Le Loir, ein kleiner Nebenfluß von La Loire) zusammenstieß, wo sich die Verfolgten dem Verfolger stellten und es mal wieder beiderseitig blutige Köpfe gab. — Wo gehobelt wird, gibt's Späne. —

Wir traten frühzeitig an und marschierten auf Le Mée zu, einem für die Kämpfe bei Beaugency-Cravant bekannten Ort, weil hier die 17. Division am 8. Dezember nach hartem Kampf die Franzosen verdrängte und nun wie Blücher bei Waterloo hervorbrach, und so verhütete, daß eventuell die Bayern von Chancys riesiger Übermacht überrannt würden. Schlimm genug sah es in dem Terrain rechts und links der Straße vor Le Mée aus. Hier waren die Hanseaten gegen das Dorf vorgegangen. Frische Gräber mit einfachen Holzkreuzen oder den Helm des Gefallenen drauf gestellt, gab es viele, auch noch unbeerdigte Opfer. Langausgestreckt, so wie er im Vorstürmen gefallen war, lag da, wo ich ging, ein schlanker blonder Norddeutscher. Er harrte noch der Bestattung. Die da liegen, haben ihre Schuldigkeit getan. Der Kampf geht weiter. Die Beerdigung, wenn die eigene Truppe weiter muß, überläßt man den Nachfolgenden oder den Einwohnern der Ortschaften, welch letztere wenig Umstände machen, und sich nicht um Namen und Herkunft kümmern. Ein Grab, hinein, zu. „Prussiens dormez bien."

Hier bei Le Mée sammelte sich die ganze 19. Division und ging über Villorceau und Oringny gegen Laveau-Josnes vor. Wir waren auf dem rechten Flügel, vor uns die 78er, links von uns die 16er und 57er, in den Zwischenräumen die Artillerie. Vorn, um nach dem Feinde zu spähen, ritt die Kavallerie. Das Wetter war prächtig und es sah imposant aus, wie die ganze Division auf der Hochfläche wie bei einer Besichtigung vorrückte. Auch hier waren die Weinfelder mit Draht durchzogen, für Freund und Feind ein lästiges Hindernis. Die schönen Weinstöcke, wie wurden sie hier zusammengetreten, Gott Bacchus muß ja förmlich „Au" geschrieen haben.

Um Mittag wurde bei Villorceau Halt gemacht und abgekocht. Diesmal ging's besser wie Tags zuvor, wir konnten unsere Erbswurstsuppe in aller Ruhe verzehren. Ich hatte noch eine Handvoll Pell-

kartoffeln im Brotbeutel. Diese schnitt ich hinein, so schmeckte und bekam die Suppe besser, welche ohne Zutaten fast zu scharf schmeckt. — Rechts hin nahe einem Waldrande lagen ganze Reihen gefallener Franzosen. Es sah so aus wie auf einem großen Schlachtengemälde, wo im Hintergrunde durch Farbenklexe und Pinselstriche gefallene Krieger angedeutet werden. Das war auch so eine Stelle, wo der Schnitter Tod mit seiner gewaltigen Sense die Reihen niedergemäht hatte, wie der Landmann blaue Kornblumen und roten Mohn beim Mähen. Eine reiche Erntestelle für den Knochenmann!

Bald ging's wieder an die Gewehre und die Division teilte sich. Wir und die 78er gingen gegen Trougny-Josnes, die 16er und 57er gegen Serqueu vor. Bald gab's vorn Geknatter; die 9. Dragoner waren auf die Nachhut der Franzosen gestoßen. Nun ging das zweite Bataillon von uns vor und wir Füsiliere folgten. Chasseurs à Cheval waren's, welche Trougny besetzt hatten; sie wurden aber von den Musketieren schnell vertrieben. Dann zeigte sich jenseits des Dorfes eine lange Schützenlinie, welche auch nicht standhielt und sich bald drückte. Gerade da, wo wir untätig standen, entwickelte sich vor uns ein Gefecht mit Teilen der 38. Brigade. Die 9. Dragoner, welche hier auch auf den Feind stießen, kamen von dort zurück und schwenkten dicht vor uns, wieder Front nach dem Feind, ein. Da sinkt ein Dragoner lautlos aus dem Sattel. Er hatte in dem Augenblick der Kehrtschwenkung einen Schuß durch den Kopf bekommen. Eben hatte ich noch, vor der Schwenkung, sein frisches, junges Gesicht gesehen, Leben und Gesundheit; einige Sekunden später fiel er tot vom Pferde. Ein schöner, schneller Reitertod, nur allzu früh, viel zu früh. Sein Pferd blieb stehen und schnupperte nach dem herabgesunkenen Reiter hin. Seine zwei Nebenreiter stiegen ab, der eine erfaßte die Beine so, als wenn man eine Schiebekarre rückwärts zieht, der andere griff unter beide Achseln, dann trugen sie den Toten an den Dorfweg und legten ihn an die Böschung. Fertig. Die Dragoner saßen wieder auf, und da jetzt mehr Kugeln pfiffen, welche für die hoch im Sattel sitzenden Reiter gefährlich wurden, schwenkten diese ab. Das reiterlose Pferd trabte mit. Jetzt kamen immer mehr Kugeln, dicht um und über uns. Darum befahl unser Hauptmann, vom Wege ab, unterhalb der Böschung, Stellung zu nehmen. Der gute Herr war immer besorgt um seine Füsiliere. Wir konnten's nicht lassen, wieder hinaufzugehen, denn das Schauspiel war zu schön, auch gingen die Schüsse wieder höher. Das Gehöft Mortais wurde

nämlich von den 16ern und 57ern durch plötzlichen Überfall genommen. Da es mittlerweile stockdunkel geworden war, sah es interessant aus, die Schüsse aufblitzen zu sehen. Dann kam ein kräftiges deutsches Hurrah! und „sauve qui peut“ verschwanden die Franzosen oder wurden gefangen genommen.

Das Wetter war umgeschlagen; es kam so ein recht unangenehmer kalter, dünner Dezembernebel aus der Luft. Nun mußte unser Füsilier-Bataillon zwei Kompagnien zum Vorpostendienst stellen. Diese wurden ausgelost. Wir hatten das fabelhafte Glück, uns zweimal freizulosen. Wenn hier auch nichts zu hoffen war, so kamen wir doch unter Dach und Fach. Die auf Vorposten ziehenden Kompagnien kamen die ganze Nacht nicht zur Ruhe, weil die mit ihren Kriegsfuhrwerken abziehenden Franzosen durch Wagengerassel, Signale und sonstigen Lärm sie in Spannung hielten. Na, wir waren unter Dach, wenn auch mit vielen Mannschaften eng zusammen. Nun ging in dem Gehöft, wo wir lagen, das Suchen nach trockner und nasser Nahrung los. Wo man hin kam, suchende, hungrige Soldaten. Trepp auf, Trepp ab. Auf dem Boden wie im Keller und allen sonstigen Räumen. Unsere drei Elberfelder nahmen zusammengebundenes Bettzeug für uns in Beschlag, breiteten es auf dem Hausflur aus. Immer blieben einer oder zwei von uns drauf liegen, damit es uns andere nicht stibitzten. Wie ich zum zweiten oder dritten Male in den Keller kam, wo alles herumsuchte, sagte ein Homburger Maurer: „Ihr Jongen, hier is ne frische Wand, ich kennen dat.“ Nun wurde einer der langen Balken, auf welchem die Weinfässer ruhen, genommen. Sechs oder acht Mann griffen zu, und auf Befehl des Maurers aus dem Ländchen wurde der Brescherenner benutzt. „Wenn ich sagen, einen Stüß, dann stüßt Ihr dogege.“ Na, nun ging's los. „Einen Stüß! Einen Stüß! Einen — wupp —“, da flogen wir mit dem Rennbalken vorwärts. Die Bresche war gemacht. Schnell war das Loch erweitert, so daß einer hineinsteigen konnte. Der erste, der hineinstieg, war ein Dragoner. Er machte Licht und fand ein Faß Wein. Holt Schanzzeug, dann schlagen wir den Boden ein. Schnell war einer fort. Als er sich weiter umsah, fand er eine Tonne voll Hafer. Hurra! rief er, Hafer für unsere armen Pferde. Nun kümmerte er sich nicht mehr um den Wein, sondern rief den anwesenden Dragonern zu, schnellstens seinem Beritt Nachricht zu geben, daß alle mit Freßbeuteln kämen. Dann rief er noch: „Erst unsere Pferde, das Saufen können wir nachher noch machen.“

Wir natürlich holten die Kochgeschirre, und nun wurde eingeheimst, wir den Wein und die Dragoner den Hafer. Da habe ich ein Hochachtungsgefühl bekommen für unsere blauen Reiter. Zuerst das Pferd und dann der Reiter, alle Achtung! Zu beißen gab's nichts, absolut nichts zu finden. Aber der Wein war sehr gut. Da setzten wir drei Landsmänner, Eduard Schr., August Wgr. und ich, uns auf unser Lager, nahmen den Feldkessel zwischen die Knie und tranken, tranken uns an dem köstlichen dunklen Traubenblut satt, so satt, daß wir keinen Hunger mehr spürten. Wir tranken unsern Feldkessel leer — fielen hin und schliefen. Der gute Rotwein in Frankreich war ein guter Nothelfer, besser wie alle sieben heiligen Nothelfer zusammen. Ja, es war für uns ein „Alliierter", allerdings gegen seinen Willen.

In der Nacht machten zwei auf Vorposten an der Straße stehende 78er einen guten Fang. Kam da ein Sergeant von den Chasseurs à Cheval geritten mit Briefen an Chancy, welcher samt Gambetta noch Tags zuvor hier gelegen hatte. Man ließ den Mann, welcher in der Dunkelheit die Doppelposten nicht gesehen, vorbeireiten und nahm ihn dann gefangen.

Um 9 Uhr am nächsten Tage brach die Brigade auf, wir Füsiliere mußten noch bis 10½ Uhr Josnes besetzt halten. Da stand unsere Kompagnie vor einem kleinen länglichen, sehr sauberen Häuschen. „Hört mal her, Leute!" rief unser Hauptmann. „In diesem Häuschen hat gestern früh noch Gambetta mit Chancy gesessen und beraten. Das hätten wir wissen müssen, die wären uns nicht entkommen." Dann zeigte er auf den gefangenen Sergeanten und fügte hinzu: „Dieser Sergeant hatte Briefe an den Oberbefehlshaber der Franzosen und ist diese Nacht abgefangen worden." Der kräftige blonde Sergeant, wahrscheinlich ein Elsässer, stand neben unserm Hauptmann und sah betrübt und ernst vor sich hin. Man hatte in der Nacht und am Morgen von den so geräuschvoll abziehenden Franzosen noch ein ganzes Bündel gefangen genommen. Diese standen rangiert vor uns. Unser Hauptmann, der gut französisch sprach, ging zwischen ihnen herum und sprach mit ihnen. Dann wendete er sich zu uns und teilte uns mit, daß die meisten dieser Leute noch vor acht oder vierzehn Tagen daheim bei Muttern gewesen wären. Damit müßten wir uns nun noch herumschlagen, das wäre schon gar keine Ehre mehr, das wäre ja unfähiges Kanonenfutter. Damit könne Gambetta uns gegenüber niemals etwas erreichen, sondern nur den Krieg unnötig und zwecklos in die Länge ziehen. Die Leute

hatten auch alle neue Uniformen an. Wir sahen dagegen aus wie Strauchräuber.

Indem wir nun, den anderen folgend, ebenfalls den Marsch auf Le Mer antraten und die Gefangenen mitnahmen, vermehrte sich deren Zahl immer mehr. Denn die 4. Kavallerie-Division, welche überall herum schwärmte und ohne Unterbrechung mit dem Feinde, besonders dessen versprengten Teilen in Berührung war, brachte einzelne und kleinere Trupps von Marodeuren oder Versprengten heran. Die meisten brachten die Blücherhusaren. Wo sich die Franzosen in Ortschaften festsetzten, mußten Teile unseres Regiments sie hinauswerfen. So hatten wir denn bei unserer Ankunft in Le Mer eine kriegsstarke Kompagnie zusammen. Um diese nun nicht weiter mitzuführen, wurden sie von einem Kommando weiter zurückbefördert.

Le Mer, welches vom Feinde besetzt sein sollte, fanden wir frei, es war vorher geräumt worden, und so konnte das Regiment hier Quartiere beziehen. Bei den Haussuchungen nach Waffen fand man im Keller eines Hauses ein geladenes Gewehr. Ein verdächtiger junger Mann aus dem Hause wurde zur Wache gebracht. Ob er sich nicht schuldlos fühlte und ein böses Gewissen hatte? Wie er glaubte, er dürfe es wagen, verduftete er plötzlich. Der Posten vorm Gewehr hatte aber seine Flucht bemerkt und sandte ihm eine Kugel nach, welche dem Leben des jungen Mannes ein Ziel setzte.

Den nächsten Tag mußten wir wieder den anderen Bataillonen nachfolgen, weil wir durch Gefangenentransporte und Feldtelegraphenbewachung so aufgehalten wurden, daß wir erst abends, bei strömendem Regen, in Menars eintrafen und bei dem hier schon liegenden ersten Bataillon eindoubliert wurden. Eine höchst einfache Sache, aber sehr unangenehm, weil jedes Quartier, obgleich schon stark belegt, nun verdoppelt wurde. Als 11. Kompagnie kamen wir zur dritten und hatten trotz der Überfüllung das Glück, durch das Entgegenkommen eines dortliegenden Wuppertaler Kameraden gute Aufnahme zu finden. Dieser meinte: „Wenn man Besuch bekommt, muß man für diesen auch sorgen.“ Er holte die einzigen in dem verlassenen Hause noch lebenden französischen Wesen, nämlich zwei Prachtkarnikel, hervor, schlachtete diese, schnitt sie in Stücke, setzte einen großen eisernen Kessel ans Feuer, füllte diesen so ziemlich mit Wasser und warf dann die Fleischstücke hinein. Später entnahm er aus einer Kiste etwas Mehl und setzte dieses der kochenden Masse zu. Nicht lange danach saßen wir hungrigen Gäste um den Tisch und

löffelten mit Wohlbehagen die Kaninchensuppe mit Mehlklößchen. Kamerad Röll war ein guter Koch. Beim Zubereiten rief er einem andern Wuppertaler zu: „Du Lipkes — Katernberger Jong — hölp ens!" Es diente nämlich bei der dritten Kompagnie auch ein Lipken vom Katernberg bei Elberfeld.

Nach dem Mahle gingen wir auf die Suche nach Wein. Da kamen wir in den Keller eines verlassenen Chateau, in welchem man bis an die Knöchel im ausgelaufenen Rotwein watete. Dieser strömte einen starken Weinduft aus. Wir konnten uns nur denken, daß die abziehenden Feinde diesen Frevel bei Ankunft des ersten Bataillons verübt hatten, wohl aus Rache gegen uns oder aus Mißgunst.

Da wir den nächsten Tag in Menars blieben, konnten die Kleidungsstücke mal ordentlich getrocknet werden, denn wir waren total durchnäßt angekommen. In der Ferne dröhnten wieder die Kanonen, der Großherzog von Mecklenburg hatte die Franzosen wieder bei den Hammelbeinen und haute sich bei Freteval tüchtig mit ihnen herum.

In Menars, wo wir, wie gesagt, eine Art Ruhetag hatten, weil unsere 20. Division bei Vendôme, also vor uns, mit dem Feinde in ernste Fühlung gekommen war, befand sich ein Schloß, Eigentum eines belgischen Prinzen. Dieses barg kostbare Kunstschätze und wurde deutscherseits geschützt. Der Einjährige Martin, welcher wegen seiner Sprachkenntnisse zum Regimentsstab abkommandiert war, lag in diesem Schlosse mit dem Oberst und seinem Stabe einquartiert. Martin nahm mich mit, und so konnte ich einiges von der künstlerisch schönen und wertvollen Einrichtung sehen. Schon allein der Treppenaufgang im Innern war sehenswert. Als Geländersäulenschmuck stand da die mediceische Venus, lebensgroß aus weißem Marmor. Die im Garten resp. Park befindlichen Skulpturen waren alle in Stroh verpackt und durch Bretterverschläge geschützt. In die Säle konnte Martin mich leider nicht führen, weil da die Offiziere waren.

Nach Menars kamen schlimme Tage. Das Wetter wurde schauderhaft. Prinz Friedrich Karl wollte mit seiner ganzen Armee die Franzosen bei Vendôme fassen. Er hatte das III. Armeekorps von Orléans und das IX. von Meung her herangezogen und unser X. Korps zog sich auf der Straße Blois-Vendôme zusammen. Es war das denkbar ungünstigste Wetter für einen Angriff, weil alles Gelände neben den Straßen und sogar diese selbst durchweicht waren; nichts wie Regen und Schlampampel. Unser Schuhzeug war in bejammernswertem Zu-

stande. Manche Leute liefen in Holzpantinen, welche sogar barfuß, oder sie wickelten sich Lappen um die Füße. Dann waren bei mehreren Leuten die Beinkleider so zerrissen, daß die Fetzen herunter hingen. Man sah allerlei Beinkleider, verschieden in Stoff und Farbe. Selbstredend war das Tragen von roten Franzosenhosen verboten, dagegen sah ich eine Kompagnie 57er, welche irgendwo lauter blaugraue Mobilgardenhosen erwischt hatte, die sahen sehr gut aus. Wegen unserer Zerlumptheit kamen allerhand Späße und Neckereien vor, z. B. „Junge, wenn dich so deine Frau sähe, dann ging sie hinaus und weinete bitterlich." Oder ein Wuppertaler sagte zu seinem Landsmann: „Du kannst deck got kratzen, denn du böß fottens am Fell." Doch den treffendsten Witz, über welchen damals viel gelacht wurde, machte ein trockener Oldenburger, welcher's faustdick hinter den Ohren hatte, über seinen Vordermann, indem er sagte: „Bi den Würdemann hebbt die Lüse man slecht, die Hälfte mut immer biwakieren." Dieses war sehr drastisch, aber wahr, denn es bezeichnete treffend den zerfetzten Zustand der Kleidung.

Die 20. Division war vor uns auf Vendôme zu recht feste im Gefecht. Wie sie die Franzosen zurückgedrängt hatte, rückten wir nach und blieben einige Zeit an der Böschung neben der Straße liegen. Einige von uns stiegen nach rechts auf das freie Feld. Hier auf dem erhöhten Punkt hatte Braunschweiger Artillerie gestanden, bei welcher die französischen Granaten leider zu gut eingeschlagen waren; denn eine ganze Reihe toter Artilleristen lag da in der Länge, wie die Batterie sich ausgedehnt hatte. Einer dieser braven schwarzen Braunschweiger hatte noch eine unkrepierte Granate von der Stärke eines Bierseidels in dem weichen Körperteile unterhalb des Brustkorbes, das Fleisch rundum war verbrannt. Ein Kamerad erfaßte die Granate und wollte sie hervorziehen. „Junge, laß das sein", rief ich, „laß sie ruhig sitzen, dem tut sie nicht mehr weh, entfällt sie dir aber und schlägt auf den Boden auf, sind wir verloren." Da ließ er sie dann langsam wieder los.

Als wir wieder an der Böschung saßen, kam Premierleutnant Völkers, welcher die 10. Kompagnie führte, an unserer Kompagnie vorbei getrabt. Wir riefen „Lehm op!" Das verdroß den empfindlichen Offizier; er warf seinen Schimmel herum und rief: „Wer hat da „Lehm op" gebrüllt?" „Vor mit dem Kerl!" Ja, da konnte er lange warten. Alle Wuppertaler saßen hier zusammen, die verrieten doch keinen Landsmann. Wütend ritt er fort und meldete es unserm Hauptmann. Wenn

dieser gefragt hätte, wäre der Täter sofort vorgetreten. Aber er sagte nur: „Es paßt sich nicht, Offiziere mit „Lehm op" anzurufen. Unter Euch könnt Ihr's machen; Offiziere so anzurufen, verbiete ich Euch. Verstanden!" Alles rief: „Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

Wie's dunkel wurde, rückten auch wir vor. Man hatte uns die schöne Aufgabe gestellt, einen Angriff auf Vendôme zu machen. Bei den Schwierigkeiten, welche das aufgeweichte Terrain bot, ging der Aufmarsch nur langsam von statten. Nachdem dieser vollendet und wir in den Schußbereich der Franzosen gekommen waren, feuerten diese feste los, ohne von uns auch nur einen Mann sehen zu können, denn es war mittlerweile stockfinster geworden. Vor uns sahen wir das Aufblitzen der Schüsse, als ob immer Sternchen in der Luft herumtanzten. Tack, tack, machten die Chassepots und pfiffen über uns weg. Von unserer Seite fiel kein Schuß. Wozu? Man will doch den Feind sehen, wenigstens wissen, wo und wie weit er steht, sonst ist's Pulververschwendung, und die war bei uns nicht Mode.

Man kam höheren Orts auf den vernünftigen Gedanken, unter diesen ungünstigen Umständen von einem Nachtangriff abzusehen, und so ließ man uns unsere vorige Stellung wieder einnehmen. Denn das mit dem Nachtangriff wäre eine schöne, wollte sagen böse Sache geworden. Wer hätte verhüten können, daß in der Finsternis eine Kompagnie auf die andere feuerte? Man lese Dr. Steinrück, welcher als Unteroffizier bei dem II. Armeekorps stand und schildert, wie die Pommern bei Gravelotte in der Dunkelheit sich gegenseitig über den Haufen geschossen haben. In der Finsternis verliert man die Richtung, sieht nicht, wen man vor sich hat, und da ist das Unglück da. Ein Landsmann meinte: „Et es alt genog, dat us die Franzoasen öwern Hoopen scheeten, selver äwer lötte vie dat lever blieven loten."

Schauderhaft war nachher die nächtliche Herummarschiererei und das Suchen nach Ortschaften, welche wohl auf den Karten der Offiziere, in Wirklichkeit aber nicht vorhanden waren. Wir sanken so tief ein, daß Stiefel und Schuhe stecken blieben, denn es ging stundenlang bald hier bald dort hin und dazu über Ackerboden bei stockfinsterer Nacht und Regen. Man bedenke, den ganzen Tag auf den Beinen, an kein Abkochen zu denken, weil unter den Umständen garnicht möglich. Nun in der Nacht ohne Ziel in den Äckern herumwaten und das in unserem äußeren und inneren Zustande, „Heiliger Mars, dich mög' der Teufel holen!" —

Endlich fanden wir ein schlechtes Unterkommen in armseligen Bauernhütten, wo einer dem andern im Wege stand oder lag. Der Magen sagte schon garnichts mehr, weil er wußte, daß er doch nichts bekam.

Nun waren in diesem elenden Nest auch noch die Pocken — eine Krankheit, welche, wie wir 1870/71 erfuhren, in Frankreich sehr oft und stark auftritt, weil kein Impfzwang besteht. Ich hatte eine Ecke gefunden, wo ein Strohlager war. Der Raum bot höchstens für zwei Personen Platz. Das Stroh und der Raum hatten einen sonderbaren Geruch. Aber was tat's, ich legte mich hin, gleich darauf noch einer. Wohl eine Stunde mochte ich gelegen haben, da erwachte ich mit Kopfschmerzen und Übelkeit, worunter ich sonst selten zu leiden hatte. Ich weckte den andern, der empfand es auch. Schleunigst gingen wir an die frische Luft, da wurde es uns allmählich besser. Ich sagte mir, auf dem Strohlager haben entweder Pockenkranke oder schon in Verwesung übergegangene Menschen gelegen, gefallene oder an Krankheit gestorbene.

Am andern Morgen, so gegen 10 Uhr, trafen Nahrungsmittel ein, und wir konnten abkochen. Später rückten wir wieder in unsere alte Stellung bei Bois=la=Barbe. Die Franzosen hatten über Nacht Vendôme geräumt; also war's garnicht nötig, daß wir sie hinaus=warfen. Nur die 20. Division wollte sie ohne Begleitung nicht ziehen lassen und kam so mit der Nachhut wieder zu einem Kehraustänzchen. Wir wurden in verschiedenen Dörfern einquartiert, ehe wir aber diese erreichten, war's auch wieder 10 Uhr abends geworden. Wieder naß, wieder durch dicke und dünne Schlampe und dann in recht armselige Quartiere.

Am 17. Dezember kam Erlösung. Nach Blois, Hurra! wieder in eine Stadt. Wir atmeten alle froh auf. Mittags trat unser Regiment an, nahm 200 Gefangene und 9 bei Vendôme eroberte Geschütze mit und marschierte nun wohlgemut unter Regen und Sonnenschein in froher Stimmung auf Blois zu. Die 30 Kilometer leisteten wir fast spielend; selbst diejenigen, welche auf Holzschuhen oder mit Lumpen um den Füßen marschieren mußten. Ja einige feste Oldenburger Bauernjungen, denen beim Marschieren die Lappen von den Füßen gerutscht waren, tapsten barfuß feste drauf los. So langten wir denn bei sich aufklärender Witterung um 6 Uhr abends in der Stadt an. Die Einwohner machten große Augen, als sie uns mit den Gefangenen und den eroberten Geschützen einmarschieren sahen.

Die Tage in Blois.

Unser und das erste Bataillon kamen in die Stadt, das zweite in die Vorstadt Vienne, jenseits der Loire. Wir Füsiliere lagen wieder mitten in der Stadt und ich kam mit einigen Kameraden zu einem Konditor an der Hauptstraße. Als wir da eintraten und alle die herrlichen Backwerke sahen, lief uns das Wasser im Munde zusammen. Nachdem wir oben auf unserm Zimmer, wo Betten standen, unsere Sachen abgelegt und uns vor allem mal ordentlich gewaschen hatten, gingen wir hinunter und besahen uns im Laden die Kuchen, Torten, Leckereien und Süßigkeiten. Da kaufte sich jeder ein großes Stück Obsttorte (wir hatten ja Geld) und verspeisten es mit einem mehr wie guten Appetit. Man wollte ja auch mal wieder menschlich leben.

Die Zeit in Blois wurde militärischerseits durch Regimentskommando, Indendantur usw. mit wahrem Eifer dazu benutzt, um vor allem zunächst dem traurigen Zustande des Schuhwerks abzuhelfen. Günstig für uns war, daß man in Blois eine Stiefelfabrik vorfand. Diese wurde mit Beschlag belegt und unter Aufsicht des Leutnant Bommé in Betrieb gesetzt. Es fanden sich auch Zivilarbeiter genug, welche gegen guten Lohn arbeiteten, und so hatten die Militärschuster kräftige Unterstützung. Ich hatte meine Stiefel, welche beim Marschieren Wasser, Schmutz und Steine an der einen Seite herein- und an der anderen wieder herausließen, bei einem alten Zivilschuster sohlen lassen. Obwohl ich das Sohlleder, welches ich noch im Tornister hatte, dazu gab, mußte ich doch noch drei Franken fürs Sohlen bezahlen. Aber ich gab's gern, war mir doch nun wieder für eine längere Zeit geholfen.

Am 23. Dezember ging unter Führung eines Leutnants ein Kommando vom ersten Bataillon nach Lagny bei Paris, um die dort per Bahn fürs Regiment eingetroffenen Montierungs- und Ausrüstungsgegenstände in Empfang zu nehmen. Eine bessere Weihnachtsbescherung konnten wir uns nicht ausdenken. Es war aber auch nötig, daß wärmende Kleidung und schützendes Fußzeug kam, denn es setzte plötzlich ein wahrhaft norddeutscher Winter mit bitterer Kälte ein. Besonders auch die neuen Ohrenklappen und Fausthandschuhe taten uns gute Dienste. Wie hätte es wohl werden sollen, wenn wir ohne dieses alles den Krieg mit seinen unsäglichen Strapazen hätten weiter führen müssen? Gewiß, es hätte schließlich auch gehen müssen. Aber fragt mich nur nicht wie.

Unsere Weihnachtsfeier.

Unser Dienst bestand in Vorposten stellen und Rekognoszierungen nach allen Seiten hin und zwar auf beiden Ufern der Loire. Eine dieser Vorpostenstellungen war 7 Kilometer Loire abwärts auf dem rechten Ufer, an der Straße Blois-Tours bei „La Vicomtée", und hier sollte unsere Kompagnie, weil gerade für die Tage dahin kommandiert, Weihnacht feiern. Mir und zwei Kameraden gelang das in ganz besonderer Weise. La Vicomtée war eine Gutsbesitzung mit einer Villa (Château) und einigen anderen Gebäuden. Ein Teil der Mannschaften lag in der Villa und in einer Scheune, andere wieder seitwärts detachiert, so wie es der Sicherheitsdienst mit sich brachte. Unser Hauptmann mit einigen Offizieren war auf dem Gutshof.

Um nun einen Weihnachtsbaum zu erhalten, schnitten wir aus einer ziemlich hohen Tanne, welche im Park stand, die Spitze heraus; natürlich mit Bewilligung unseres Hauptmanns. Kerzen hatten wir von Blois mitgebracht. Alles, was dienstfrei war, griff zu. Aus Buntpapier wurden Ketten und Körbchen, Sterne und Figuren angefertigt. Unter den Baum stellten wir allerlei Nippes, welche wir in den Gemächern aufgestöbert hatten. Die meisten paßten zwar sehr schlecht zu dem Zweck, aber es verschönerte doch die Sache. Wie alles fertig war, hieß es, wir müssen aber auch Wein haben, damit wir in eine weihevolle Weihnachtsstimmung kommen. Da war guter Rat teuer. Aber bald war ausspioniert, daß eine Strecke weit vom Gut ein Weinkeller lag, welcher mit einem großen eisernen Gittertor verschlossen war. Da standen wir nun und sahen den Wein, konnten aber nicht dazu kommen. Not lehrt beten, Durst lehrt einbrechen. Bald wußten wir, wie's gemacht werden mußte. Die beiden großen Steine in dem dicken Mauerwerk, in welchem die schweren Angeln saßen, mußten gelöst, herausgehoben und mit dem Tor, ohne daß das schwere Vorhängeschloß litt, soweit beiseite gebracht werden, daß wir einige Fässer herausbefördern konnten. Die Sache gelang. Die Wuppertaler Jungens — denn solche waren es — wußten sich zu helfen. Wie nun zwei Faß draußen waren, schoben und hoben wir Tor und Steine wieder in ihre alte Lage, drückten die Steine wieder fest in ihre Stelle und verschwanden mit unserm Raub. Das Kunststückchen, Wein aus dem Keller zu holen, ohne Tor und Schloß zu zerstören oder auch nur im geringsten zu beschädigen, hatten wir fertig gebracht. O, wir waren groß im Weinmausen. Natürlich durfte unser

Hauptmann dieses nicht wissen. Das eine Faß wurde in Kochgeschirren usw. geleert, das andere auf Blumenfeld's Wagen geschafft, um es mit nach Blois zu nehmen. Nun hatten wir Wein, jetzt konnte gefeiert werden.

Der schön aufgeputzte Weihnachtsbaum wurde angezündet. — Wir hatten ihn in einem Salon der Villa aufgestellt. — Der Einjährige Martin, welcher wieder in der Kompagnie war — setzte sich ans Piano, suchte den richtigen Ton für uns, was garnicht so einfach war, und dann erklang es, trotz unserm am heiligen Abend gemopsten Wein, recht feierlich durch den Raum: „Stille Nacht, heilige Nacht usw." Ja, wenn es sein mußte, waren wir fromme Kerle. Dann kam unser Hauptmann. Sein menschenfreundliches und männlich schönes Gesicht strahlte vor Freude. Wie nun auch noch von der Feldpost Briefe und Weihnachtspakete für uns ankamen, da war der Jubel groß, und anstatt der schwermütigen Weihnachtslieder stimmten wir lustige an. Auf „O Tannenbaum" folgte „Ei, so wollen wir noch einmal" und andere.

Aus dieser Weihnachtsstimmung wurde ich plötzlich herausgerissen, indem mir übertragen wurde, einen Patrouillengang in das Vorterrain zu machen. Mit zwei Mann zog ich los. Es war gut, daß wir jetzt warme Kleider hatten, denn es war bitter kalt. Der Schnee knirschte unter den Füßen. Die Loire ging schwer mit Eis. Die großen Schollen schoben sich gegen- und übereinander, ein seltenes Schauspiel für diese Gegend.

Da wir Glühwein getrunken hatten, fühlten wir uns warm und unternehmungslustig. Eine lange Strecke führte die Straße am Ufer des Flusses entlang, in welchem das Stöhnen und Ächzen der Eisblöcke eine eigentümliche Musik machte. Dann bogen wir von der Straße und dem Fluß rechts ab, durchstreiften und durchsuchten die von einzelnen Gehöften und Häusern bestandene Gegend, bis wir vor uns ein Dorf hatten. Da uns nichts aufgefallen war, ging's auch hier hinein. „Monsieur franctireur" schien auch Weihnachten zu feiern, denn es war alles still. Wir spähten durch die Ladenritzen der festverschlossenen Häuser und entdeckten hier und da Familienglieder am warmen Kamin sitzen.

Dann sahen wir seitwärts eine Villa in einem Park gelegen. Halt, sagte ich, da gehen wir mal hin. Ein kunstvolles Schmiedeeisen-Tor wehrte den Eintritt zum Park. Da es nicht zu öffnen war, rasselte ich daran und rief: „Ouvrez la porte". Nachdem ich

dieses mehrmals wiederholt, kam ein Diener in Livree und frug nach unserm Begehr. Ich machte ihm verständlich, wir begehrten Einlaß, um nach versteckten Feinden oder Waffen zu suchen. Als er abwinkte und nicht öffnen wollte, machte ich Anstalt, Gewalt zu brauchen. Da lief er wieder ins Haus, kam gleich darauf zurück und öffnete.

Er ging voran und wir folgten. Durch eine überdeckte Einfahrt kamen wir in das Vestibul; einen schönen, hellen, geschmackvoll gehaltenen Raum. Dann öffnete der Diener eine Tür, und vom Glanze strahlender Kerzen geblendet, blieben wir erstaunt stehen. War's Wirklichkeit oder Traum? Wie ein Märchen kam uns der Anblick vor. Ehe wir von unserm Erstaunen zur nüchteren Erwachung kamen, trat eine große, stattliche, ganz in schwarz gekleidete Dame auf uns zu und bat einzutreten. Nun befanden wir uns in dem Familiensalon und sahen mit Bewunderung und Überraschung nach dem hellstrahlenden Weihnachtsbaum. Diese Sitte war bei den Franzosen damals sonst garnicht üblich. Neben dem Baum stand eine schlanke, hellgekleidete Mädchengestalt, so von 17 oder 18 Jahren. Mehr nach dem Fenster hin saß der Herr der Besitzung, ein echter spitzbärtiger Franzose. Nachdem der Diener uns drei Stühle hingestellt und die ältere Dame uns gebeten hatte, Platz zu nehmen, wandte sich das Fräulein im schönsten, reinsten Deutsch an uns und sagte ungefähr folgendes: „Ich bin drei Jahre in Deutschland in Pension gewesen und erst bei Ausbruch des Krieges hierher zurückgekehrt. Die schöne Sitte, zu Weihnachten einen Tannenbaum zu schmücken und am Weihnachtsabend erstrahlen zu lassen, hat mir so überaus gut gefallen, daß ich diesen Brauch aus Deutschland mit heimgebracht habe, und trotz des Unglücksjahres und des Kriegselends; denn mein Onkel ist," — da stockte sie und verschluckte, was sie noch aussprechen wollte.

In diesem Augenblick kam der Diener mit einem Tablett, auf welchem drei gefüllte Weingläser standen. Überaus höflich und geschickt präsentierte er uns den Wein, und wir griffen dankend zu. Selbstredend sprach ich ein paar Worte des Dankes, und wir tranken auf das Wohl der Familie. Nun wurden wir mit Gebäck, Äpfeln, Nüssen usw. reichlich beschenkt, so daß wir uns die Manteltaschen füllen konnten. Dann frug uns das Fräulein, woher wir wären, ob verheiratet usw. Hierauf wandte sich wieder die Mutter an uns, welche auch ziemlich gut Deutsch sprach, und fragte, ob wir bei Metz gewesen wären. Da wir dieses mit „Ja" beantworteten, gab sie sich als Schwester des Marschalls Bazaine zu

erkennen. Sie war überaus unglücklich darüber, daß man ihren Bruder, seit der Übergabe von Metz, in Frankreich einen Verräter nenne. Die Dame weinte still für sich hin. Ich tröstete sie, so gut ich konnte, schilderte den traurigen Zustand der tapferen Armee Bazaines, wie die Leute bei der Kapitulation ausgehungert und krank herausgekommen, zu Massen zusammengebrochen und eine große Anzahl über Nacht gestorben sei.

Ich erzählte, wie das Geschrei nach Brot selbst dem Gefühllosesten zu Herzen gegangen und wie sie alles, was ihnen genießbar schien, von Spülsteinen oder sonstwoher ergriffen und gierig verschlungen hätten usw. Da brach sie in die Worte aus: „O armes Frankreich, welch' ein Unglück! Ohne jede Hoffnung ist dieser Krieg für uns, mein armer Bruder geschlagen und verloren." —

Es tat mir ordentlich weh, wie ich den Schmerz über das Unglück ihres Bruders und der Kaiserlichen Armee, sowie die Hoffnungslosigkeit aus den verzweifelten Ausdrücken der guten Dame hörte. Das junge Mädchen mochte es nicht so empfinden, und der Vater sah zu uns hin und nickte freundlich, nachdem ihm die Tochter erklärt hatte, was ich gesagt.

Nun empfahlen wir uns dankend, und gleich darauf packte uns draußen die eisige Kälte, das rauhe Wetter, und das ebenso rauhe Kriegerhandwerk empfing uns wieder.

Wir waren wenigstens dreimal länger ausgeblieben, als wir sollten und durften. Man hatte schon eine Patrouille ausgesandt, um uns zu suchen, und der Dragoner, welcher an der Straße nahe bei la Vicomtée hielt, glaubte, man hätte uns gefangen genommen oder abgemurkst.

Unserm Hauptmann erklärte ich, wir hätten etwas Auffälliges vernommen, wären dem nachgegangen und hätten uns verlaufen. Er war froh, daß wir mit heiler Haut und überhaupt wieder da waren. So konnten wir uns ins Stroh legen und ausruhen, denn die Christfeier war längst vorbei. Die Kameraden wunderten sich am andern Morgen, daß wir Nüsse, Äpfel und Backwerk hatten, und staunten über unsere Weihnachtserzählung, die ihnen wie ein Märchen vorkam; doch die an einzelne verteilten Weihnachtsgaben machten auch bei ihnen das Märchen zur Wirklichkeit.

Das erste und zweite Bataillon rückte einige Tage nach Weihnachten von Blois ab und nahm Stellung bei Orchaise. Wir Füsiliere blieben in und bei Blois, wo wir auch bis zur Wiederaufnahme der größeren Kriegsoperationen, also bis zum 5. Januar blieben.

Während dieser ganzen Zeit war allerlei Klein- oder Buschklepperkrieg, bei welchem es aber täglich hüben wie drüben Tote und Verwundete sowie Gefangene gab. Eine lästige Sache, weil man dadurch fortwährend beunruhigt wurde. Diese Infanterie- und Kavallerie-Scharmützel spielten sich ab zwischen Blois—Vendôme—Chateau-Renauld. Die Einwohner in dieser Gegend kamen dabei sehr oft zu Schaden, da sie bei Überfällen mit unseren Gegnern gemeinsam handelten und oft den Verräter spielten. Es flammten dann zur Strafe bald hier, bald dort Häuser und Gehöfte auf, wobei es oft herzzerreißende Szenen gab. Für diejenigen von uns, welche die Brandfackel in die Menschenwohnungen hineinwerfen mußten, war's eine unangenehme, traurige Arbeit. Aber der Befehl mußte ausgeführt werden. Der Krieg ist nun einmal rauh, hart, gefühllos und unerbittlich.

Es gab hin und wieder auch manche belustigende, unblutige Affäre, bei welcher die Einwohner an Leben und Eigentum nicht geschädigt und dem Kriegsgott keine Blut- und Brandopfer gebracht wurden.

Um frisches Fleisch, also Schlachtvieh zu erlangen, wurde ein Kommando, darunter unsere acht bis zehn Wuppertaler, unter Führung des Vizefeldwebels Ritzenhoff, und unter Begleitung von drei Ulanen, (wir Infanteristen auf einem Leiterwagen sitzend), in der Richtung auf Schloß Chambord in die Winterlandschaft ausgesandt. Das Wetter war schön und nicht zu kalt, man konnte es eine lustige Spritztour nennen. Schade, daß wir keine Schlitten hatten, dann wär's noch schöner gewesen. Die Ulanen trabten vor und wir kutschierten hinterher. Sobald die Reiter an ein Gehölz kamen, hielten sie an und ließen uns herankommen, indem sie sagten, Wald wäre nichts für Kavallerie, da müsse Infanterie hinein. Jenseits des Waldes trabten sie wieder vor. So ging's denn weiter, bis wir nach einiger Zeit ein Dorf vor uns sahen. Hier angekommen, wurde bei den ersten Häusern gehalten und einige Mann ins Dorf geschickt, um den Maire des Ortes zu holen. Dieser kam und beteuerte erstens, daß kein Feind im Orte sei, und zweitens fügte er hinzu, das Dorf sei völlig ausfouragiert und schlachtbares Vieh nicht vorhanden. Der Feldwebel, welcher gut französisch sprach, sagte ihm, es würde nur Vieh gegen Bons genommen und diese würden beim Friedensschluß anerkannt. Aber der Mann beteuerte, es sei kein brauchbares Vieh im Ort.

Nun ging's ans Suchen. Ich wurde mit zwei Mann und einem Ulanen nach links, ein anderer Trupp ins Dorf geschickt. Mit dem

Rest hielt der Feldwebel am Eingange des Dorfes. Bei einem kleinen ländlichen Anwesen fand ich eine Kuh, allerdings sehr mager. Aber ich hatte Befehl, lebendes Vieh zum Eingange des Dorfes treiben zu lassen. Der Mann fügte sich stumm ins Unvermeidliche; die Frau aber und die Kinder weinten und jammerten laut, denn es war den armen Leuten ihr einziges Stück Vieh. Es war ein Jammer, doch ich konnt's nicht ändern. In diesem Augenblicke sehe ich, wie von einem benachbarten kleinen Gehöft ein junges Mädchen mit einer Kuh am Strick eiligst dem Walde zuläuft. Merkwürdig, das Tier raste förmlich, als ob es geahnt hätte, es ginge ihm ans Leder. Ich rief dem Ulan zu, schnell nachzureiten. Dieser setzte auch sofort an, hatte aber erst ein Gehöft zu umreiten. Dann eilte er nach. Das Mädchen erreichte jedoch mit der Kuh den Wald vor dem Ulan. Mir kam es so vor, als wenn der Reiter absichtlich nicht schnell genug ritt, um das Mädchen mit der Kuh entkommen zu lassen. Wahrscheinlich war er ein Kleinbauern-Sohn, welchem das Elend dieser armen Menschen nahe ging.

In den folgenden Gehöften war nichts. Schon wollte ich mit meinen Leuten wieder umkehren, da kam uns aus einem Gebäude ein angenehmer Bratengeruch entgegen. „Jonges," rief einer, „hie rückt et no Broden!" Richtig, wir schnupperten wie witternde Wölfe so lange in der Luft herum, bis wir hinter vielem aufgetürmten Reisig einen Backofen entdeckten, in welchem sich ein großer Schweinebraten befand. Der Bauer, welcher uns beim Durchsuchen seines Gehöftes überall hin begleitete, mußte selbst lachen über unsern Spürsinn. Natürlich wurde der Braten sofort verteilt und verspeist. Ein Hannoveraner sagte, als er seinen Teil erhielt: „Alle Dage son Schwinebroden un et kann för mi immer Krieg sin."

Es war im Dorfe wirklich kein Vieh aufzutreiben. Die magere Kuh hatte man dem Mann zurückgegeben und wurde von Frau und Kindern jubelnd empfangen.

Eine Abteilung, welche der Feldwebel nach einem großen Gehöft, weit ab vom Dorfe, gesandt hatte, war glücklicher gewesen und kam mit vier Stück gutgenährten Tieren angetrieben. So war denn unser Raubzug von Erfolg gekrönt und das Bataillon wieder auf einige Tage mit frischem Fleisch versehen.

Wenige Tage später machten wir mit oder unter demselben Feldwebel eine Rekognoszierung Loire abwärts, auf Amboise zu, um nach Franktireuren zu suchen, weil eine Kompagnie von solchen über den

Fluß hinüber beschossen worden war. Es herrschte an diesem Tage eine gemeine Kälte. Wären wir marschiert, so wär's wohl erträglicher gewesen. Aber um schnell vorwärts und eventl. auch schnell zurückzukommen, hatte man uns wieder auf einen Leiterwagen plaziert. Franktireure trafen wir nicht, trotzdem wir stundenweit ins Land fuhren und die Gegend sonst davon wimmelte. Die scharfe Kälte mußte den Leuten wohl die Lust genommen haben, auf Prussiens zu lauern. Wir kehrten, nachdem wir mehrere Dörfer durchfahren, wieder um, machten an einem verlassenen Gehöft, wo unsere Ulanen eine Vedette hatten, Halt und gingen hinein, weil wir alle bis ins Mark durchfroren waren. Als ich vom Wagen stieg, sank ich zusammen; Füße und Beine waren wie tot. Endlich humpelte ich bis ins Gebäude. Hier hatten die Ulanen im Backofen ein großes Holzfeuer gemacht. Ich streckte meine Füße gegen die Hitze. Dieses belebte die Knochen wieder, doch die Kur war nicht richtig. Ich hätte die Unterschenkel und Füße erst mit Schnee abreiben müssen. So habe ich ein Wehgefühl behalten, welches sich bis auf den heutigen Tag um die Weihnachtszeit einstellt und einige Monate anhält.

Ende Dezember war unser Bataillon wieder nach Blois hineingelegt worden, und ich lag mit zwei Elberfeldern, Rud. Tr. und Eduard Schr., in einem Quartier. Da kamen wir auf den Gedanken, mal eine wirklich echte Flasche Bordeaux zu trinken. Unser Quartierwirt sagte uns, diese bekämen wir in dem Restaurant Pineau und koste drei Franc. Gut, hieß es, das macht à Person einen Franc. Wir gingen hin. Es war ein feines Weinrestaurant an dem Loireufer. Hier war aber ein Schild angebracht mit der Aufschrift: „Reserviert für die Herren Offiziere." Diese Untugend hatte man bei unserm Regiment eingeführt, sobald dasselbe länger wie einen Tag in einem Ort lag. Besonders streng wurde dieses später auf dem Rückmarsche Tours—Chatillon sur Seine eingehalten. Wie ich hörte, soll es bei anderen Regimentern nicht geschehen sein. — I wo, sagten wir, da sollen sie uns erst hinausweisen. Also hinein. Wir grüßten und gingen auf ein weitabstehendes Tischchen zu. Der Garçon kam und wir bestellten uns eine Flasche Bordeaux und drei Gläser. Da kommt Leutnant Völkers (Führer der 10. Kompagnie) zu uns und fragt, ob wir nicht die Aufschrift gelesen hätten? Wir antworteten mit „Jawohl, Herr Leutnant!" Sooo, machte er gedehnt, und seid doch hineingegangen? Jawohl, Herr Leutnant. Aber das verstehe ich nicht. Nun sagte ich ihm, daß unser Quartierwirt uns dies Restaurant bezeichnet hätte, wo man einen wirklich reinen Bordeaux

bekäme, und diesen hätten wir unseres Magens wegen mal trinken wollen. Er beruhigte sich dann und meinte, für die Zukunft sollten wir's unterlassen. Wir waren ihm wohl noch als „Lehmop"-Rufer von Vendôme her im Gedächtnis. Unser Hauptmann, welcher ebenfalls anwesend war und uns hatte kommen sehen, hatte sich nicht darum gekümmert, sagte auch später nichts.

Daß ich mir Blois angesehen habe, ist selbstverständlich; besonders das große, alte, aber prächtige Schloß der Herzöge von Guise, welche in der französischen Geschichte, besonders im Hugenottenkriege, eine große Rolle spielten. Es ist ein Genuß, solche Schlösser zu sehen, zumal wenn sie eine hohe geschichtliche Bedeutung haben.

In der dortigen alten Kathedrale sah ich vor dem hohen Chor einen flachen Stein, wie man sie bei Decksteinen von Kirchengräbern hat. Ich meine ganz bestimmt darauf den Namen des berühmten Malers Leonardo da Vinci gelesen zu haben. Möglich, daß der berühmte Maler des „Abendmahls", der „Mona Lisa" usw. hier ruht.

Ehe unser Bataillon aus der Vorstadt Vienne wieder nach Blois hinein gelegt wurde, stellten wir bei St. Gervais Vorposten. Da wurden wir plötzlich alarmiert und nach Vienne zurückbeordert.

Blumenfeld, welcher immer ein Gefährt der Kompagnie für besondere Zwecke führte, lag mit mir zusammen im Quartier. Er kam auf den Gedanken, aus dem Keller unseres Quartiers einige Fässer Wein mitzunehmen, damit wir für die nächste Zeit versorgt wären. So wie der Gedanke gefaßt war, ging's auch gleich an die Ausführung. Viel Zeit zum Überlegen war nicht, denn in einer halben Stunde sollte die Kompagnie abrücken. Wir machten uns sofort ans Werk und stiegen in den tiefen Keller. Das erste, kleinere Faß schroteten wir schnell nach oben, hoben's auf den Wagen und warfen eine Decke drüber. Aber das zweite war groß, doppelt so groß wie das erste. Die ersten Stufen ging's, dann aber wurde es uns schwer. Nur langsam kamen wir einige Stufen höher. Beide hatten wirs Zittern in den Armen und der Schweiß rann uns am Kopf herunter. Zurücklaufen lassen ging nicht, weil wir nicht beiseite springen konnten, also überrollt worden wären. Mit einer letzten unglaublichen Anstrengung kamen wir hoch, lagen dann aber einige Minuten keuchend über dem Faß. Nun auf den Wagen und fort. Die Kompagnie war schon abmarschiert und wir beiden die einzigen Deutschen im Dorf. Im Trab ging's durch den Ort. Wunderbar, wir wurden nicht belästigt, was sonst bei Nachzüglern immer der Fall war. Leider rollte durch

das schnelle Fahren das kleine Faß vom Wagen, platzte auf und der köstliche Rotwein floß über die gefrorne Straße, ganze Weintümpel bildend. Wir sahen, wie arme Leute mit Schöpfgeräten und Eimern aus den Häusern kamen und den Wein aufschöpften. Mit dem großen Faß kamen wir glücklich in der Vorstadt Vienne an und luden nun in aller Ruhe das Faß an unserm Quartier ab.

Die Neujahrfeier.

Blumenfeld und ein Schlesier fungierten in der Kompagnie als Metzger. Sie hatten nun die vier Felle von den requirierten Kühen bei einem Juden in Blois verschachert und dafür eine ordentliche Summe Geld erhalten. Da wurde denn geplant, einmal vornehm Neujahr zu feiern. Wein war ja reichlich da und für das erlöste Fellgeld konnte man in Blois gute Sachen zum Schnabulieren kaufen. Das war eine Idee, mitten im Kriegskrämpel ein Fest. Der Gedanke war zu schön und mußte ausgeführt werden.

Im benachbarten Quartier war ein großer saalartiger Raum. Hier wurden mehrere Tische aneinander gereiht; in Ermangelung von Tischtüchern mit Bettlaken bedeckt und nun die Tafel hergerichtet. Drei Torten aus der Konditorei, wo ich Weihnachten gelegen hatte, wurden auf den mitgebrachten Porzellanschüsseln aufgestellt. Wurst, Fleisch und Brot geschickt serviert, das große Faß Wein angebrochen, in großen Gefäßen Glühwein bereitet, und nachdem unsere geladenen Gäste, worunter der etatsmäßige Feldwebel, erschienen waren, das Neujahrfest durch eine Rede eingeleitet. Leider konnten wir's nicht alle bis zum Schluß mitmachen, weil ein Teil, darunter auch ich, auf Loire- oder Brückenwache ziehen mußten.

Ich hatte als dritte Nummer die Ehre, vom alten zum neuen Jahr am Loire-Ufer zu patroullieren. Man hatte mir die dritte Nummer gegeben, weil ich knüll war. Da wir abends aufzogen, hatte es nichts zu sagen. Das Wachtlokal war ein besseres Restaurant an der Brücke, mit Sofas und gepolsterten Möbeln. Ich war nach vier Stunden Ruhe wieder vollständig auf dem Damm. Die Kameraden, welche keinen Dienst hatten, haben gründlich Neujahr gefeiert, nüchtern ist keiner geblieben.

Um Mitternacht knallte es überall, natürlich waren es Freudenschüsse. Bei Vendôme allerdings wurden Teile der 20. Devision auf Neujahr von den Franzosen angegriffen. Die klare, kalte Nacht, es fror,

daß es knisterte und knirschte, wirkte ernüchternd auf mich. Die schweren Eisblöcke in der Loire machten eine eintönige Musik und erinnerten an nordische Winter. Ich war froh, wie ich abgelöst wurde und mich im warmen Wachtlokal aufs weiche Sofa legen konnte.

Von Blois bis Le Mans.

Bei Beginn des neuen Jahres war dem Prinzen Friedrich Karl vom „Großen Hauptquartier" der Befehl zugegangen, den Feind anzugreifen und zurückzudrängen. Die Armee des Prinzen bestand aus dem X., IX., III. und XIII. Armeekorps; ca. 60000 Mann und 15000 Pferden sowie 318 Geschützen. Die französische Loire-Armee war ca. 150000 Mann stark. Das III. Korps kam ins Zentrum, unterstützt vom IX. Unser X. Korps hatte den linken und das XIII. den rechten Flügel.

Es sollte also wieder losgehen. Die Ruhe, allerdings unterbrochen vom lästigen Kleinkrieg und Vorpostendienst, war dahin. Doch waren wir alle zufrieden, weil Schuhzeug und Uniformen so ziemlich wieder in Ordnung waren und die Truppen sich auch einigermaßen erholt und gekräftigt hatten. Es sollte eben der letzte Gewaltstoß gegen Chanzy unternommen werden, um diesen ein für allemal schachmatt zu setzen und die Lust und Möglichkeit zu nehmen, Vorstöße gegen Paris zu machen. Die Franzosen wußten, daß sie uns an Zahl bedeutend überlegen waren, im Verhältnis von 3 zu 1. Während unseres Ausruhens, in und zwischen Blois und Vendôme, wurden sie, je länger es dauerte, je kühner und unternehmungslustiger. Um die Jahreswende machten sie besonders bei Vendôme allerlei kühne Angriffe, wobei einzelne Abteilungen der 20. Division in harte Bedrängnis gerieten. Die mehrfache Übermacht des Gegners hatte zwar nicht viel auf sich, aber es schwellte seinen Mut. Unsere vier Armeekorps bestanden, mit Ausnahme einiger Tausend mangelhaft ausgebildeter und uns nachgesandter Rekruten, aus lauter erprobten Kriegern. Solche hatte Chanzy nur in geringem Maße.

In der Nacht vom 4. zum 5. Januar 1871 wurde bei uns, ganz still, ohne Alarm angetreten. Jede Korporalschaft wurde von ihrem Führer geweckt und zum Sammelplatz geführt. Es war eine stockfinstere Winternacht. Das undurchdringliche Dunkel hielt bis in die Morgenstunde an. Unsern Hauptmann vor der Front konnten wir nur

in schwachen unklaren Umrissen erkennen, wie grau auf grau gemalt, sich kaum sichtbar abhebend.

Als die Kompagnie angetreten war, machte der Feldwebel die Meldung, daß vier Mann krank seien. Außerdem kämen zu diesen noch ein kranker Unteroffizier von der 10. Kompagnie, welcher uns überwiesen sei. Ferner seien fünf von den vor einigen Tagen eingetroffenen Rekruten nicht aufzufinden, die Leute müßten sich ohne Wissen des Korporalschaftsführers irgendwo einquartiert haben.

Nachdem der Feldwebel obiges gemeldet hatte, rief der Hauptmann meinen Namen, mit dem Zusatz, „vortreten". Er trat dann ganz dicht an mich heran, um mein Nebelbild erkennen zu können, und sagte laut vor der Front: „Sie müssen mal wieder ein Kommando übernehmen." Er fügte hinzu, daß ich die soeben vom Feldwebel angegebenen Leute übernehmen und nachführen solle. „Nehmen Sie die fünf Burschen, welche noch keine Disziplin kennen, nur ordentlich her, nicht geschont, kein Gepäck fahren lassen, und wo Sie dieselben irgendwie nötig haben, ordentlich schaffen lassen. Verstanden?!" „Zu Befehl, Herr Hauptmann!" „Na ja. Dann die Hauptsache die Kranken! Sorgen Sie für diese, so gut Sie können, und sollte es mit dem einen oder andern schlimmer werden, so müssen Sie sehen, ihn irgendwo in einem Lazarett unterzubringen. Blumenfeld mit Pferd und Wagen steht Ihnen zur Verfügung. Anzuschließen haben Sie sich an den großen Fuhrpark. So, nun sehen Sie, wie Sie fertig werden. Zur geeigneten Zeit suchen Sie Anschluß an die Kompagnie. Geben kann ich Ihnen nichts, weil wir hier aus der Hand in den Mund gelebt haben. Also alles verstanden?" „Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

„Die Lücke von Sander schließen!" „Rechts heran!" „Das Gewehr über!" „Rechtsum!" „Ohne Tritt marsch!" Da gingen sie hin, trippel trappel, über den hartgefrornen Boden und ich stand da und sah, wie sie im Dunkel der Nacht verschwanden. Ohne Trommelschlag und Pfeifenton in die düstere Nacht, den kommenden schweren Kampftagen, aber auch dem Siege entgegen. Die Tritte verhallten, zu sehen war nichts mehr. Da zogen sie hin, die Kameraden. Kämpfe, Strapazen, Entbehrungen, Winterbiwaks usw. hatten sie zu gewärtigen. Ab und zu vielleicht einen Abstieg in einen gefüllten Weinkeller, oder auch nicht. Not und Elend trat nun wieder ein, wie immer, wenn's an den Feind ging.

Sicher wurde ich von den Kameraden beneidet, konnte es ihnen auch nicht verdenken. Befehl ist Befehl, ob so oder so. Sie wußten alle,

daß ich mit Blumenfeld zusammen keine Not litt. Was konnte uns passieren? Wenn's auch hinter den kämpfenden Truppen nicht geheuer war, so hatte dies doch wenig zu sagen. Fünf Mann in kriegsmäßiger Ausrüstung, wenn auch ungeübte Rekruten. Dazu Blumenfeld und ich, das war ja eine bewaffnete Macht. Verpflegung? Ja, das fand sich. Blumenfeld, dieser im Zigeunerwagen geborene, auf der Landstraße aufgewachsene, geriebene und durchtriebene, mit allen Hunden gehetzte Bauernkirmeßkunstreiter, welcher, wie wir zu sagen pflegten, auf mehrere Kilometer Entfernung wegen seines ihm angeborenen Spürsinnes roch, wo etwas Genießbares war und solches, wäre es noch so gut versteckt, zu finden wußte. Ja, ohne ihn wäre ich lieber in der Kompagnie geblieben. Wenn ich auch ein alter Soldat war, der zum vierten Male des Königs Rock trug, den Feldzug 1866 mitgemacht hatte, auch wußte, wo Bartel Most holt, oder, wie man im Wuppertal sagt, „Laken kannte". Aber gleich für zehn Menschen sorgen, wovon fünf krank, das war leicht gesagt, jedoch nicht leicht getan. Allerdings hatte ich Anschluß an den Wagenzug, bei welchem auch unser Zahlmeister war, unser „Kognaks-Gustav"; doch dieser und sein Schreiber sorgten hauptsächlich für sich. Der Zahlmeister dachte nur an Kognak, um seine dicke, rot-blau-violette Nase in schönster Blüte zu erhalten. Blieb diese mal einige Tage unaufgefrischt, so hing sie ganz verblaßt, wie eine vom Frühreif getroffene Hyazinthe auf die Oberlippe herab, und er selbst hielt sich dann nur mit Mühe im Sattel. Man wußte nicht, ob er noch lebte oder tot im Sattel saß.

Also ich war Oberkommandierender dieser teils gesunden, teils kranken Truppe. Merkwürdig, da war ich wieder ohne Wissen und Wollen aus dem Gliede. Also wieder ein Hauptakt, bei welchem ich nur nebensächlich mitwirken sollte. 1866 war ich während des ganzen Krieges keine Minute aus dem Gliede gewesen und diesmal fast bei jeder größeren Kriegsunternehmung. Ich fing an, an Bestimmung zu glauben, so wie streng religiöse Leute. Na, dachte ich, Zufall oder Bestimmung, alles gleich, du bist kommandiert und bist jetzt Oberbefehlshaber deiner Truppe.

Zunächst ging ich ins Quartier zurück und braute mir einen ordentlichen Kaffee. Dann suchte ich Blumenfeld auf und traf mit ihm die nötigen Anordnungen. Wie wir uns mit dem Fuhrwerk, Stroh, Heu usw. beschäftigten, kamen auch die fünf Rekruten zum Vorschein und machten lange Gesichter. Nachdem ich sie im Unteroffizierton an-

geschnauzt hatte, stellte ich sie an die Arbeit. Zunächst mußten sie die Kranken holen und denen behilflich sein.

Gegen Mittag setzte ich mich mit meinem Kommando in Bewegung. Der ganze Wagentroß mit Trainbegleitungs-Eskadron, sowie Infanterie-Bedeckung und den Ordnung haltenden Gendarmen bewegte sich auf der Straße Blois-Vendôme. Unzählig waren die Fuhrwerke aller Art.

Mitleid erregend war's, wenn man die vielen ungleich bespannten, gedungenen Bauernwagen sah. Da waren so manche nicht nur mit Ochsen, sondern auch mit Milchkühen bespannt. Diese sollten nun gleichen Schritt halten mit den Pferdegespannen. Unsere reitenden Gendarmen trieben, wo Zwischenräume entstanden, die armen Bauern mit Fluchen, Schimpfen und durch Hiebe mit der flachen Klinge an, so daß diese „Mon Dieu“ schrieen und nun ihrerseits auf die armen Tiere einhieben. Es war ein Jammer zu sehen, wie sich die zitternden Kühe vergeblich abmühten, mit den Pferden mitzukommen.

Die armen Bauern, was mußten sie in diesem Kriege leiden. Aber war's nicht so zu allen Zeiten? Der Landmann bekommt erdrückende Einqartierung. Dann kommen Requisitionskommandos, nehmen Vieh, Hafer, Heu und Stroh, Hühner, Enten und Gänse, bis die armen Menschen selbst nichts mehr haben. Kommen nun andere Kommandos der Einquartierung und finden nichts, so heißt's, der Bauer hat's versteckt und wird durchgeprügelt. Dann müssen Mann und Knecht Kriegsfuhren machen. Als Lohn erhalten sie oft nur Hiebe. Auf ihren Gehöften setzen sich kämpfende Truppen fest. Granaten schlagen ein und die Anwesen geraten in Brand. Hatten die Bauern Franktireure aufgenommen, so brannte man zur Strafe ihre Gehöfte nieder. Verrieten sie den Deutschen, daß ihr Anwesen durch Franktireure besetzt wären, so brannten diese aus Rache die Wohnstätten nieder. Wieviel Brandruinen habe ich auf dem Lande gesehen. Diejenigen, welche bei ihren Landsleuten, den Franzosen, Kriegsfuhren machten, gerieten bei Rückzügen oft zwischen zwei Feuer; z. B. bei Le Mans, wo wir den Franzosen die Bagage wegnahmen, wurden von den fliehenden, feuernden Franzosen nicht nur unsere Soldaten, sondern auch die Bauern getroffen, so daß manche tot bei ihren Gespannen lagen. Granaten und Chassepotkugeln, welche uns galten, schlugen in die zurückgelassenen Fuhrkolonnen ein und trafen Mann und Pferd. Zu allen Zeiten, in allen Kriegen hat der Landmann die größten Opfer an Hab und Gut, an Leib und Leben bringen müssen; und so wird's auch immer bleiben.

Der ganze Fuhrpark nahm bei einem Dorfe an der Straße Blois—Vendôme Aufstellung. Das kleine Nest, dessen Bewohner meistens geflüchtet waren, bot nichts, hatte auch nichts. Es dunkelte schon, wie ich mich mit meinen kranken und gesunden Mannen in ein kleines Bauernhaus einquartierte. Alle Türen offen, weder Mensch noch Vieh da. Selbst Blumenfeld konnte hier nichts Rechtes auftreiben. Nur etwas Mehl befand sich in einer alten Truhe. Da ich eine Kuchenpfanne gefunden hatte, so rührte ich Mehl und Wasser durcheinander, nahm, in Ermangelung von Salz Pulver aus einer Patrone, und da kein Fett usw. zu finden war, goß ich mein Gewehröl in die Pfanne und buck mir einen Kuchen. Er war zwar durchs Pulver etwas sehr unansehnlich dunkel geworden, schmeckte aber doch, weil ja Hunger der beste Koch ist. Andere kochten sich eine Mehlsuppe. Jeder half sich, so gut er konnte. Die Kranken waren übel dran, von Pflege konnte hier gar keine Rede sein.

In der Nähe des Dorfes, hinter einem Walde, war ein leichtes Gefecht, man hörte lebhaftes Schießen. Bald kam auch eine ganze Kavalleriebrigade von dort her zurück, Kürassiere und Ulanen. Im Abenddunkel kamen sie langsam heran und nahmen dann im Dorfe Stellung. Blumenfeld und ich gingen mal hinaus vors Dorf und sahen, wie noch einige Abteilungen unserer Kavallerie im Schritt zurückritten, lebhaft beschossen aus einem Gehölz. Die Dunkelheit machte der Sache ein Ende. Das Schießen hörte auf.

In unserer Behausung angekommen, setzte ich mich auf ein langes Reisigbündel vor den Kamin, in welchem ein lustiges Feuer knisterte. Da kam der Brigadekommandeur der soeben zurückgekehrten Kavallerie mit seinem Adjutanten herein. Der alte General in Husarenuniform sagte zu mir: „Na, mein Sohn, hast du noch Platz für uns beide? Wir möchten uns auch gerne ein bischen wärmen.“ Natürlich sprang ich sofort auf. „Nein, nein, so ist das nicht gemeint, bleibe ruhig sitzen, wir haben alle drei Platz.“ Ich drückte mich nun ans äußerste Ende und hatte so Gelegenheit zu hören, was die Herren sprachen. Sie redeten über die Gefechtslage. Die 57er waren von Château Renault her von Teilen der Division Como hart bedrängt worden und hatten sich unter hartem Kampf zurückziehen müssen. Dadurch war unser linker Flügel genötigt, andere Stellung zu nehmen. Daher auch die Aufstellung der Kavallerie im Dorfe. Inzwischen war unser rechter Flügel vorgerückt, und als den 57ern Hilfe kam, konnten die Franzosen nicht

weiter vorkommen. Der alte General sagte zu dem Adjutanten: „Morgen werden wir ein günstigeres Bild sehen.“

Am andern Morgen schob sich unser ganzer Fuhrpark nach Vendôme zu, hinter das Zentrum unseres Armeekorps, und zwar bei einem Dörfchen in der Nähe von Vendôme.

Zunächst mußte ich suchen, die zehn Mann unterzubringen. Dieses hatte seine Schwierigkeiten, denn alle Häuser waren schon überfüllt. Blumenfeld hatte mit Pferd und Wagen zu tun, und so konnten wir beide erst nachher nach einer Behausung Umschau halten. Ein kleines, freundliches Häuschen zog uns an. Doch als wir in die Wohnstube kamen, hatten sich da schon vier Feldwebel einquartiert. Da war selbstredend nichts zu machen. Auf der andern Flurseite war die Schlafkammer und noch ein kleines Zimmer. Hier saß die Hausfrau, gleichgültig ins Leere schauend. Kurzerhand nahmen wir hier Quartier. Auf unsere Fragen schüttelte sie entweder den Kopf oder zog die Schultern hoch. Wir suchten und fanden in einem Kommodenschoß einige hundert Wallnüsse. In Ermangelung von etwas Besserem setzten wir uns vor die Kommode und knackten Nüsse. Gewiß, es war etwas, aber unsern Bären- oder Barbarenhunger konnten wir damit nicht stillen. Außerdem entdeckten wir in einer andern Schublade Männerhemden. Kurz entschlossen zogen wir unsere unreinen — ich brauche dieses ja nicht näher zu beschreiben — Hemden aus, wickelten sie zusammen, steckten sie dann unters Bett und zogen frische Wäsche an. Wie die Frau sah, daß wir so taten, als wenn wir hier zu Hause wären und zur Familie gehörten, verließ sie das Zimmer. Ja, Frau, dachten wir, „Not kennt kein Gebot“.

Es vergingen Stunden — wir fanden nichts. — Endlich verschwand Blumenfeld. Nach einiger Zeit kam er eiligst zurück und gab mir einen Wink. Er hatte einen Mann gesehen, welcher in der Dunkelheit aus dem Keller des Hauses — welcher von außen zugängig war — kam, sich vorsichtig umsah, die Kellertür geräuschlos schloß und Gegenstände darüber deckte, so daß man keine Tür bemerkte. Kaum war er weg, so war Blumenfeld im Keller und entdeckte ein junges Schwein. Darum kam er, um mich zu holen. Da der Keller unter dem Zimmer lag, wo sich die vier Feldwebel einquartiert hatten, so mußte sehr vorsichtig zu Werke gegangen werden. Ich stand also Schmiere und Blumenfeld murkste mit Zigeunersicherheit das Schwein geräuschlos ab. In unglaublich kurzer Zeit kam er damit zum Vorschein. Das

Schwein wurde in Sicherheit gebracht, und bald brodelte ein ordentliches Stück davon im Kessel, natürlich draußen am Biwakfeuer.

Zufällig stand ich am andern Morgen in der Nähe des Kellers. Diesen hatten wir genau wieder so zugedeckt, wie er gewesen war. Der Mann kam von fern her mit einem Eimer Futter für das Tier, räumte ab und stieg in den Keller. Gleich darauf erscheint er wieder und sagt mit trauriger Miene „cochon mort“ und geht mit dem Eimer von dannen. Gewiß, es war hart, sehr hart für die Leute. Nun war nichts Lebendes mehr da, auch sonst nichts. Als Ersatz von uns nur ein paar alte, lebendige Hemden. Das Blut vom Schwein war auch nutzlos durch den Keller gelaufen, Blutwurst ließ sich nicht davon machen. Wir aber hatten für ein paar Tage Fleisch, und das war die Hauptsache.

Den Nachbarn ging's nicht besser. Am nächsten Tage vor dem Abrücken stehe ich am Fenster und sehe, wie auf einem benachbarten Gehöft im Baumhof ein großer Hund emsig scharrt und schnuppert. Dieses bemerkten auch einige dort liegende Trainsoldaten. Die haben nun nichts Eiligeres zu tun, als dem armen, hungrigen Tier als Belohnung für seine Entdeckung mit der Mistgabel eins überzuziehen, so daß er heulend davonläuft. Dann geben sie sich ans Nachgraben und befördern bald ein großes Faß ans Tageslicht, welches bis zum Rand mit Fleisch gefüllt war. — Solche und ähnliche Sachen passierten alle Tage. Es war nichts sicher, weder über noch unter der Erde. Krieg, dies eine Wort sagt alles. — Wie die Trainsoldaten den Schatz ausgegraben hatten und mit großem Jubel ans Tageslicht brachten, sagte Blumenfeld, welcher zu mir ans Fenster trat: „Donnerwetter, schade, daß ich das nicht eher gerochen habe wie der Hund, dann hätten es die von der „Kolonne Jüh“ nicht bekommen.“

Der Vormarsch des Prinzen Friedrich Karl ging unter fortwährenden Kämpfen langsam, aber stetig vonstatten. War vorn Platz gemacht, so rückten die Fuhrkolonnen nach. Ja, wir hatten's gut. Zeit genug, um auszukundschaften, wo es was zu räubern gab, — natürlich nur genießbare Sachen, sowie Schuhe, Hemden usw. — Die Kameraden am Feind litten Hunger, bei Strapazen und Kämpfen, wir lebten gut, ohne Not und Plage.

Die Wagenkarawane hatte sich schon längst in Bewegung gesetzt, und endlich kamen auch wir an die Reihe. Es ging durch und um Vendôme, je nach den getroffenen Anordnungen. Zum Weitermarsch hatte ich alle Vorbereitungen getroffen, nur Blumenfeld fehlte noch.

Endlich kommt er mutterseelenallein mit vier Stück Rindvieh angetrieben. Man bedenke, in einer Gegend, welche wochenlang große französische Truppenmassen beherbergt hatte, die ebenfalls genötigt waren, zu furagieren und zu requirieren. Er war allein wohl eine halbe Stunde weit vom Dorfe abseits ins Land gegangen und hatte aus einem Gehöft das dort vorhandene Vieh aus dem Stall geholt und weggetrieben. Unser Zahlmeister riß vor Verwunderung die Kognakaugen weit auf, als ob er ein überirdisches Wunder gesehen hätte. Nun, wir waren versorgt und konnten dem Bataillon noch lebendes Vieh mitbringen.

Wir fuhren durch Vendôme, denn der Füsilier Onken war schwer an Typhus erkrankt und mußte ins Lazarett gebracht werden. Gleich an der Hauptstraße hatte man eine leerstehende Fabrik dazu eingerichtet. Es lagen hier nur Verwundete; meistens 57er aus dem Kampfe zwischen Vendôme und Chateau Renauld. Die Verwundeten protestierten gegen die Aufnahme des Typhuskranken. Es waren fast alles bergische Jungens, welche mit Donnerkielen und kräftigen, rollenden Dammigs die Aufnahme zu wehren suchten. „Söllen vie dann, holmeck en Donnerkiel, ok noch vam Typhus angesteken wären!? Es et nit genog, dat se us die Knoken kaput geschoten hant!?" So hörte man sie rufen. Die Leute hatten recht, aber ich mußte den Kranken unterzubringen suchen. Ich war froh, daß der Arzt sich seiner annahm. Nach einigen Tagen war er doch tot und wurde fern von seiner Heimat — er war Oldenburger — in Feindesland begraben. Auch der Unteroffizier blieb hier zurück, er hatte andern Anschluß gefunden.

Vendôme liegt in einer romantischen Gegend. Jenseits, wo es auf vielfach gewundener Straße bergab ins Tal ging, kamen wir an einer malerisch gelegenen alten Burg vorbei. Hier hätte ich in Friedenszeiten wandern mögen. Wir befanden uns jetzt im Flußgebiet des „Le Loir", eines Nebenflusses der großen „La Loire". Blumenfeld hatte hier Mühe mit seinem Fuhrwerk, weil die Straße durch vom Rückzuge der Franzosen herrührende Hindernisse schlecht befahrbar war. Die mitmarschierenden gesunden Füsiliere benutzte ich als Viehtreiber, dafür ließ ich ihnen das Gepäck fahren. Es waren Sachverständige darunter, welche das Viehtreiben von Hause aus gelernt hatten. Unser Ziel war „Les Roches", ein hoch auf einer Anhöhe gelegenes Örtchen. Nach uns zu fiel die Höhe in fast senkrechten Felswänden steil ab. Daher der Name „Les Roches". Hier hatten sich tags zuvor die Franzosen festgesetzt; wurden aber trotz der guten Stellung zurückgetrieben.

Ehe wir hinauf kamen, passierten wir gegen Abend ein kleines Dörfchen. Hier bewegte sich im Halbdunkel, still auf dem Schnee dahinschreitend, ein Leichenzug der alten Dorfkirche zu. Ein junger Ortseinwohner, welcher sich an der Verteidigung des Terrainabschnittes beteiligt hatte, war durch eine deutsche Zündnadelkugel niedergestreckt worden. Seine fanatisch patriotische Handlung mußte er mit dem Tode büßen.

Oben in Les Roches kamen wir sehr gut an; gutes Quartier und gute Verpflegung. In dieser Gegend gibt es einen stark moussierenden Weißwein, er sprüht wie Champagner. Darum sorgte Blumenfeld, daß für unsern Generalstab — das war er und ich — 25 Flaschen wohl versteckt auf unsere „Voiture“ kamen. Wie er's gemacht hat, weiß ich nicht. Am andern Morgen, nachdem wir das Dorf weit hinter uns hatten, zeigte er mir den Schatz. Die drei nicht mehr sehr kranken Kameraden bekamen natürlich etwas mit, der Löwenanteil blieb aber „dem Stab“.

Am andern Tage ging's auf Eis und Schnee weiter. Aber was wollte das sagen. Wir hatten warme Mäntel an, außerdem Wolldecken, und unter unserm Sitz stand die Kiste mit 25 Flaschen moussierendem, das Blut wärmendem Wein. Wir lebten ja wie Gott in Frankreich.

Bei einem Dorfe, wo die ganze Kolonne eine zeitlang Halt machte, verschwand Blumenfeld in einem Gehöft und kam gleich darauf mit einem riesigen „Brabander Hengst“ angetrabt. Es war ein junges feuriges Tier. Unsern armen abgetriebenen Gaul spannte er aus und zwängte das Untier zwischen die Deichselbäume hinein. Gleich darauf stand der Hengst schon auf den Hinterfüßen und hieb mit den Vorderhufen in der Luft herum, so daß ich Lust bekam, vom Wagen herunterzuspringen. Doch der Zirkuskünstler verstand es, ihn zu bändigen. Ich sagte zu Blumenfeld: „Mensch, was willst du denn mit dem schweren Gaul?, der steht ja immer auf den Hinterbeinen!“ „O“, meinte er, „der wird schon zahm werden, das ist Stallmut. Paß mal auf, wenn der einige Zeit schlechte Kriegskost bekommen hat und den ganzen Tag im Geschirr gewesen ist, dann wird er schon zahm werden.“

Den ganzen Tag war Glatteis. Die Pferde mußten vorsichtig geführt werden. Unter Gleiten und Fallen kamen wir spät abends in St. Calais an. Es war am 10. Januar 1871. Also am ersten Tage der dreitägigen Schlacht bei Le Mans. Den Tag über hatten wir den fernen Kanonendonner gehört. Was mußte das bei dem Glatteis für ein schwieriges Vorrücken sein, besonders für unsere Kavallerie und Artillerie.

Trotz Krieg, Winter, Schnee und Glatteis war's schön hier in der Gegend. Auch hier bei St. Calais lag eine alte Trutzburg, welche im Abenddunkel den Eindruck machte, als ob sie drohend auf uns Fremdlinge herniederblickte. Der bärtige Gefreite Dorn aus dem Wuppertal, welcher das Fuhrwerk der 10. Komp. führte, meinte: „Dat es hie en donnerkielsnette Gegend, wenn et bloß kennen Kreg, kennen Wengter un nit soa deuvelmäßig glatt —" plums da lag er. Ja, es war deuvelmäßig glatt.

St. Calais liegt in der Mitte zwischen Vendôme und Le Mans. Wiederum in der Mitte zwischen St. Calais und Le Mans fanden die Hauptkämpfe statt. Dieser wegen blieben wir auch noch den folgenden Tag in St. Calais. Vor uns, nach Le Mans zu, war im wahren Sinne des Wortes der Teufel los. Das III. Armeekorps hatte die Hauptstellungen Chanzys angegriffen und ging trotz Glatteis mit altmärkischer oder brandenburger Schneid und Zähigkeit den Franzosen an die Schwarte. Überhaupt dem III. Korps alle Ehre. Im Feldzuge 1870—71 hat es die schwerste und blutigste Arbeit getan, darum auch mehr Verluste gehabt wie unsere Garde und sogar wie das bayrische Korps von der Tann's. Auch hier vor Le Mans hat es schwerere Kämpfe und größere Verluste gehabt wie die anderen drei Korps zusammen. Dieses steht kriegsgeschichtlich fest.

Ich befand mich mit meiner Kriegerschar im allerletzten Treffen und war bemüht, sie durch gute Unterkunft und Verpflegung dem Vaterlande zu erhalten. Mit dem größten Teil meiner Mannschaft nahm ich Quartier in einem Restaurant des wirklich lieblichen Städtchens. Unser wilder Hengst, welcher abends schon zahmer war, wurde in der Nähe untergebracht. Im Quartier machten wir's uns bequem, ohne auf den Wirt Rücksicht zu nehmen. Wein und Fleisch hatten wir selbst. Letzteres hatten wir bei der Durchfahrt durch einen Ort bei einem Metzger requiriert. Die Kühe hatte der Zahlmeister beschlagnahmt, auch meine fünf Treiber dazu. Diese hatte ich ihm überlassen mit der Bedingung, daß er nun auch die Verpflegung übernehmen müsse. Zufällig kamen auch noch zwei kampfesmüde Kameraden, die auch Mitglieder der Elberfelder Turngemeinde und gleichzeitig Steiger in der damaligen Turnerfeuerwehr waren, E. Schrepper und W. Wever vom Kampfplatz nach St. Calais, und so fanden wir Helden uns denn hier zusammen. Der erstere von unserer Kompagnie kam nicht mit leeren Händen. Der zweite, von den 57ern, hatte als bekannter Taubenkenner

einige gutgemästete Tiere gemordet. Wir machten nun gemeinsame Sache, und es ging ans Kochen und Braten. Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß wir an diesem Tage herrlich und sogar in Freuden lebten. Wein genug und Fleisch in Töpfen und Pfannen. Wer hatte es so gut wie wir? Ja, bei meinem Generalstabe war's gut, wenn ich auch keinen so großen Küchenwagen hatte wie Prinz Friedrich Karl. Das war ein lustiger Tag. Drei junge Turner und dazu ein Kunstreiter, welcher gleichzeitig Akrobat und Hexenmeister war.

Abends kamen zwei verwundete Brandenburger vom Kampfplatze an, zwei untersetzte kernige Gestalten. Der eine hatte einen Schuß durch den Oberarm, der andere eine Schußwunde am Kopf. Sie waren auf dem Schlachtfelde notdürftig verbunden worden und dann durch Schnee und Eis, so gut es ging, gemeinsam auf St. Calais zu getrottet. Die blutigen Verbände waren hart gefroren. Eis hing ihnen in den Bärten. Wir nahmen die gänzlich ermatteten Leute auf. Blumenfeld und ich gingen in ein Nachbarhaus, ein Drogengeschäft, und machten hier für die beiden Verwundeten Quartier. Die Leute zeigten uns dann im Obergeschoß ein schönes Schlafzimmer mit guten reinlichen Betten. Zunächst nahmen wir den Verwundeten die steifgefrorenen Blutbinden ab und ersetzten sie durch neue. Dann suchten und fanden wir im Wäscheschrank reine Hemden, zogen ihnen die blutigen Hemden aus und reine an. — Mit den Quartierleuten erst lange darum französisch radebrechen, hatte keinen Zweck. — Wir tauschten ja nur mit den Hemden. Dann sorgten wir, daß sie von den Hausleuten etwas Warmes bekamen. So war den armen Kameraden vorläufig geholfen. Wir erfuhren, daß der Zahlmeister eine der Kühe hatte schlachten lassen. Ich ging hin und holte zunächst für die beiden Verwundeten ein großes saftiges Stück. — Selbstredend ohne den Zahlmeister oder sonst wen zu fragen. — Da kam des Zahlmeisters frecher Schreiber und wollte mich zur Rede stellen. Der kam aber bei mir an den Unrechten. Es fehlte nicht viel, so wären wir handgemein geworden. Nun lief er fort und wollte die Sache melden. Ich lachte ihn aus und ging mit dem Fleisch davon.

Am andern Tage stellte mich der Zahlmeister zur Rede. Ich sagte ihm, daß ich ein Recht auf das Fleisch hätte, weil Blumenfeld die Tiere für mein Kommando requiriert hätte, darum würde ich mir davon nehmen, soviel ich brauchte. Wir gerieten durch Rede und Gegenrede sehr feste aneinander. Ich durfte dieses schon wagen, denn erstens war ich in meinem Recht und zweitens galt der Zahlmeister

wegen seiner Kognakstrunkenboldenhaftigkeit bei den Offizieren nicht viel. Ich machte ihm Vorwürfe, daß er die besten Stücke schon für sich auf Seite gebracht hätte. Er rief: „Kümmern Sie sich nicht um ungelegte Eier.“ Dieser Ausspruch hatte zwar keinen Sinn, er schien aber keinen bessern finden zu können. Auch wie ich sagte, ich würde unserm Hauptmann Rapport erstatten und dann auch dieses zur Sprache bringen, wußte er nur obiges zu wiederholen und trabte dann auf seinem Gaul davon.

Von St. Calais ging's auf der Straße St. Calais-Le Mans über Bouloire nach Ardenay. Blumenfeld hatte noch vor dem Abrücken einen großen Topf Honig ausfindig gemacht und auf dem Wagen untergebracht. Ich rückte mit meinem Fuhrwerk allein ab. Also waren noch Blumenfeld, ich und drei Rekonvaleszenten zusammen.

Die Fahrt ging durch eine stille, öde Winterlandschaft. Alles wie ausgestorben. Hier und da verlassene Gehöfte. Rauchende Trümmer. Wir befanden uns auf dem weitausgedehnten Kampfplatz der vorigen Tage. Krähen flogen krächzend darüber hin, hier und da sich auf den Kadaver eines gefallenen Pferdes niederlassend. Sie fanden reichlich Nahrung. Am Waldrande, aus welchem wir ins freie Feld kamen, lagen gefallene Franzosen. Dort im Gelände zeigten sich die beschneiten Dächer eines Dörfchens. Rechts davon, von einer Mauer umgeben, lag der Kirchhof.

Was ragte denn da über die Mauer so hoch empor? Ach, ein großer Haufen zusammengefahrener und aufgetürmter Leichen. Und dort in den Feldern, was wollen die Bauern da mit ihren Karren? Denken sie schon daran, Mist auf die Felder zu fahren? O nein, sie laden Menschen auf. Es sind die Garben des Schnitters Tod, des Sensemannes. Er hat wieder reiche Ernte gehabt. Die edle Frucht wird auf den Karren von allen Seiten her zusammengefahren und auf der Lagerstätte des Schnitters, dem Kirchhofe, abgeladen.

Da biegt eine Karre um die Waldecke; drei gefallene, zu Eis erstarrte deutsche Krieger liegen darauf, in der Körperhaltung, wie sie sich im letzten Todesröcheln befanden. Einer streckt beide Arme aus, wie wenn er im letzten Augenblicke einem ihm lieben Wesen die Hände hätte reichen wollen. Der andere hatte sich ganz zusammengekrümmt und die Hände fest geschlossen. Von da- und dorther kommen auch noch Mistkarren mit Leichen, alle fahren dem Kirchhof zu. So waren also die Opfer des Kampfes zusammengeholt und dann wie altes Gerümpel aufgetürmt

worden. Mistkarren als Leichenwagen! Am Kirchhofe einfach hochgekippt, dann jeder Körper von zwei Mann erfaßt und auf Kommando hochgeworfen. Ja, der Wert eines lebenden Kriegers ist groß, so lange er mit der Waffe in der Hand dem Feinde auf den Leib rücken kann, aber der Körper des Toten ist wertlos wie alter Bauschutt. Man konnte ganz nahe an die Toten herangehen, die Kälte erstickte jeden Verwesungsgeruch. Welch' schreckliche Verstümmelungen. Körper ohne Kopf. Andere ohne Beine, zerrissen von heulenden, platzenden Granaten. Wild, über- und aufeinander getürmt liegen die da, denen Tags zuvor noch junges Blut durch die Adern floß. Jetzt zusammengefahren auf unsauberen Karren; als Leichengefolge einige hin- und herflatternde krächzende Krähen.

Wie nun so Karre auf Karre ankommt, aufgekippt wird und die Toten hochgeworfen werden, daß sie an der anderen Seite des gefrorenen Leichenhaufens wieder herunterkollern, steht einer der Rekonvaleszenten, der Färber Fritz Hutkap von Barmen, ganz sprachlos da. Endlich sagte er ganz bewegt: „Eck völ, de Kreg vör am Eng, eck mäut doch nit gän ob die Mestkar nom Kerkhof gefahren wären."

Still zogen wir durch das verschneite umheimlich stille Dörfchen. Erst nach geraumer Zeit erwachte in uns wieder der Lebensmut. Wer war wohl später bei der Bestattung dieser Krieger? Wahrscheinlich der Dorfgeistliche und einige neugierige Dorfbewohner. Die Regimenter waren weit weg, hatten weiterzukämpfen und neue Opfer zu bringen. Selbstredend können diese sich nicht um die rückwärtsliegenden Gefallenen kümmern. Das Märchen von dem Mitnehmen der gefallenen Krieger spukt nur in den Köpfen der Zeitungs-Berichterstatter. Selbst, daß ein gefallener Offizier aus dem Kampfe mitgenommen wird, gehört zu den größten Seltenheiten.

Je mehr wir uns Le Mans näherten, mehrten sich die Bilder des Schreckens. Besonders wieder bei der Windmühle vor Ardenay. An einer Böschung lagen gefallene Infanteristen vom III. Korps. Einige noch im Anschlag, denn hier war liegend geschossen worden, wie immer, wenn es sich machen ließ. Auf der Schneedecke waren die Gefallenen weithin sichtbar. Es war der letzte Tag; heute sollte Le Mans genommen werden. Die Schlüsselstellung war schon am Abend vorher durch einen Handstreich genommen worden. Zwei Bataillone hatten im Dunkel der Nacht mit sogenanntem „kalten Eisen", also mit Bajonett und Kolben, ohne einen Schuß zu tun, den Coup ausgeführt. Es ging um die

wichtige französische Position Les Tuilleries. Als die beiden Bataillone von der 20. Division in der Nacht plötzlich wie schwarze Teufel vorstürmten, rissen die Moblots in jähem Schrecken aus. Ein späterer Versuch, die Stellung wieder zu nehmen, scheiterte selbstredend, denn was die Deutschen einmal hatten, gaben sie nicht wieder her.

In Le Mans.

Durch den nächtlichen Überfall und die Wegnahme der wichtigen französischen Stellung Les Tuilleries kam Chanzy in arge Bedrängnis. Darum versuchte er auch mehrfach diese wiederzuerlangen, aber, wie schon gesagt, vergebens. Um sich nicht eine Art Sedan zu bereiten, beeilte er sich, seine Truppen auf das linke Sartheufer zurückzuführen. Seinen Rückzug suchte er dadurch zu verschleiern, daß er die im Kampfe stehenden Truppen in ihren Stellungen aushalten ließ, solange es eben ging. Ja es wurden sogar von diesen energische Vorstöße gemacht, um dem Vordringen unserer Regimenter Einhalt zu gebieten und sie möglichst lange aufzuhalten.

Eine Armee, von jetzt noch ca. 130000 Mann hatte viel Zeit nötig, um in möglichster Odnung über den Fluß zu kommen. Hierzu standen einige Brücken und sonstige Übergänge zur Verfügung. Eine dieser Brücken sprengten sie zu früh, so daß es zu ihrem Schaden war. Die andere, Napoleonsbrücke genannt, sollte auch gesprengt werden, es wurde aber durch das schnelle Nachrücken unserer Truppen vereitelt.

Besonders unser X. Korps, weil am nächsten an die Stadt herangekommen, rückte unter heftigen Straßenkämpfen bis zum Bahnhof und durch Eindringen von anderer Stelle bis zum „Place des Halles“ vor. Dieser hier vordringende Teil — es war unser Füsilier-Bataillon —, bekam an diesem Platze schwere Arbeit. Es war ein großer freier Marktplatz mit einer Halle. Ringsum hohe Gebäude, darunter das Hotel Saumont und Hotel Dist, das Café du midi und Café du grand balcon. Alle diese Gebäude waren von innen verbarrikadiert, so daß nicht einzudringen war. Aus den oberen Stockwerken wurde aus den Fenstern, sowie auch von den Dächern auf die vordringenden Füsiliere gefeuert. Das französische Militär wurde dabei von zahlreichen Zivilisten unterstützt. Auch aus der Markthalle wurde geschossen. Selbst als kleine Abteilungen anderer Regimenter zur Unterstützung eintrafen, wollte die Sache nicht recht glücken. Besonders in die beiden Cafés,

in welchen sich viele bewaffnete Zivilisten am Kampfe beteiligten, war nicht hineinzukommen. Da eilte Leutnant Böhmer — genannt der wilde Mann*) — mit zwei Geschützen der Oldenb. Leicht-Batterie herbei, ließ hinter der Hausecke der rue des Mimnes laden, dann vorschieben und hineinpfeffern in die Café's. Dieses Manöver wiederholte er so lange, bis es der Infanterie möglich war, durch die Breschen in die Häuser einzudringen. Jetzt aber ging's da drinnen drunter und drüber. Was nicht durch Hintertüren oder Sprung aus den Fenstern sich retten konnte, wurde mit Kugel, Kolben und Bajonett niedergemacht oder gefangen. Die Zivilisten kamen dabei am schlechtesten weg. Ich sah am andern Tage eine ziemliche Anzahl bei der Wache an der Markthalle eingesperrt. Einige sahen sehr niedergeschlagen, andere aber sehr trotzig aus. Was man mit den Kerlen gemacht hat, weiß ich nicht. Dem Tode waren sie ja verfallen; ich glaube aber nicht, daß sie erschossen worden sind.

Durch den Auftritt mit dem Zahlmeister hatte ich mich von unserer Fuhrkolonne getrennt und marschierte resp. fuhr mit meinen Mannen auf der Straße St. Calais—Le Mans allein weiter. Das Vieh hatte der Zahlmeister, wie er sagte, fürs Bataillon beschlagnahmt.

Ich konnte mich nun leichter fortbewegen, kam aber selbstredend vom X. Korps ab und hinter das Zentrum des dritten. Darum zeigten sich uns auch die Bilder der blutigen Kampfplätze der vordringenden Brandenburger. Wir kamen früher nach Le Mans als die Wagenkolonne des X. Korps, denn diese blieb bei Grand Lucé, etwa vier

---

*) Diesen Beinamen hatte sich Premierleutnant Böhmer sieben Tage vorher in dem Gefechte bei Villeporcher erworben. Hier war er mit zwei Geschützen im rasenden Galopp, alle Mannschaften aufgesessen, bis in die Schützenlinie hineingefahren und hatte dann die Stellung der Franzosen unter Feuer genommen. Es kostete allerdings Pferde und Leute, er erreichte aber seinen Zweck. Die Musketiere des ersten Bataillons stürmten nun vor und schlugen die Franzosen zurück. Für dieses wilde Vorstürmen und Eingreifen hatten ihm die Soldaten den Beinamen „wilder Mann“ gegeben.

Premierleutnant Böhmer hatte früher unter Bazaine den verunglückten Feldzug in Mexiko mitgemacht. Er hatte eine stramme, herkulisch gebaute Gestalt, mit energischem Gesichtsausdruck.

Auch der zweite Leutnant bei dieser Batterie hieß Böhmer und hatte im Gegensatz zu seinem Namensvetter eine kleine, untersetzte, runde Gestalt. Diesen nannten die Oldenburger den lütten (kleinen) wilden Mann, weil er bei dem Anstürmen bei Villeporcher rittlings auf dem Geschützrohr gesessen und trotz Hopsen und Springen des Geschützes sich auf dem Rohre gehalten hatte.

Stunden von Le Mans, noch einen Tag liegen. Kurz nach der Einnahme von Le Mans rückten wir in die Stadt ein und gewannen so den richtigen Eindruck von dem bei und in der Stadt beendeten Kampfe.

Am andern Morgen wollte ich mich wieder bei der Kompagnie melden, doch war unser Regiment zur Verfolgung hinter den Franzosen her. Ich hatte nun Zeit, Umschau zu halten. Zunächst galt es, das Fuhrwerk jenseits des Flusses bei der Munitionskolonne aufzustellen. Dabei passierte wieder so ein richtiger Zigeunerstreich meines Kameraden Blumenfeld.

Man kann sich denken, daß auf der einzigen, unversehrt gebliebenen Napoleonsbrücke ein überaus reger Verkehr war. Ein Schieben und Drängen von Militärfuhrwerken, Viehtransporten, Soldatengruppen usw. hinüber und herüber. Blumenfeld und ich waren allein. Ich saß auf dem Wagen und hatte eine große wollene Decke über meine Beine gebreitet. Blumenfeld führte den jetzt zahmen Riesenhengst am Kopf. Da kamen vom linken Ufer her zwei Jäger vom 10. Bataillon mit etwa einem Dutzend Schafen angetrieben und bemühten sich, diese durch alle Hindernisse hindurchzubringen. Gleichzeitig trieben mehrere 57er eine wohl doppelt so große Zahl Schafe von entgegengesetzter Seite heran. Diesen Augenblick benutzte Blumenfeld; er ergriff einen Hammel, rief „Decke hoch!" und plumps lag das Tier unter der Decke. Wie nun Jäger und 57er ihre Tiere mit vieler Mühe auseinander und weitergebracht hatten, sahen die Jäger, daß ihnen ein Hammel fehlte. Schnell kam uns ein Jäger nachgelaufen und rief: „Ihr habt uns einen Hammel gestohlen!" Blumenfeld antwortete gereizt: „Du bist selbst ein Hammel!" Der Jäger aber hob die Decke hoch und sagte: „Da liegt er ja." Aber Blumenfeld, schnell gefaßt, sagte: „Bleib' mir von dem Hammel, den haben uns die 57er geschenkt; gehe hin und zähle deine Hammel, die müssen noch alle da sein." Natürlich bestätigte ich diese Aussage mit der ehrlichsten Miene. Der Jäger wurde stutzig und lief wieder zurück. Ehe er mal nachgezählt und Umschau gehalten hatte, waren wir ihm außer Sicht. Wir hatten einen Hammel; allerdings keinen schweren ostfriesischen, sondern eine leichtere Heidschnucke. Es war wieder frisches Fleisch und wir hatten Hunger.

Nicht lange, da hing der Hammel, kunstgerecht geschlachtet, in unserm Quartier, einer kleinen Wirtschaft am rechten Sartheufer. Nun ging's ans Kochen. Zuerst galt es, einen Kessel zu finden, welcher groß genug war, alle Stücke Hammelfleisch auf einmal aufzunehmen. Aber woher einen

solchen Kessel nehmen. Die Quartierleute hatten keinen von solcher Größe. „Halt", sagte Blumenfeld, „ich weiß, wo einer zu haben ist. Komm, geh mit; es ist dunkel, da läßt sich die Sache machen." Wir zwei gingen nun wieder über die Napoleonsbrücke, und dahin, wo die Munitionskolonne stand. Hier hing unter einem Militärwagen ein sogenannter Beritt- oder Batteriekessel. Ehe jemand etwas merken konnte, holte Blumenfeld den Kessel hervor und fort ging's damit in unser Quartier.

Der Kessel wurde nun halb mit Wasser gefüllt und, wie dieses kochte, die Fleischstücke dazu und das nötige Salz hineingetan. Bald erfüllte ein angenehmer, kräftiger Geruch den Raum, und dadurch wurden die hungrigen Mägen ans Klappern gebracht. Die Fleischstücke standen oben heraus und mußten hineingedrückt werden. Da wir mit zwei hinzugekommenen Kameraden zu sieben Personen waren, gab's eine stattliche Familientafel. Die Bouillon war tadellos und das Fleisch nicht minder. So kam es denn, daß der Inhalt zusehends zusammenschrumpfte und die Frau rief: „Hélas, ils mangent tout!" Sie hatte recht, wir fraßen alles, wenigstens blieb nicht viel über. Wir hatten uns mal wieder rundherum feldkriegsmarschmäßig satt gegessen.

Man kann sich schwerlich ein Bild machen von dem Wirrwar und Durcheinander in den Straßen, welche auf die Napoleonsbrücke mündeten. Man bedenke, über 600 Fuhrwerke, die mit aller Gewalt noch hinüber gesollt und gewollt, aber von den anstürmenden Oldenburgern daran gehindert waren. Sie fielen alle in unsere Hände. Chanzy hatte seine Bagage noch retten wollen, weil er die gefüllten Magazine doch in unsern Händen lassen mußte, ebenfalls den Inhalt von mehreren Militärgüterzügen. Er hatte, wie 91er und 17er von allen Seiten herankamen, alles getan, um diese zurückzuhalten, und die damit beauftragten Kompagnien hielten auch wacker stand. Mancher brave Musketier und Füsilier wurde im Siegeslauf niedergestreckt. Eine französische Geniekompagnie, welche den Auftrag hatte, den Übergang der Fuhrwerke zu ermöglichen und die Brücke dann in die Luft zu sprengen, machte sogar kühne Vorstöße, doch vergeblich. Durch das Kreuzfeuer der Kämpfenden waren Pferde und Fuhrleute gefallen. Schließlich war alles in- und durcheinander gefahren und dadurch Straßen und Zugang zur Brücke verstopft und gesperrt. Die Verteidiger mußten zurück. Zeit zum Brückesprengen wurde ihnen nicht gelassen, die Deutschen saßen ihnen im Nacken, sie mußten alles zurücklassen, allen Kriegsbedarf und vor allem auch Proviant, welchen sie selbst so sehr benötigten.

Am Bahnhof war das erste Bataillon mit Teilen des 17. Regiments im Laufschritt an den zum Abfahren bereitstehenden und teils schon in Bewegung begriffenen Zügen entlang gelaufen und hatte durch Feuern die Zugbeamten heruntergeschossen oder vertrieben. Ja sogar ein Zug, in welchem schon mehrere hundert Franzosen eingestiegen waren, wurde am Abfahren gehindert und die Franzosen gefangen genommen. Der Bahnhof ist ein Knotenpunkt, wo fünf Bahnlinien zusammentreffen. Der ganze Inhalt der Züge fiel nun in unsere Hände. Das erste Bataillon erbeutete mit wenig Verlusten 6 Lokomotiven und ca. 200 Wagen, welche mit allerlei Kriegsmaterial beladen waren. Der tapfere Musketier Hoes (ein Oldenburger), allen mutig voran, mußte sein kühnes Vordringen leider mit dem Leben büßen. Unrecht war es, daß der brave Musketier noch zwei Tage danach auf dem Perron des Bahnhofes lag, an der Stelle, wo er seinen Geist ausgehaucht hatte. Von irgend einer gemeinen Kreatur war er noch schamlos entblößt worden.

Was der Armee des Prinzen Friedrich Karl hier alles in die Hände fiel, war enorm. Blutnötig war's allerdings auch, weil die Verbindungen nach rückwärts, sowie die Zufuhr von dort, besonders auch durch die winterliche Witterung sehr schwierig war. Die kämpfenden Truppen an der Front hatten bittere Not gelitten, doch war diese nun auf einmal gehoben. Mit der großen Beute konnten Armeekorps versorgt werden. Eine hohe Kontribution wurde den Bürgern von Le Mans auch noch auferlegt. Wie hoch, weiß ich nicht. Es muß aber eine große Summe gewesen sein, denn jeder Soldat bekam einen Franc, die Unteroffiziere glaube ich 5 und die Offiziere hunderte und mehr, je nach dem Rang. Ich wollte mir das Francstück als Andenken aufbewahren, da wir aber auf dem späteren Rückmarsch in St. Julien du Soult für 34 Centimes ein Liter guten Rotwein bekamen, ist mein Francstück dort geblieben und vom festen in den flüssigen Aggregatzustand übergegangen.

In den Vororten an der Sarthe trieben sich hunderte waffenlose französische Soldaten herum. Man ließ die maroden, kriegsmüden Menschen laufen. Die meisten litten an der Krankheit, welche wir „schnelle Latrine" nannten. 20000 transportfähige Gefangene wurden durch Kommandos zurückgebracht und nach Deutschland befördert. Bei uns liefen auch noch Hunderte herum, welche gesund waren, aber in Deutschland war mehr wie genug von dem Zeug, wohin damit. Damals hieß es: „Moltke, höre auf mit deinem Segen."

In den Wirtshäusern kamen wir mehrfach mit französischen Soldaten zusammen, doch ging's immer friedlich her, die Leute waren zahm wie die Lämmer. Ein redseliger französischer Infanterist — ein Franzose schwatzt mehr wie zwanzig Oldenburger zusammen, — erzählte mir allerlei, wovon ich fast nichts verstand, sondern es aus seinem Mienenspiel und den Armbewegungen herauslesen mußte. Ich traktierte ihm einen Schoppen Wein, da hat er aus Freude geweint. Weich sind die Leute leicht, ebenso leicht aber auch aufgebracht.

Für meinen Stab, also Blumenfeld und mich, fand ich ein besseres Quartier. Es war bei einem Kaufmann, welcher holländisch sprechen konnte. Wir waren hier gut untergebracht, bei freundlichen Leuten und guter Verpflegung. Der Mann zeigte mir Ware, welche er aus Barmen bezog. Mit vieler Mühe brachte er das Wort Barmen heraus, den Namen des Fabrikanten noch schwieriger. „Mit-ze-zen-scheh", sollte heißen Mittelsten-Scheid. In diesem Quartier schlief ich wieder in einem grünseidenen Bett. Abends führte mich der Hausherr selbst aufs Schlafzimmer und sagte zu mir: „Schloob in min Bede".

Unser Regiment, welches bei der Verfolgung teils beim Detachement des Generals Schmidt, teils bei dem des Obersten Lehmann noch sehr harte Kämpfe mit den Franzosen zu bestehen hatte, wobei z. B. die 6. Kompagnie allein 60 Mann verlor und andere ebenfalls starke Verluste hatten, war nach dem 15. Januar zurückgekehrt und in der Nähe, teils auch in Le Mans einquartiert worden.

Ich fand mich mit meiner Mannschaft wieder bei der Kompagnie ein, stattete meinem Hauptmann Bericht ab; auch die Angelegenheit mit Zahlmeister, Kühen und Treibern, und wurde mit einem großen Lob entlassen. „Kann mir denken, daß Sie Mühe gehabt haben, sich mit den Leuten durchzubringen. Aber wir haben in den zehn Tagen auch eine schwere Zeit durchgemacht; gut, daß wir jetzt endlich mal Ruhe haben." So sagte unser guter Hauptmann Schmidt. Er hatte keine Ahnung, daß wir herrlich und in Freuden gelebt hatten.

Während des Waffenstillstandes.

Ich trat nun wieder in Reih' und Glied und kam sofort auf Wache. Abends kamen rekognoszierende Jums — afrikanische Reiter mit roten Mänteln —. Diese mußten sich wohl verritten haben. Da die Leute, wie sie uns sahen, schleunigst wieder kehrt machten, ließen

wir sie ruhig reiten. Inzwischen kam die bestimmte Nachricht, daß Waffenstillstand eingetreten sei und große Operationen vorläufig unterbleiben sollten.

Zunächst kamen wir nach La Suze, einem kleinen Landstädtchen einige Stunden von Le Mans. Bei unserer Ankunft in Schnee und Eis wurde kriegsmäßig, also ohne Billetts, immer eine ziemliche Anzahl Mannschaften, nach Größe der Häuser, einquartiert. Die Einwohner hielten sich sehr zurück. Geliefert war noch nichts. Also wieder „Selbsthilfe“, frei nach Schulze-Delitsch. Wir hatten einige Hühner im Topfe. Die Eigentümer waren nicht da, hatten ihre Hühner sorgfältig versteckt, diese sich aber durch Gegacker verraten. Wie der Mann heim kam, fand er nur noch die Köpfe, Füße, Federn usw. Er machte gute Mine zum bösen Spiel, das Gescheiteste, was er tun konnte.

Zufällig kam ein Musiker von unsrer Kapelle, Kamerad Palm (später beim Barmer Orchester). Dieser klagte, sie hätten in ihrem Quartier nichts zu essen, ob wir keinen Rat wüßten. Wir konnten ihm nur den geben, es so zu machen, wie wir. Ja, meinte er, da, wo unser Musikmeister liegt, sind ein paar schwere Kaninchen. Na, dann holt sie euch doch, riefen einige. Dazu waren sie aber zu bange, denn sie fürchteten ihren Kapellmeister. „Komm,“ sagte ich, „zeig' mir den Stall, ich will sie holen.“ Der kleine Palm trippelte ängstlich mit bis ans Hoftor. „Siehste, da wo das Licht ist, wohnt unser Musikmeister und da auf dem Hofe ist der Stall.“ „Passe auf, passe gut auf,“ flüsterte ich ihm zu und huschte dann an den Stall, welcher leicht zu öffnen war. Die Tiere merkten sofort, daß es ihnen an den Kragen ging, denn sie fingen an zu quitschen. Schnell zog ich eins hervor und schlug's ins Genick, dann das zweite und nun weg damit. Es waren ein paar schöne schwere Tiere. Klopfenden Herzens nahm Palm den Raub und war bald damit verschwunden.

Alle diese Ortschaften wurden, wie ja auch besonders Le Mans, stark gebrandschatzt. Sie mußten schwere Summen Geld opfern, teils, weil sich, wie in Le Mans, die Einwohner an den Kämpfen beteiligt hatten, und auch, um sie mürbe zu machen. Vom Kriege hatten sie ja bis dahin noch nichts zu leiden gehabt. Sie waren kalt gegen uns, ja innerlich uns totfeindlich gesinnt. Eine ganz erklärliche Sache.

An einer Mauer klebte noch ein frisch angeschlagenes Plakat, welches uns der Einjährige Martin verdeutschte. Es lautete: „Bürger, greift zu den Waffen. Legt euch in den Hinterhalt und tötet die Barbaren.

Sie haben ihre nordische Kälte mitgebracht" usw. Soweit weiß ich's noch wörtlich, den andern Schwums habe ich vergessen. Wir lachten darüber, daß wir die nordische Kälte mitgebracht haben sollten. Leider tat das Plakat doch noch soviel Wirkung, daß in den nächsten Tagen eine Husaren-Patrouille beschossen und ein Mann schwer verwundet wurde.

Hier blieben wir bis zum 1. Februar, dann rückte das Regiment nach Tours und in dessen Vororte. In drei kleinen Marschtagen erreichten wir dieses Ziel und kamen nun wieder an die Loire und in die schöne Touraine, den Garten Frankreichs.

Bevor wir diesen Marsch antraten, war unser Bataillon von La Suze nach Le Mans verlegt worden. In Le Mans mußten wir starke Wachen stellen, und ich hatte das Vergnügen, sofort auf Hospitalwache zu kommen. Hier sollte ich noch einen fast tragikomischen Fall erleben.

Bei diesem großen Krankenhause, in welchem an tausend pockenkranke Franzosen lagen (Frankreich hat keinen Impfzwang), war eine starke Wache. Wahrscheinlich deshalb, weil auf dem großen Platze an der Mauer tausende französische Gewehre aufgestapelt lagen.

Wie ich nun so an dem Tore hin und her patrouillerte, sah ich von der Seite her einen Wagenzug herankommen und erkannte staunend, daß es die Fuhrwerke der Dresdener Liebesgaben-Kolonne waren. Wie sahen die Kerle aus! Zum Malen schön. Wie eine phantastisch gekleidete Räuberbande. Allerlei Uniformstücke und Waffen hatten sie sich auf den Schlachtfeldern an der Loire zusammengesucht. Besonders ein klumpfüßiger Kerl sah zu drollig aus. Die Kerle erkannten mich auch wieder und der Klumpfuß rief: „Da ist der Preiße von Orleans!" Als die Leute die vielen französischen Gewehre sahen, kam der Klumpfuß und noch ein anderer Fuhrmann heran und fragten, ob sie sich einen „Schassepöter" mitnehmen könnten, sie führen jetzt wieder heim, und da müßten sie doch etwas mitbringen. Ich trug auch weiter kein Bedenken, ließ sie in den Hof hinein und hörte, wie sie an den Gewehren zerrten und rissen. Auf einmal fällt ein Schuß und im nächsten Augenblicke kommen die beiden Kerle mit angstbleichen Gesichtern zum Tor herausgesprungen. Der Klumpfuß hatte den roten Fez im Nacken und warf in langen Sprüngen die Klumpfüße übereinander. „Himmeldonerwetter!" rief ich, „was habt Ihr gemacht?" „Jö", erwiderte der Krüppel, „beinah wäre ich se nich mär nach Dräsen gekommen, das Luder ging los und die Kugel hier unterm Arm her durch den Rock. Ach, Herr Jeses, do hab' ich Glück gehabt!" Die Gesellschaft zog nun

weiter. Doch der Schuß hatte die Wache alarmiert und der Wachthabende kam eiligst herangelaufen, um zu sehen, was vorgefallen war. Er glaubte, ich hätte geschossen. Ich schwatzte mich heraus, so gut ich konnte, und schimpfte auf die fernziehenden Kerle, weil sie hintenherum an die Gewehre gegangen seien.

Bei dem dreitägigen Marsch von Le Mans über Chateau du Loir nach Tours kamen wir an wunderschönen landschaftlichen Punkten vorbei. Besonders als wir in die Nähe von Tours kamen. Romantische Täler zwischen steilen Höhen. Am unteren Teile des Tales bei Luynes, wo auf einem Bergvorsprunge ein prächtiges Schloß lag, war's reizend. Wie schön mußte es hier in besserer Jahreszeit sein!

Überraschend war für uns eine Eigentümlichkeit dieser Gegend. Überall sah man an den Bergen und Felspartien kleine Schornsteine aus dem Brombeer- und anderm Gestrüpp hervorlugen, aus welchen der Rauch in die Luft stieg. Solche Felsenwohnungen sieht man bei Tours auf dem rechten Ufer der Loire überall. Es liegt an der Eigenartigkeit des Gesteins. Die Masse läßt sich schneiden. Die Leute arbeiten mit hierfür besonders angefertigten Werkzeugen. Von außen wird an dem freigelegten Teile der Aufriß gemacht und dann so weit in den Berg hineingearbeitet, wie man es wünscht. Vorn wird dann der Raum durch eine Wand geschlossen. In dieser befinden sich die Fenster sowie die Eingangstür. Die ärmeren Leute benutzen diese Räume zu Wohnungen, besser situierte als Keller, Stallungen, Werkstätten usw.

Unser Füsilierbataillon kam nach Vondettes und nächster Umgebung, einem Ort hoch oben auf dem Berge gelegen.

Nach den vielen Kriegsstrapazen kam eine völlige Ruhe. Die Hauptbeschäftigung bestand darin, Waffen und Uniformen in Ordnung zu bringen. Vor allem waren wir bemüht, uns der unangenehmen sechsfüßigen Begleiter von Metz zu entledigen.

Die Hauptanziehungskraft übte auf uns alle natürlich die Stadt Tours aus. Waren Kommandos für Tours zu geben, z. B. Briefe zu holen oder Sachen zu fassen, welche dort abgeholt werden mußten, so meldeten wir Wuppertaler uns freiwillig. Blumenfeld spannte dann an und wir trabten hinunter ins Tal. Die angesammelte Löhnung (wir bekamen damals pro Tag 6 Sgr.) konnte man in Tours loswerden.

Einmal ging's mir und Blumenfeld schlecht. Wir waren kommandiert, in Tours die Briefsäcke fürs Bataillon zu holen. In Tours angekommen, brachten wir zunächst Pferd und Wagen nach einem großen

mauerumschlossenen Hof, wo alle Fuhrwerke für militärische Zwecke aufgestellt wurden. Am Tor stand zur Bewachung ein Posten. Da nun zu diesen Fahrzeugen viele Bauernwagen gehörten, so gingen auch Pisangs aus und ein. Wir beiden gingen nun zur Post und holten die für uns bestimmten Briefsäcke. Natürlich wollten wir nicht gleich wieder zurück, das hatte Zeit. Also schlugen wir uns die schweren Briefsäcke auf den Buckel und gingen in ein großes uns bekanntes Restaurant. Hier verkehrten viele von den in Tours liegenden 57ern. Da hörte man am Billard oder sonstwo an den Tischen unser heimisches Platt und fühlte sich wie daheim. Endlich dachten wir an die Heimfahrt, denn wir hatten eine gute Stunde bergauf zu fahren. Die Säcke wurden hoch genommen und zum Wagenplatz getragen. Wer beschreibt aber unsern Schrecken? Das Fuhrwerk war weg, von irgend einem Pisang gestohlen, mit Pferd und unserer kleinen Waffensammlung. Blumenfeld besaß einen französischen Karabiner, einen Säbel und sonstige Schlachtfeldandenken. Ich hatte dabei einen schönen Revolver, welchen mir in Le Mans an der Ecke des Place des Halles eine Frau gab, die in Angst und Schrecken mit der Waffe in der Hand auf mich zueilte und mir den Revolver gab, weil strenger Befehl gegeben war, daß alle Waffen abgeliefert werden sollten.

Was nun machen? Die schweren Briefsäcke, — denn Papier ist schwer —, in stockfinsterer Nacht eine Stunde weit bergan tragen? — Die Laterne war natürlich auch weg. — Eine schöne Bescherung. Was half uns alles Fluchen und Schimpfen auf den zehnmal zur Hölle verwünschten Spitzbuben. Was blieb uns anders übrig, als die schweren Säcke hochzunehmen und loszutraben? Junge, starke Kerle, wie wir beide waren, konnten das auch leisten. — Roß und Wagen sah'n wir niemals wieder. — Revanche!

Sonntags wurde selbstredend Urlaub nach Tours genommen. Da war ein großes Lokal an der Hauptstraße. Jedem jetzt noch lebenden Kameraden, welcher damals in Tours war, wird's noch in Erinnerung sein. Es war ein sogenanntes „Café chantant". Der große untere Raum war von denen besetzt, welche vom Feldwebel abwärts rangieren. Gallerie und Logen okkupierten die Herren Offiziere. Was da geboten wurde, war allerdings fünfter Güte, aber es war doch mal wieder ein lang entbehrter Genuß. Eine Gruppe sang irgend ein französisches Lied, welches eine ähnliche Melodie hatte, wie ein damals allgemein bei uns daheim gegrölter Singsang „Rübenstrunk". Kam nun der

Refrain, so legten die Rheinländer wie auf ein Kommando los, das war dann ein Hauptspaß.

Oben in einer der Logen saß der runde untersetzte alte General in Husarenuniform, – derselbe, welcher vor Vendôme neben mir auf dem Reisigbündel saß. — Dieser lachte dann, daß er sich seinen Bauch halten mußte. An dem Liede schien ihm wenig zu liegen. Aber wenn der Refrain kam, dann lachten seine Augen Tränen. Nun, wir brüllten aber auch los, daß die Bude wackelte. — Ja, in Tours war's schön, und es gab hier bayerisch Bier. Wer also Geld genug hatte, konnte sich jeden Tag einen ansaufen.

Um diese Zeit des Hin- und Herschwankens, ob's wieder losginge oder nicht, wurde auch fleißig exerziert und nach der Scheibe geschossen. Es war aus gewissen Gründen auch nötig. Die großen Lücken bei allen Regimentern waren durch Ersatz wieder ausgefüllt. Die Montur vollständig ersetzt, so daß wir, wie uns unser Hauptmann sagte, jetzt während des Waffenstillstandes so reorganisiert und komplettiert wären, daß Kopfzahl und Ausrüstung den Stand bei Beginn des Krieges überträfe. „Wenn sich die Franzosen nun immer noch nicht fügen wollen, dann geht's mit leichter Mühe bis Bordeaux, da gibt's noch besseren Wein wie bisher."

Was uns allgemein mißfiel, war, daß unter den vom Schwamm nachgesandten Mannschaften viele die Tressen oder doch Gefreitenknöpfe trugen. Ja, hieß es, beim Schwamm da kann man avanzieren, im Feldzug aber nicht. Die dies riefen, hatten recht. War doch ein Tressenträger dabei, welcher während seiner Dienstzeit Bursche beim Oberst Schachtmayer in Trier war. Mit den anderen war's nicht viel besser. Bei unserer Kompagnie war während des Feldzuges, knapp zuvor, ehe der Ersatz kam, der Gefreite Pack von Elberfeld Unteroffizier geworden, weil einer fehlte. Jetzt hatten wir mehr wie genug. Was hatten wir doch für tüchtige Kerle in der Kompagnie, welche treu den ganzen Feldzug mitgemacht hatten und sehr aufgeweckt und tüchtig im Dienst waren, aber avanzieren war nicht. Ja, beim Schwamm, da konnte man was werden. Natürlich, die hatten da den ernsten Friedensdienst, und wir in Frankreich den lustigen Krieg. Dieses verstimmte die alten Leute sehr. Die neu angekommenen, frisch gebackenen Friedensunteroffiziere mußten harte Sticheleien über sich ergehen lassen.

Nun gab's eine Verschiebung. Regimentsstab und unser Bataillon marschierten einen Tagemarsch weiter westlich, die Loire abwärts bis nach Azay-le-Rideau, einem kleinen Städtchen mit einem schönen alten

Schlosse gleichen Namens, an dem Flüßchen Cher. Hier standen wir an der sogenannten Demarkationslinie. Wir sagten: Demokratische Linie, weil man das besser behalten konnte.

Hier war's schön. Trotzdem es noch Winter war, gab's schon warme Tage. Wenig Dienst, gute Quartiere, billigen, guten Wein. Wir lagen zu drei Wuppertalern bei einem Drogisten, da wurde mit Servietten gespeist. Die Familie trank bei Tisch, wie in Frankreich fast allgemein üblich, den Wein mit Wasser vermischt. Dies konnten wir nicht übers Herz bringen, sondern tranken den guten Tropfen, wie er war. „Malade à tête“, sagte dann die Hausfrau und zeigte nach dem Kopf. Wir antworteten „Nix malad“ und schenkten fleißig ein.

Unser Hauptmann hatte hier oft Ärger über seine Oldenburger; sie bekneipten sich und verhauten sich untereinander. Sie sagten dann am andern Tage, sie wären „dunn" (voll) gewesen. Einer taumelte mal so über die Straße, daß er gegen den Hauptmann rannte. Da wurde dieser aber fuchswild und sagte mit Abscheu: „Hab ich auch dem Kerl noch das Eiserne Kreuz gegeben und jetzt treibt sich das Schwein damit besoffen auf der Straße herum." Der Hauptkrakehler unter den Oldenburgern war der Tambourgefreite Barre, ein sehr kräftiger, robuster Schiffszimmermann. Er war in unserer Korporalschaft, und da mich Unteroffizier Langenbeck (Färbereibesitzer in Unterbarmen) über ihn gesetzt hatte als stellvertretender Korporalschaftsführer, so ärgerte er sich und fing gern Händel an, durfte sich aber bei uns nichts erlauben, denn wir Wuppertaler hielten zusammen.

Barre hatte Pech. Trotzdem er den ganzen Feldzug von A. bis Z. mitgemacht, nie marode oder krank war, auch keine Minute aus dem Gliede gewesen war, kam er zu keiner Auszeichnung. Es wollte ihm nicht gelingen. Bei dem letzten Verfolgungsgefecht, wo's hart herging und Leute unserer Kompagnie in Gefangenschaft gerieten, aber durch unsern Hauptmann mit seinem Zuge wieder herausgehauen resp. befreit und die Franzosen dafür gefangen genommen wurden, hatte sich Barre gut gehalten. Ein Zug lag im Feuer, der andere stand in Reserve. In diesem war Barre. Da steht ihm ein Franzose schußgerecht, er legt an und schießt den Franzosen nieder. Da ruft der Hauptmann: „Wer hat aus dem hinteren Zuge geschossen?" Antwort: „Barre." „Der erhält drei Tage Arrest, weil er gegen den Befehl gehandelt hat." Barre schüttelt den Kopf und brummt: „Et geit sunderbar tau, dä ein, dä en Franzosen daut scheiten, kriet en uisern Kruiz un mie gift he drei Dage."

Während der Zeit, daß wir in Azay-le-Rideau lagen, wurde mit der französischen Regierung das Abkommen getroffen, welches zum Frieden führte.

Nun machte die ganze deutsche Armee, außer der im Osten, „kehrt" und führte die große Linksschwenkung aus, wobei die bei Paris stehenden Truppen sozusagen auf der Stelle traten, also eben über die Seine gingen, wir aber, um ebenfalls hinter diesen Fluß zu gelangen, drei Wochen marschieren mußten.

Der Rückmarsch nach Chatillon-sur-Seine.

Man kann sich denken, daß diese Order bei uns großen Jubel hervorrief. Nun geht's heim. Endlich, wirklich dahin, woher wir gekommen sind, so riefen wir freudig aus und tranken eins drauf.

In der letzten Zeit unseres Aufenthaltes in Tours und Umgegend waren gegenseitig Gefangene ausgewechselt worden. Große Trupps Garribaldianischer Freischärler kamen in Tours an. Es waren Leute in phantastischen Uniformen. Sie trugen große, reich mit Federn geschmückte Hüte, dann breite, rote Schärpen usw. Die Kerle taten sehr batzig. In einem Restaurant, wo sie mit uns zusammen kamen, ging ein Frechsack soweit, daß er im Vorbeigehen an einem von uns besetzten Tische ausspie und eine beleidigende Bemerkung machte. Da hatte es aber geschellt. Im Nu war die Hauerei im Gange und die Großmäuler mußten ihr Heil in der Flucht suchen, einige ließen ihre schönen Federhüte im Stich. Es ging zu Türen und Fenstern hinaus. — Nachts rächten sie sich dadurch, daß sie einen einsam stehenden Posten anfielen und auch verwundeten. Dieser machte aber von seiner Waffe Gebrauch und da verschwanden sie im Dunkel.

Unter denen, welche zu unserm Regiment zurückkehrten, war auch Kamerad Retter, ein Elberfelder, ein echter Wuppertaler Junge. Stets durstig, fahndete er immer nach Wein; jedoch sollte ihm dies zum Verhängnis werden, und es lohnt sich, dieses hier kurz zu erzählen.

Am 24. November stieß die 37. Brigade auf ihrem Vormarsch nach Orleans bei Ladon auf den Feind, und es kam zu einem ernsten Gefecht, bei dem das Regiment 5 Offiziere und 77 Mann einbüßte.

Der Ort wurde durch die Franzosen hartnäckig verteidigt. Nach längerem Feuergefecht stürmte zuerst Premierleutnant der Reserve Breithaupt (damals bei der Königlichen Eisenbahndirektion Elberfeld)

mit seiner Kompagnie vor. Die Franzosen, durch diesen Angriff überrascht, räumten den Ort und zogen sich in der Richtung auf Bellegard zurück.

Nachdem der Sieg erfochten war, hatte Kamerad Retter nichts Eiligeres zu tun, als nach Wein zu suchen. Das nachträgliche Herumschießen mit den Franzosen hatte für ihn kein Interesse. Eiligst verschwand er in einem tiefen Keller und siehe da! er fand Wein. Mehrere Fässer, sogar eins angezapft, lagen da, selbst Trinkgefäße waren vorhanden. Welch ein Genuß, nach heißem, siegreichem Kampf sich laben zu können an gutem Rotwein. — Nachdem er seinen ersten Durst gelöscht hatte, dachte er an seine Kameraden. Er seufzte: „O, wören doch die Jonges hie, eck häff sonnen goden Dropen!" — Endlich kommen sie tripp, trapp, die Treppe herunter. Freudig ruft Kamerad Retter: „Jonges koamend, koamend! Es ist alles da, garnicht wie bei armen Leuten!" Die Jungens kamen, tripp, trapp. Aber o weh! Die Jungen hatten rote Hosen an. Da ließ er aus Schreck den Trinkbecher fallen. Auch die Franzosen waren überrascht, denn die Deutschen waren auf der Straße nach Beaume la Rolande weiter marschiert. Sie riefen: „à voila, monsieur Prussien! venez avec nous." Da mußte Kamerad Retter klein beigeben. Sie hatten ihn schon am Kragen und nahmen ihn mit. So wurde er dann mit einigen Leichtverwundeten nach der Insel „Belle Isle" gebracht. Nach dem Waffenstillstande ausgewechselt, kam er zu uns nach Tours.

Das Regiment war damals, nach der Einnahme von Ladon, wie schon gesagt, nach Beaume la Rolande weiter marschiert und hatte dort an der Schlacht rühmlichst teilgenommen. Die Franzosen aber hatten nach Abzug der Deutschen den Ort wieder besetzt, und was sie dabei an verwundeten und unverwundeten Deutschen vorfanden, gefangen genommen. Retter war froh, daß er wieder bei uns war, ärgerte sich aber, daß er von dem vielen Rotwein, den wir in seiner Abwesenheit genossen, nichts mitbekommen hatte.

Der Ausmarsch aus Tours war wenigstens für unsere Kompagnie, welche die allerletzte war und nicht eher abmarschierte, bis die Franzosen einrückten, ein fast historischer Moment. Auf der Hauptstraße, welche auf die Loirebrücke zuführt, kamen sie heran, in breiter Front, wohl in Halbzügen, ohne Zurufe aus dem Volk, welches auch schwach vertreten war. Fest und ernst rückten sie an. Der Anmarsch gefiel uns sehr gut. Sie mochten wohl bis auf hundert Schritte herangekommen sein, da hieß es bei uns „Bataillon marsch" und „Muß i denn, muß

i denn zum Städtelein hinaus" spielten Trommler und Pfeifer und fort ging's, wenn auch nicht direkt, so doch indirekt der Heimat zu. Bald lag die Stadt mit Kathedrale, Bischofspalast und dessen großer Ceder vom Libanon hinter uns. Flott ging's auf dem linken Loireufer stromaufwärts, an einer in den Strom gestürzten Eisenbahnbrücke vorbei auf Amboise zu. Dieses imposante, mächtige alte Schloß thronte rechts oben auf steiler Höhe. Zwischen Schloß und Strom lag eine fruchtbare Landfläche. Bekanntlich saß da oben auf dem großen prächtigen Schlosse mit seinen weiten, von hohen Mauern umgebenen Gärten der berühmte Araberführer Ab del Kader, mit Familie und Anhang, der Mann, welcher mit dem Schwert nicht zu besiegen war, welcher lange, lange Jahre den Franzosen blutige Kämpfe geliefert, was diesen viel Menschen und Geld gekostet hatte. Erst wie man zu den unkriegerischsten Mitteln griff, durch Brand und Rauch die Krieger in Höhlen und Schlupfwinkeln zur Übergabe zwang, oder zu tausenden vernichtete, kamen die Franzosen zum Siege. Ich konnte mein Auge nicht eher von den mächtigen Türmen und Mauern wenden, bis vorgeschobene Hügel und Bäume sie verdeckten.

Nun kamen wir wieder nach Viene, der Vorstadt von Blois, wo wir so flott und fein Neujahr gefeiert hatten. Der dicke Ernst Borberg, welcher, weil er viel Geld hatte, sich die ganze Zeit in Oldenburg gütlich getan und erst vor wenigen Tagen von da zum Regiment nach Tours nachgesandt worden war, konnte die Friedensmärsche — denn solche waren es jetzt — nicht ertragen. Schon auf dem Marsche hatte ich ihm mehrere Male das Gewehr getragen, obgleich ich, wie in der Kompagnie bekannt, den schwersten Tornister im ganzen Regiment hatte, denn er enthielt, außer den Dienstsachen, größere und kleinere Granatsplitter, französische Gewehrteile und Patronen, eine Lanzenspitze, einen panache (Helmbusch), mehrere Messingadler usw. Alle diese Sachen, nebst einigen Zeichnungen, befinden sich jetzt im Museum des Bergischen Geschichtsvereins Elberfeld. Wir kamen zusammen ins Quartier. Auf dem Wege dahin mußte ich ihm Gewehr und Mantel und ihn noch halb mittragen. Da sieht er ein Weingeschäft, geht hin und holt sich eine Literflasche Rotwein, trinkt diese allein, ja allein, ohne mir Opfertier auch nur einen Schluck anzubieten, in kurzer Zeit aus. Dann hing er sich wieder an mich und es ging weiter. Aber die Nemesis kam. Gerade wie wir die Straße, welche zur Loirebrücke führt, überschritten wo mehrere Obstverkäuferinnen saßen, fährt ihm plötzlich ein dicker,

roter Strahl aus dem Munde, welcher in weitem Bogen zur Erde fällt. Ein Höckerweib hebt beide Arme hoch und glaubt, der Prussien hätte einen Blutsturz bekommen. Es war aber nur das Liter gierig heruntergestürzter Rotwein, dieses aber auch ganz.

Bei dem Marsche von Blois nach Orleans mußten wir aufs andere Ufer. Weil die Franzosen alles Land, welches wir räumten, mit ihren Truppen besetzten, so marschierten wir oft in gleicher Höhe. Es war interessant zu sehen, wie auf dem einen Ufer Franzosen und dem anderen Deutsche marschierten. Waren wir diesseits und die Franzosen jenseits der Loire einquartiert, so gaben beide Teile Brückenwachen, resp. stellten Posten, welche je bis zur Mitte der Brücke gingen. Soweit ich mich entsinne, ist auf diesem Rückmarsch unsererseits, sowie Vormarsch französischerseits zwischen beiden Truppenteilen nicht das geringste vorgekommen, wohl aber tagtäglich mit dem Volk. Soldat ist eben Soldat, was sollten wir gegeneinander haben. Der Soldat hat hüben wie drüben seine Pflicht zu tun, dieses weiß man beiderseits, und die Disziplin wurde scharf innegehalten. Die Brückenposten zündeten sich hin und wieder Pfeife oder Zigarre an, oder ein deutscher Posten erhielt von dem französischen eine im Nu zurechtgedrehte Zigarette. So rauchten sie denn entweder eine Friedenspfeife, Zigarre oder auch eine Zigarette zusammen. Gegenseitige Achtung ist bei Armeen zivilisierter Völker eine schöne Sache.

Das Volk aber suchte uns zu schaden, wo es konnte. Vor allem war man darauf bedacht, den Deutschen Pferde zu mausen. Leider ist ihnen dieses auch sehr oft gelungen. Wurden aber solche Pferdediebe abgefaßt, dann wehe ihnen, sie hatten nichts zu lachen.

Einmal sah ich, wie Trainsoldaten einen Blusenkerl, welcher auch Pferde mausen wollte, erwischt hatten und nun zu ihrem Kommandeur führten. Halbtot hatten sie ihn schon geschlagen und die Kleider hingen ihm wie Fetzen vom Leibe. Er wankte hin und her. Ja, dachte ich, halbtot biste schon, wahrscheinlich kommt die andere Hälfte hinzu und dann kannst du dich begraben lassen.

Ehe wir nach Orleans kamen, bezogen wir in Beaugency Quartier. Hier sah man, besonders in der Umgegend, noch überall die Spuren der mehrtägigen Schlacht, welche sich drei Monate vorher hier abgespielt hatte. Ein Bauer sagte ganz trocken: „Die vielen Deutschen, die hier begraben lägen, gäben guten Dünger für Felder und Weinanlagen.“ Daß viel mehr Franzosen gleichem Zwecke dienten, sagte er nicht.

Nun sollten wir auch noch mal einen Tag in der altehrwürdigen historischen Stadt Orléans zubringen. Es war aber alles so ganz anders wie vor drei Monaten. Wir hatten nichts mehr zu wollen und nichts mehr zu sagen. Wir waren Fremde, die hier nichts mehr zu suchen hatten. In der Stadt war Ruhe und Ordnung. Unser Revers interessiert die Leute mehr wie unser Avers, weil man uns gern gehen sah. Bei der Jungfrau von Orleans betete niemand mehr, sie hatte versagt. Die Kathedrale diente wieder ihren Zwecken. Jedenfalls hatte es zuvor eine gründliche Reinigung gegeben. Viel Zeit war nicht, um alte Quartiere aufzusuchen. Bin auch nicht zu Monsieur Müller gekommen. Aber den bezaubernden Eindruck, den Orléans auf mich gemacht hat, habe ich mitgenommen.

Es sollte dem Regiment vergönnt sein, so ziemlich dieselbe Gegend beim Rückmarsch wie damals beim eiligen Vordringen zu sehen und in friedlichen Verhältnissen zu passieren. Wir marschierten auch durch Ladon, wo das Regiment am 24. November einen harten Kampf mit Mobilgarden gehabt und 7 Offiziere und 77 Mann an Toten und Verwundeten eingebüßt hatte. Es war lebhaftes Gespräch, jeder hatte Erinnerungen. Die Offiziere besichtigten ihre damaligen Stellungen. Einige Hauptleute ritten auch an die Gräber der Gefallenen, doch blieb alles im Marsch. Vorbei, vorüber. Die Überlebenden kamen heim, die Gefallenen blieben hier.

Jetzt kamen wir in das schöne Tal der Yonne. Es war eine Lust hier zu marschieren. Da aber hier fast nur Weinbau ist und die Leute während des Krieges kein Geschäft machen konnten, herrschte großes Elend; denn Getreide zogen sie fast garnicht, Vieh auch nicht, sie mußten alle Lebensbedürfnisse kaufen. Darum waren wir nicht allein genötigt, von dem, was die Intendantur lieferte, zu leben, wir mußten teils die Quartierleute mitfüttern.

Am 22. März 1871, dem ersten Geburtstag unseres früheren Königs Wilhelm I. als Deutscher Kaiser, kamen wir nach dem reizend gelegenen, von hohen Weinbergen umgebenen St. Julien du Sault. Der Marsch dahin war, wenn auch nicht zu weit, dennoch anstrengend, weil der Tag sehr heiß war. An diesem Tage gab's viel „Wölfe", ich hatte auch einen, der biß wie der Teufel. Das kam daher, weil wir in der Ruhezeit alle Fett angesetzt hatten. Wir waren froh, wie das große Halt kam und uns auf einer großen Wiese eine gute halbe Stunde Ruhe gegönnt wurde. Alle „Wölfe" fanden sich an einem

Bache ein, der seitab floß. Ein Wolf will gefüttert sein. Wir fütterten unsere mit Talgstummeln, ein in der ganzen deutschen Armee damals bekanntes gutes Fütterungsmittel. Der Fuhrmann sagt: „Wer gut schmiert, der gut fährt.“ So war's auch bei uns, nur, daß wir besser gingen.

Ehe wir wieder abmarschierten, machten die drei Bataillone ein offenes Karree. Der Oberst hielt eine kurze Ansprache und erwähnte, daß die deutsche Armee heute den ersten Kaisersgeburtstag auf französischem Boden feiere, und brachte dann ein Hoch — damals rief man nicht Hurra — auf unsern Heldenkaiser aus, welches tausendstimmig durchs Tal brauste; dann hieß es: „Gewehr über“, und fort ging's dem nahen Ziele zu. Es war uns zuvor bekanntgegeben, daß hernach zur Ehre des Tages Wein geliefert würde.

Wie wir das alte, hochinteressante Städtchen betraten, war es mir, als wenn wir in einen Ort an der Mosel eingerückt wären. Alte Kirchen, alte Gebäude, und wohin das Auge blickte, hohe Weinberge. Schön, malerisch schön.

Das ganze kriegsstarke Regiment kam in dies kleine Nest, und so gab's dicke Einquartierung. Wir von unserer Kompagnie kamen in ein Eckhaus. Als solches hatte es zwei Hausnummern und wurde irrtümlich auch von der 10. Kompagnie belegt, wodurch abends ein Wirrwar entstand, der infolge des reichlich genossenen Kaisersgeburtstagsweines in eine wüste, sogar blutige Balgerei ausartete.

Es dauerte nur zu lange, bis die Viktualien geliefert wurden; ich kaufte mir etwas zu knabbeln und stieg auf den höchsten Berg nahe dem Orte. Droben stand die Kapelle und schaute still ins Tal hinab, da mußte ich hin. Es war Frühlingsanfang und schön hier oben, eine prachtvolle Aussicht nach allen Seiten. Aus der steinalten Kapelle war alles, was Wert hatte, entfernt. Vor derselben, am Rande des steilabfallenden Weinberges, standen zwei alte Steinbilder, ich hielt sie für Maria und Josef. Es können auch andre Heilige gewesen sein. An den Wänden der Kapelle zwischen den Strebepfeilern sah man die schwarzen Brandstellen französischer Kochfeuer. Also war hier ein Beobachtungsposten oder eine Stellung während der Kampfzeit vor ca. 4 Monaten gewesen. Ich setzte mich ins Gras und genoß die prachtvolle Fernsicht. Da höre ich unten in einem tief eingeschnittenen Seitental rauhen Kriegergesang. Dort lagen Artilleristen. Leider kamen diese weinselig, gröhlend und lärmend nach oben. Ich wäre so gerne ungestört

geblieben. Kaum ist ein Trupp oben, da packt diese der Artilleristenteufel. Zwei kräftige Kerle erfassen, ehe ich es hindern konnte, die Maria, der eine ruft „Protzt ab!" Wupp, ist die schwere Steinfigur hoch gehoben und da saust sie auch schon kopfüber den steilen Abhang hinunter. Ich bekam einen Schreck. Das war barbarenmäßig. Nun wollten sie auch an den Josef. Da sprang ich aber auf, und weil sie angetrunken waren, mußte ich vorsichtig sein und sie nicht reizen. Ich brachte es aber fertig, daß sie von der zweiten Figur abließen. Die beiden Figuren hatten zwar keinen Kunst-, wohl aber einen Altertumswert. Die Maria war leider hin, aber dem Josef hatte ich sein steinernes Dasein gerettet.

Erst als es dunkelte, stieg ich ins Tal hinab; hier kam ich in gleiche Verhältnisse. In unserm Quartier war ein Riesenradau. Vor der Türe, auf der Straße stand ein jammernder Greis. Die Angst hatte ihn im Nachtgewand aus dem Bett getrieben. Er fror und zitterte vor Angst. Ich nahm ihn wieder mit ins Haus. Nun ging ich nach oben, da war der Teufel los.

Hier hatte man einen großen Raum als Schlafstätte für etwa 20 Mann eingerichtet. Da, wie schon gesagt, das Haus zwei Hausnummern hatte, so war es doppelt belegt worden. Nun stritten sich unsere Korporalschaft und eine der 10. Kompagnie um das Recht des Besitzes. Alle, mehr oder weniger berauscht vom Kaisersgeburtstagswein, hingen nun ineinander und es regnete Hiebe. Ja es gab blutige Köpfe. Jeder schrie und fluchte dabei, so laut er konnte. Einer von der 10. Kompagnie stürzte mit gefälltem Bajonett herein, dieses wurde ihm entrissen und zerbrochen. Endlich kam ein Offizier mit gezogener Klinge, mit Stentorstimme schaffte er endlich Ruhe. Nun klärte sich die Sache auf und die von der 10. mußten den Platz räumen. Da wir gesiegt hatten, mußte dies gefeiert werden, und so wurden denn im nächsten Restaurant mehrere Bouteillen des köstlichen Weines geleert.

Am andern Tage, wie unser Bataillon antrat, kam der Kompagnieführer der 10. und sagte zu unserm Hauptmann: „Schmidt, du mußt mir ein neues Gewehr verschaffen, deine Kerls haben mir eins zerschlagen." „Ja", sagte unser Hauptmann, „und du kannst mir die Kurkosten erstatten, einigen mußte ich die Köpfe zunähen lassen." Worauf der andere erwiderte: „Mit Verwundeten kann ich auch noch dienen." Beide lachten, dann setzten wir uns in Marsch, verschiedene Mannschaften mit verbundenen Köpfen.

Wieder ging's im schönen Yonnetal weiter. Wunderschöne Landschaftsbilder zeigten sich in steter Abwechselung, so daß es eine Lust war, hier zu marschieren. Es war aber bei den meisten zuviel Katerstimmung und Unempfindsamkeit für ideale Genüsse. Sie dösten dahin und sehnten sich nach den neuen Quartieren. Ich dachte beim Marschieren an die arme Muttergottes. Ob man die einzelnen Teile wohl wieder zusammen suchte, um sie durch irgend einen Steinkitt wieder in ihre ursprüngliche Form zu bringen? Wenn dieses geschehen ist, so wird man, und zwar mit Recht, noch oft auf die deutschen Barbaren geschimpft haben. Allerdings der gute, ja schwere französische Wein war mit Schuld daran, wenigstens ist er ein Grund für mildernde Umstände.

Zu unserm Trost, wenn auch nicht zur Rechtfertigung, kann ich sagen, daß es an dem Tage der ersten Kaisersgeburtstagsfeier anderswo auch wild zugegangen hatte.

In dem neuen Quartier in Joigny, wo ich bei einem Bürger allein einquartiert war, zeigte mir der Quartierwirt mein Zimmer. Ich blieb auf der Schwelle stehen und sah den Mann fragend an. Er begriff gleich, was ich wohl fragen wolle, denn er sagte weiter nichts als „vos camerades“ und fügte hinzu, „hièr soir“. Es sah schön aus. Wie in Wallensteins Tod der alte Buttler den Heerführer ermordete, kann's nicht mehr Blut gegeben haben. Hier hatten sich zwei 57er auch ums Nachtlager, ums Bett gehauen, aber noch anders wie bei uns. Bettdecke, Wand, ja, sogar die Decke und auch der Fußboden waren mit Blut besudelt. Wie schlimm die Sache ausgelaufen, konnte ich nicht herauskriegen, soviel französisch verstand ich nicht, und die 57er waren fort. Ja, der erste Kaisersgeburtstag wird wohl an manchen Stellen blutig verlaufen sein. Die Leute waren das Verhauen noch so gewöhnt; ging's nicht mehr mit den Franzosen, na dann unter sich.

Dann ging's weiter, fast immer durch schöne, oft romantische Gegenden, über Montargis, St. Florentin nach Tonnerre.

Auf dem Marsche nach letzterer Stadt kam unser Feldwebel zu mir und sagte, ich müsse eine Wache außer der Reihe tun, weil die Kompagnie drei Mann als Posten vor dem Quartiere Sr. Exzellenz von Schwarzkoppen stellen müsse, da sollte ich die zweite Nummer übernehmen. Der alte Herr sähe militärisch scharf und genau, nicht wegen Uniform und Putzen, sondern auf Haltung nach langem, beschwerlichem Marsche. Ich müsse, sobald ich die erste Nummer aufgeführt hätte, Exzellenz dieses persönlich melden. Er wolle mir dafür zwei Wachen notieren.

Bei unserer Ankunft in Tonnerre mußten wir sofort aus dem Gliede aufziehen. Ich führte die erste Nummer auf und ging zu Exzellenz zur Meldung. Der alte Haudegen sah mich von oben bis unten scharf prüfend an. Ich stand aber so stramm, als ob ich gar nicht mitmarschiert wäre. Dann sagte er: „Es ist gut, mein Sohn.“ Dabei hatte er meine Kürbisflasche entdeckt und fragte, woher ich denn die schöne Flasche habe? Ich meldete, daß ich diese bei der Verfolgung der Franzosen hinter Beaugenzy erbeutet hätte. „Na,“ sagte er, „dann kannst du sie jetzt zum Andenken mit heimnehmen, denn mit den Franzosen sind wir fertig.“

Ich habe die schöne Flasche auch mit heimgenommen und lange gehabt. Aber 25 Jahre nach dem Kriege gab ich sie meinem ältesten Sohne mit auf einen Ausflug der Oberrealschule. Bei einer Kletterpartie in den Ruhrbergen kam er zu Fall und dabei ging die Flasche leider in Trümmer, betrauert von Vater und Sohn.

Auf unseren Heimmärschen kamen wir auch eines Tages in ein Bergdorf. Es war eine kahle Gebirgsgegend mit wenigem brauchbaren Ackerland. Die Leute hier herum waren uns schon tags zuvor als streitbar und sehr feindlich bezeichnet worden. Unser Hauptmann ermahnte uns deshalb, auf Wache und Posten aufmerksam zu sein, keine Händel zu suchen, wenn's aber nicht anders ginge, feste draufzuhauen. Richtig, am Nachmittage gab's in einer Wirtschaft schon Keilerei, bei welcher aber die streitbaren Bergbewohner schlecht wegkamen. Das muß ich sagen, die ruhigen, phlegmatischen Oldenburger, wenn sie warm wurden und ans Hauen kamen, dann hauten sie feste.

Bei einem dienstlichen Vorfall zeigte sich hier unser Hauptmann mal wieder von seiner guten, menschenfreundlichen, ja edlen Seite.

Stand da nachts ein Doppelposten am Aus- oder Eingange des Dorfes. Einer davon war ein Rekrut, und zwar einer von meinen Viehtreibern. Der Posten wurde in der Finsternis von einigen Bauern beschossen. Dabei bekommt der Rekrut einen Schuß gegen die Brust. Die ziemlich matte Kugel schlägt auf seinen Mantelknopf, diesen verbiegend, das war alles. Anstatt nun drauf los zu laufen und zu versuchen, den Kerl zu treffen, trollt er nach der Wache und meldet, man hätte auf ihn geschossen. Am andern Tage vor dem Abmarsch läßt ihn unser Hauptmann vortreten und sagte ungefähr folgendes: „Seht Euch den Kerl an, auf den hat irgend ein fanatischer Bauer geschossen. Statt dem Kerl auf den Leib zu rücken, macht er Kehrt und geht zur Wache,

habt ihr Worte? Wenn ich nun nach den Kriegsartikeln verführe, d. h. die Sache weiter gäbe, so bekäme er die Kugel, denn auf Flucht vor dem Feind steht bekanntlich der Tod. Er ist aber nicht aus Feigheit zurückgegangen, sondern aus Dummheit, reiner dämeliger Dummheit, und dafür haben die Kriegsartikel keinen Paragraphen. Seht ihn Euch an, steht dem nicht der Dämelsack im Gesicht geschrieben? Scher er sich ins Glied, dummer Schafskopf, ich kann das dämelige Gesicht nicht länger mehr ansehen." Das war mal wieder unser vernünftiger, edler Hauptmann.

Am Schlusse des Monats März kamen wir an das Ziel unseres Marsches, in die Orte bei Chatillon-sur-Seine. Bevor wir die Seine überschritten, quartierten wir noch für eine Nacht in St. Colombe. Der Schluß des Marsches sollte für einen Geistlichen noch ein tragisches Ende nehmen.

Monsieur Curé hatte sich mit einigen Bauern zusammengetan, um Ulanenpferde zu stehlen. Die Pferdestehlerei war, wie schon gesagt, auf dem ganzen Rückmarsche ein beliebter Revanchestreich der Franzosen. Rückwärts hatten wir nämlich nichts mehr zu suchen.

In der Nacht, als die Ulanen oben auf dem Boden schliefen, wohin der Aufstieg von außen auf einer Leiter erfolgen mußte, steigt Monsieur Curé hinauf und langt den untenstehenden Helfern vorsichtig die Lanzen herab, um die Reiter wehrlos zu machen. Der Zufall wollte, daß ein in der Nähe stehender Infanterieposten dieses sah. Sofort durchschaut dieser die Sache, ruft den Lanzendieb an, und wie der Mann auf der Leiter eiligst fliehen will, schießt der Soldat, und ein dunkler Gegenstand fällt von der Leiter.

Am andern Morgen sah ich den Erschossenen auf der Bank in der Wachtstube liegen. Der Schütze bekam zur Belohnung für den guten Schuß einen Taler. Die Ulanen hatten, nachdem sie durch den Schuß erwacht waren, große Augen gemacht, wie sie sahen, daß ein Teil ihrer Waffen unten lag. Wahrscheinlich wollten die Kerle nicht nur Pferde stehlen, sondern, wenn die Ulanen wehrlos waren, diese abmurksen. Monsieur Curé konnte sich nun begraben lassen und der Infanterist trank sich für den Taler einige Flaschen Wein.

Die Orte, welche wir am 1. April, also nach einem Marsche von stark drei Wochen, bezogen, waren unsere Standquartiere für längere Zeit. Unsere Kompagnie kam zu einem Drittel nach Maisey und zu zwei Drittel nach Vilotte.

Es fiel uns auf, daß wir in dem kleinen Örtchen nur weibliche Bewohner, Kinder und einige Greise antrafen. Plötzlich, am Samstag abend, kamen die Männer mit ihren erwachsenen Söhnen heim. Es waren alles Köhler, welche die Woche durch im Walde bei den Kohlenmeilern beschäftigt waren und Montags, mit Proviant für die ganze Woche versehen, wieder in den Wald zogen.

Hiermit enden für mich meine Kriegserlebnisse in Feindesland.

Heimwärts.

Am Schlusse des Monats April wurde ich nebst vielen anderen Kameraden auf Reklamation entlassen und fuhr nun mit Wehr, Waffen und Patronen von Chatillon-sur-Seine nach Straßburg und dann rheinabwärts heim. Hier ruhte ich mich einige Tage aus und begab mich dann nach Oldenburg, um Wehr und Waffen abzugeben und um den Waffenrock mit einem Zivilrock zu vertauschen. Für mich war's Schluß. Unser 91. Regiment blieb noch bis Ende Juli 1873 als Okkupationstruppe in Frankreich.

Jetzt, wo der Feldzug hinter mir lag, dachte ich über alle die Zufälligkeiten nach, welche ihr Spiel mit mir getrieben und mich vor manchem bewahrt, was andere betroffen hatte. Durch dieses Spiel der Zufälle hatte ich Eindrücke der verschiedensten und mannigfaltigsten Art erhalten, welche denen, die immer in Reih und Glied standen, nicht geboten wurden. Natürlich war ich dadurch auch besser, glimpflicher weggekommen und habe doch alles erlebt, was man in Reih und Glied erleben kann. Aber den Kameraden gegenüber hatte ich durch diese Zufälle reichere und vielseitigere Erfahrungen gemacht.

Nun stand ich wieder an meiner Arbeitsstelle in Elberfeld und hantierte mit Bleistift und Pinsel. Bei der Arbeit aber stiegen tausend Bilder vor meinen Augen auf. Mit dem Körper war ich daheim, aber der Geist schweifte doch noch oft in Frankreich herum. Wie hätte ich auch so plötzlich mit der bilderreichen Vergangenheit brechen können? Das war einfach unmöglich. Der Drang nach körperlicher Tätigkeit, in welcher ich mich ca. 10 Monate befunden, trieb mich sofort wieder auf den Turnplatz der Turngemeinde und zu den Steigerübungen der Turnerfeuerwehr. Auch machte ich weite Fußtouren durchs Bergische Land. Es war das Beste, was ich zur Erhaltung

meiner Gesundheit tun konnte, gegenüber der stillen, bewegungslosen, sitzenden Lebensweise. Der Gegensatz war ein zu schroffer.

Immer wieder mußte ich an den armen, unglücklichen Otto Spieker denken, immer an die Abschiedsszene, wie er sich so schwer von Frau und Kindern trennen konnte. Dieser sonst so feste Mann, hatte er damals Ahnungen? Wie merkwürdig! Ich so viel Glück, und er so großes Unglück. Ich gesund daheim bei der Familie, bei den Freunden, froh meines Daseins. Otto hinter den hohen dunklen Festungsmauern, mit der schwachen Hoffnung auf dereinstige Begnadigung.

Nach völligem Schluß des Krieges, als alle wieder daheim, nachdem die Kameraden sich in den Kriegervereinen zusammenfanden und sich über die tausenderlei Erlebnisse unterhielten, kam auch oft die Sprache auf den unglücklichen Otto Spieker. Man fand sich in der Wirtschaft der bedauernswerten Frau ein und überlegte, was wohl zu tun sei. Ein Gnadengesuch wurde eingereicht mit reichlichen Unterschriften, vergeblich; es war ohne Erfolg. Oft wurde dieses im Laufe der nächsten Jahre wiederholt, immer mit gleichem Mißerfolg.

Wieder gingen Jahre hin, da raffte man sich allseitig auf. Hohe und höchste Behörden und Personen wurden um Mithilfe gebeten. Ich ging unserm Kommerzienrat Gustav Gebhard um seine Fürsprache an, und siehe da, endlich hatte es Erfolg. Otto Spieker wurde begnadigt, er kam heim. Er weinte vor Freude, wie er seine alten Kameraden aus den Feldzügen von 1864 und 1866 wiedersah, aber Otto war ein gebrochener Mann. Das Unglück hatte ihn zu hart gefaßt. Wohl hat er noch eine Reihe von Jahren an der Seite seiner Frau und unter seinen Kindern, sowie im Verkehr mit seinen ehemaligen Kriegskameraden gelebt, aber er ist doch im besten Mannesalter gestorben. Manchmal habe ich ihn in seiner kleinen, in einem uralten Häuschen sich befindenden, sauberen, einfachen Wirtschaft besucht; doch ich vermied es selbst, die Unglückszeit zu erwähnen, ihm die traurigen Begebenheiten ins Gedächtnis zurückzurufen, denn alte Wunden soll man nicht aufreißen. Er selbst kam wohl ab und zu darauf, aber er brach schnell wieder ab.

Gras ist über seine Leidensgeschichte und über ihn auf seinem Grabe gewachsen. Gras wächst auf den großen Hügeln der Massengräber hüben wie drüben. Die Gebeine der Gefallenen sind gebleicht, vermodert; weit, weit liegt die Zeit hinter uns. Neue Generationen sind aufgewachsen, die damalige Zeit ist ihnen fremd, aber der Segen,

den uns der Krieg, der überaus blutige, aber an Siegen so reiche gebracht hat, ist geblieben. Er war ein Gottessegen für unser deutsches Vaterland, da er die Veranlassung zur Einigung aller deutschen Stämme gab. Hoffentlich hält dieser durch deutsches Blut gekittete Verband der Stämme auf alle Zeiten. Gott gebe es, denn dann haben wir von keiner Seite etwas zu befürchten.

Nachwort des Verfassers.

Der freundliche Leser dieses Buches wird ein Bild davon bekommen haben, daß es nicht zum wenigsten dem verständnisinnigen Zusammenwirken von Mannschaften und Offizieren zu danken war, daß so Großes erreicht werden konnte. Daran ändern einige Ausnahmen, die ich frei und offen erwähnt habe, nichts. Die Zeit hat das Ihre dazu getan, manchen Eindruck unangenehmer Art zu dämpfen und solchen freundlicher Art zu verstärken.

So ragt in meiner Erinnerung das Bild unseres Hauptmanns Schmidt als Verkörperung eines echten deutschen Offiziers noch jetzt strahlend hervor.

Ein Gefühl der Verehrung und Dankbarkeit veranlaßte den Verfasser im Jahre 1897, aus Anlaß der Wiederkehr des 100sten Geburtstages Kaiser Wilhelm I., seinem inzwischen zum Oberst aufgerückten früheren Kompagniechef eine Anzahl selbstgezeichneter Bilder aus dem Feldzug zu übersenden. Die Antwort, welche ihm darauf von seinem einstigen Vorgesetzten zuging, mag wörtlich folgen, als Beweis für den edlen Charakter dieses Mannes:

Oldenburg, i. Gr. 19. 3. 97.

Mein lieber alter Kamerad Sander!

Ziehen Sie aus dem langen Ausbleiben eines Wortes von mir nach Empfang Ihrer freundlichen Sendung keinen Schluß auf den Grad meiner Dankbarkeit. Die Verzögerung war eine absichtliche; erst kurze Zeit vor Beginn der Jubeltage wollte ich eine Antwort vom Stapel lassen, um zu zeigen, daß ich die große Feier

im Geiste zusammen mit allen meinen alten Kameraden begehe, daß ich mich wie im Jahre 1895 eins fühle mit allen denen, die über, neben und unter mir die große Zeit erlebt, besonders aber mit Allen, die die Nummer 11/91 getragen und die berechtigt sind, diese Nummer mit Stolz die ihrige zu nennen, denn sie hat ihre „verfluchte Pflicht und Schuldigkeit" in vollstem Maße getan. Sagen Sie Ihren Elberfeld-Barmer Genossen, wie fest verbunden den alten Kameraden ich mich erachte, sowie daß ich stets in Liebe und Treue ihrer gedenke.

Und nun zu Ihnen, mein lieber Sander! Soll ich Ihnen sagen, welch Empfinden mich beim Empfang der Bilder und Ihres eingehenden Schreibens ergriff? Es war das Gefühl herzlichster Dankbarkeit für den gütigen Geber und gleich mir empfanden meine Frau und Töchter, die ich sofort teil nehmen ließ an meiner Freude. Eine Gesinnung und Lebensanschauung geht aus Ihrem Schreiben hervor, vor der ich allen Respekt habe; sie kennen zu lernen, hat meinem alten Soldatenherzen so recht wohl getan. Wenn ein gleiches Denken und Fühlen so recht tief ins ganze deutsche Volk hineindringt, dann mag kommen, was da will — „Wir halten zusammen und stehen fest wie ein Fels von Erz!"

Ihre Zeichnungen sind vortrefflich; daß Sie Sich von den alten, aus dem Feldzuge stammenden, getrennt haben, finde ich wahrhaft rührend; nehmen Sie herzlichsten Dank für Ihre Selbstlosigkeit. Unsere Lage vor Metz wird mir immer wieder vor Augen geführt, dann Blois, die so schön gelegene Stadt, durch Ihren Mercurius, Azay le Rideau in der herrlichen Tourraine, Maisey im Eurce-Tale, wo wir verhältnismäßig ruhige und gemütliche Wochen verlebt.

Ihre Zeichnungen und den Begleitbrief habe ich manchem hier wohnenden alten Kameraden zur Einsicht vorgelegt und mancher wird sie noch besichtigen. Ich nenne nur die Generale v. Legat, damals Chef der 4., v. Gayl, Chef der 12. Kompagnie, später Führer des 1. Bataillons, Oberstleutnant und Flügeladjutant von Wedderkop, unser alter Fourier Büsing, jetzt Brennereibesitzer, Brandt, damals häufig zum Bataillonsstabe als Schreiber kommandiert, jetzt Baubeflissener. Beide erinnern sich Ihrer sehr gut und lassen herzlich grüßen. Das Turnerbild haben wir mit besonderem Interesse angeschaut und uns gefreut, daß Sie Sich noch mit solchem Eifer

und Erfolg dem edlen Sport widmen. Desgleichen erfreuten uns die guten Nachrichten über Ihre Familie; möge es weiter gut gehen! Die kleine Gegengabe, die heute gleichzeitig mit diesem Briefe zur Absendung gelangt, bittet um gütige Aufnahme. Wenn Sie Sich auch der einzelnen Punkte, die photographisch aufgenommen sind, bei der kurzen Dauer Ihres Aufenthalts in Oldenburg nicht genau mehr erinnern, so kann vielleicht einer oder der andere der Kameraden mit seinem Gedächtnis nachhelfen. Einiges ist neu erstanden, so z. B. der „Cäcilienplatz"; in dem dort sich präsentierenden sogen. „roten Schloß" wohnt als einer der Mieter mit den Seinigen Ihr alter Hauptmann und hat einen herrlichen Blick über den weiten Platz. Das neueste Portrait des Großherzogs, unseres hochverehrten Landesherrn, der in bescheidenen Verhältnissen mit uns die Metzer Zeit durchlebt und sich dann dem Großen Haupt-Quartier anschloß, füge ich bei, dies letztere allen alten dortigen Kameraden als Festgruß. Haben Sie ein Vereinslokal, so deponieren Sie es dort; sonst sei es Ihnen persönlich gewidmet.

Mein Portrait fehlt — ein Katarrh, der nicht weichen will und mich zu Husten und Niesen zwingt, verhindert mich, zum Photographen zu gehen, da die zum Aufnehmen nötige körperliche Ruhe fehlt. Wird aber im Frühling oder Sommer ein Bild fertig gebracht, so werde ich nicht ermangeln, Ihnen ein solches zu senden.

Doch nun Schluß, mein lieber Sander! Nehmen Sie nochmals meinen wärmsten Dank, feiern Sie die Festtage vergnügt und bleiben Sie in gleicher Gesinnung auch ferner verbunden

Ihrem alten Hauptmann

Schmidt

Oberst a. D.

Ich schließe in der Hoffnung, daß der Geist, der 1870/71 und bisher in dem jetzigen schweren Kriege die Armee beseelt, erhalten bleibe für alle Zeit.